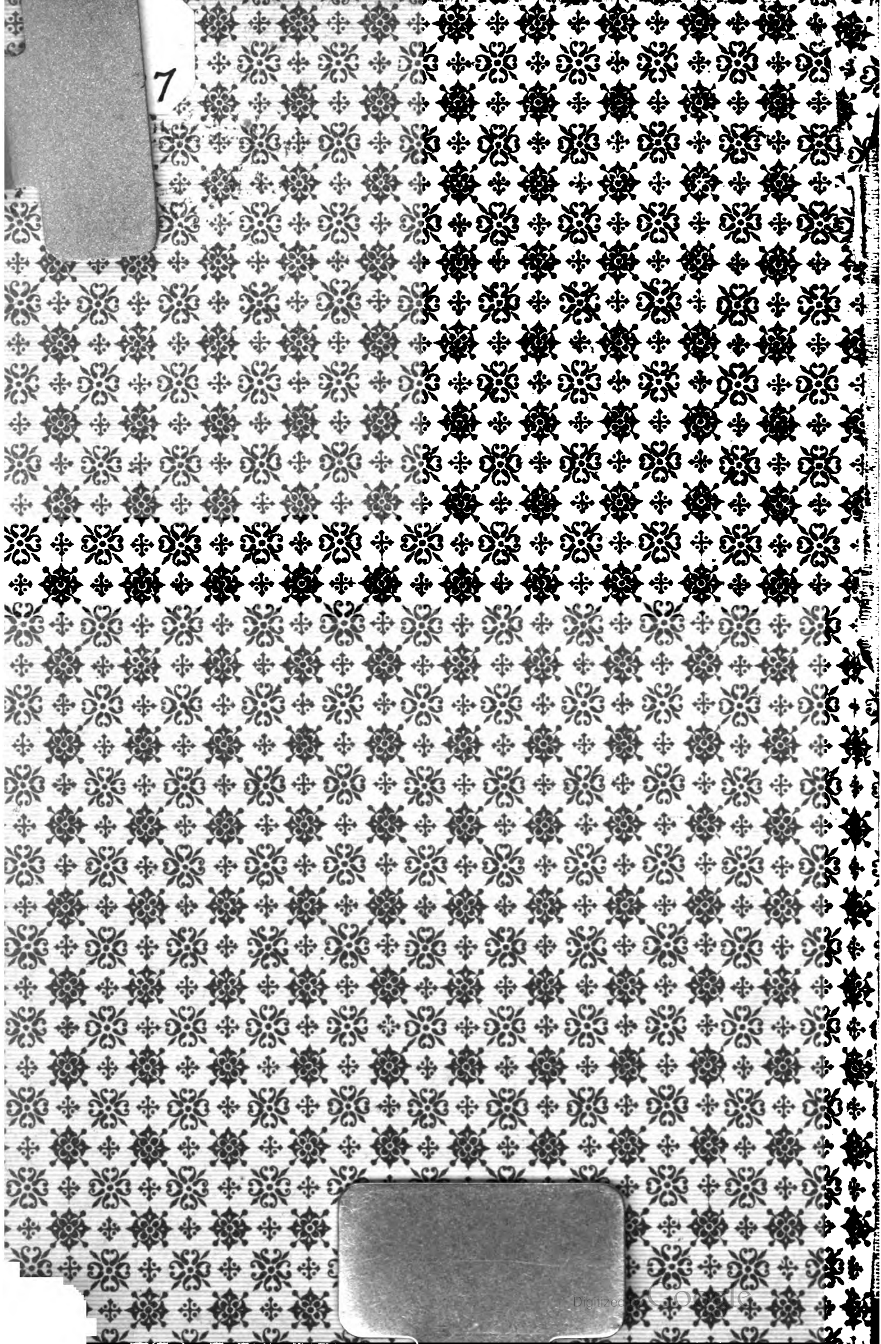
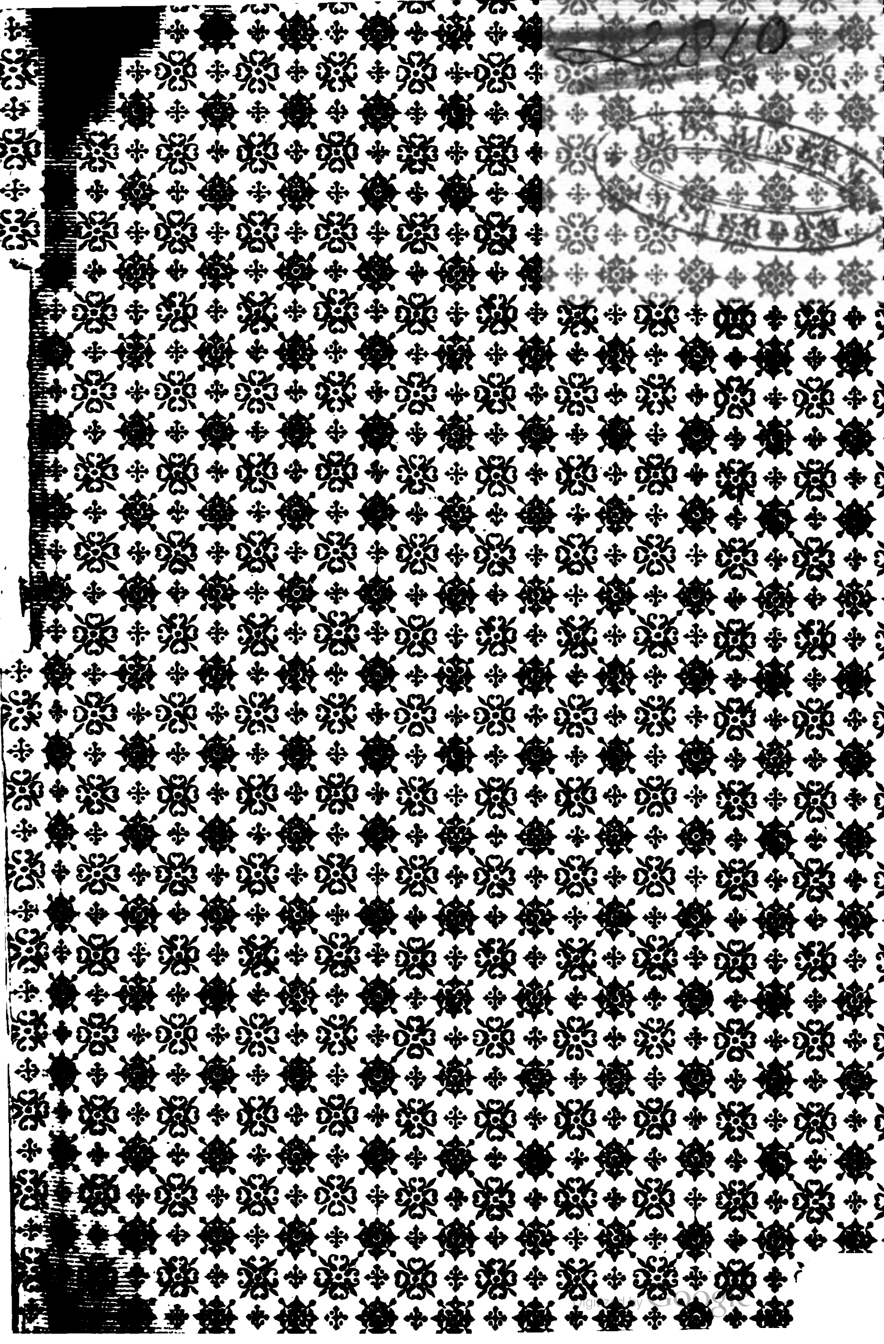
Allzeit getreu

von

H. Brand.




7


2810

Allzeit getreu.

Allzeit getreu.



Historische Erzählung aus dem 17. Jahrhundert

von

H. Brand. pseud,
Hagard, Johanna Elisabeth
(Hildebrand) 1832-1891.



Kassel
Georg H. Wigand.
1887.



Druck von W. Hopf in Melsungen (Kurhessen).

Ihrer Hoheit

der Herzogin

Marie

von Sachsen-Meiningen-Hildburghausen,

Prinzessin von Hessen-Kassel,

in ehrfurchtsvollster Verehrung gewidmet.

Vorwort.

„Von der ganzen Bahnstrecke wehte mich nur
„Kurhessen mit einer mir selbst unerklärlichen
„Liebe an. Ich habe seit meinen Heidelberger
„Jahren bis auf den heutigen Tag ein stetiges
„Vorurteil und Vorliebe für dieses Volk. Ich
„halte dafür, daß in dem Kurhessen eine ganz
„besondere Begabung und Gemütskraft liegt.
„Das Beste, was man an uns rühmen mag, ein
„Goldkorn in den Quarzblock Deutschlands ein-
„gesprengt! Und doch hat kein anderer
„deutscher Stamm eine schwermütigere
„Geschichte!“

Alban Stolz.
(Besuch bei Sem, Ham und Japhet.)

Die nachstehende Erzählung versucht es, einen kleinen Teil dieser „schwermütigen“ Geschichte dem Leser vor Augen und ins Gedächtnis zu führen.

Es ist die Zeit des dreißigjährigen Krieges!

Die geschilderten Ereignisse sowie die Zustände, aus welchen sie hervorgingen, sind nach den besten Quellen der Geschichte dargestellt. Alle romanhaften Verwickelungen sind streng vermieden, und die Lebensläufe der verschiedenen Personen sind innerhalb der überlieferten Grenzen in ruhiger, natürlicher Entwickelung gehalten.

Es liegt bei diesen Darstellungen weniger die Absicht vor, die trostlose Zerrüttung zufolge dieses langen Krieges hervorzuheben, als vielmehr zu zeigen, wie unser deutsches Volk inmitten aller Leiden und alles Elends sich doch immer seine höchsten Güter:

den frommen Glauben und den Sinn für Familienleben, häusliche Zucht und Ordnung bewahrte.

Kein anderes Volk hat jemals eine solche Heimsuchung erlitten. Die Heere fast aller europäischen Staaten haben auf den deutschen Fluren gekämpft, das Land verwüstet und die Einwohner beraubt. Wenige Anführer und nur ein kleiner Teil der Truppen setzte dabei sein Leben für die geheiligte Sache seines Glaubens ein, um derentwillen der Krieg entbrannt war; fast alle trachteten nach Macht, Ansehen, Beute und Reichtum. Zu keiner andern Zeit ist daher Besitz nnd Vermögen so oft aus einer Hand in die andere gewandert, und darin liegt vielleicht mit ein Grund, daß weder das verkommene Elend auf der einen, noch die Verschwendung und Genußsucht auf der andern Seite einen dauernden Einfluß gewannen. Diesen hatte sich das fleißige Bürgertum sowie die zähe Bauernschaft bewahrt, und das wohl nirgends mehr, als in Hessen, wo das treue Festhalten an dem Gewohnten und Hergebrachten eine ganz besondere Stammeseigenschaft ist.

Das Goldkorn in dem Quarzblock!

Eine lange Reihe vortrefflicher Fürsten, die sich eins fühlten mit ihrem Volke, hatten das Band der Zusammengehörigkeit fest geknüpft und auf ihr beruhte die Treue, die in allen Lagen standhielt, und die es der Landgräfin-Regentin Amalie Elisabeth ermöglichte, die Fahne der evangelischen Sache allezeit hochzuhalten.

Möchte es den folgenden Blättern gelingen, die Erinnerung an die große Landgräfin und die „schwermütige" Geschichte des hessischen Volkes in den Herzen und Gedanken der Nachkommen lebendig zu erhalten.

Erstes Kapitel.

Seit achtzehn Jahren schon tobte der wilde Krieg durch die deutschen Lande. Er hatte die blühenden, wohlangebauten Gefilde in Stätten des Jammers und Elends verwandelt, in denen der Bruder dem Bruder als Feind entgegenstand und der Fremde als Herr hauste. Weit und breit hatte keine sorgende, fleißige Menschenhand den Acker gepflügt; festgestampft von Menschentritten und Rosseshufen lag er da, und selbst das Unkraut hatte Mühe, ihn im Frühling mit einem trügerischen grünen Schimmer zu überkleiden. Die Wiesen an Flüssen und Bächen waren zerwühlt und die großen Wasserlachen, welche sich auf ihnen gebildet, sandten unter den warmen Sonnenstrahlen verpestenden Dunsthauch in die Luft.

Wo sich in den fruchtbaren Ebenen um die geschwärzten Mauern und den zerschossenen Turm der Dorfkirche noch menschliche Heimstätten zeigten, waren es elende Hütten, die nur in seltenen Fällen noch Schutz und Obdach gewährten. Die wohlhäbigen, wärmenden Strohdächer waren längst notdürftiger Bedachung gewichen, und die eingesunkenen Wände, die fehlenden Thüren und zerschlagenen Fenster, sowie der mangelnde Hausrat verrieten deutlich genug, daß rohe, räuberische Hände hier gehaust. Die Landleute hatten meist die offenen Dörfer, welche keinen Schutz

zu bieten vermochten, verlassen, und die Scholle, die ehedem reiche Frucht getragen, blieb wüst und leer.

Nur in den von den Verkehrsstraßen weit abgelegenen Winkeln fanden sich noch willige Hände, welche versuchten, den Acker zu bauen, aber selbst dort trug er nicht allzuoft denen die Frucht, welche den Samen gestreut.

Lange bevor die Saat gereift, hatten gar manches Mal schon wüste Banden, die zuchtlos umherzogen, die mühevolle Arbeit zerstört und roh die Frucht zertreten, die vielen hätte reichlich dienen können.

Wem es gelang, einige Habe vor der gierigen Beutelust des Kriegsvolkes zu retten, der flüchtete mit dieser hinter die schützenden Mauern der Burgen und Edelhöfe oder hinter die Wälle der festen Städte, und in weiten Wäldern oder abgelegenen Gebirgsgegenden fristeten die Armen ihr elendes Dasein.

In Haufen liefen die Männer den Heeren nach, aber nur selten schlug das Herz hoch für die Sache, für welche das Leben eingesetzt wurde.

Wo die reichste Beute und der größte Vorteil zu erhoffen stand, da wagte der Söldling sein Blut, und mit der Gelegenheit war in dem Deutschen auch wieder die alte Lust erwacht an Zank und Streit und wildem, abenteuerndem Leben.

Frauen und Kinder starben dahin oder zogen, in Sittenlosigkeit verkommen, als wüster Troß der Heere durch die Lande und mehrten die Not.

Unter solchem von Jahr zu Jahr steigenden Elend hatte auch das blühende Hessenland seit Beginn dieses unseligsten aller Kriege gelitten und schwer, wie auf dem Lande, lastete das allgemeine Unglück auch auf dem Herzen seines edeln Fürsten, des Landgrafen Wilhelm V., der kein Mittel unversucht gelassen hatte, den Krieg von seinen Grenzen fernzuhalten. Aber alles war vergebliches Bemühen gewesen. In der Mitte des Reiches gelegen, war das Land den beständigen Durchzügen der Heere aller Parteien preisgegeben, und weder des Landgrafen Bündnis mit

dem König Gustav Adolf von Schweden noch der Waffenstillstand, den er kürzlich mit den Kaiserlichen Heerführern geschlossen, um in Unterhandlungen wegen des Prager Friedens einzutreten, hatten Erleichterung verschafft.

Die Kaiserlichen Generale und Befehlshaber stellten um des Waffenstillstandes willen ihre Durchmärsche nicht ein, sengten, raubten und brannten nicht weniger als die wilden Haufen zusammengelaufenen Volkes, welche plündernd die Lande durchzogen, und so schien der Zustand im Frühling des Jahres 1636 bis zur Unerträglichkeit gestiegen.

* * *

Es war am frühen Morgen eines der letzten Apriltage dieses Jahres, als die edle Landgräfin Amalie Elisabeth von Hessen im Kinderzimmer des Schlosses zu Kassel an einem der Fenster lehnte und gedankenvoll in die Gegend blickte, die im ersten Grün des Lenzes prangte. Sie hatte die Hände lässig ineinander geschlungen und schaute hinüber nach der sanften Wellenlinie der Berge, die nicht allzufern das Thal begrenzten. Von jeher waren die Gemächer der fürstlichen Frauen und Kinder von Hessen in diesem, der Fulda zugekehrten Schloßflügel belegen gewesen, den die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne grüßten und aus dessen Fenstern man eine entzückende Aussicht genoß.

Ein tiefer Seufzer hob die Brust der Fürstin. Sie gedachte all der Frauen, die vor ihr von hier aus auf das schöne Land herabgesehen, von denen aber wohl keine jemals bedrückteren Herzens gewesen war als sie.

Sie stand im Sommer des Lebens; denn sie zählte kaum mehr als dreiunddreißig Jahre, aber schon waren viele Kümmernisse und Schmerzen über ihr schönes Haupt dahingegangen und hatten den Ausdruck sorgloser Anmut, der sie in früherer Zeit mit so großem Zauber umflossen, verwischt. Von kaum mittlerer Größe war sie jedoch noch immer von jener ausgezeichneten geistigen Schönheit, die zu bedeutend ist, um jemals ganz zu verschwinden und

ihre großen, sanften, braunen Augen sprachen von ernster Bedachtsamkeit und klugem, festem Wollen. Ihre Stirn, von tief in sie hinein fallenden blonden Locken bedeckt, war weiß und glatt, aber die tiefen Linien um den Mund verrieten, daß die hohe Frau schon viel gelitten.

Von zwölf Kindern waren dem fürstlichen Paare nur fünf am Leben verblieben, und die Kammerfrau derselben hatte eben der Landgräfin berichtet, daß der liebliche, sechsjährige Philipp in der Nacht wieder schlaflos und voll Unruhe gewesen sei und das bedrückte das Herz der armen Mutter noch mehr als die vielfachen andern Sorgen, welche die Lage des Landes hervorrief.

Er war ein ganz besonders schönes und begabtes Kind, dessen sonnige Heiterkeit und immer ungetrübte Laune ihr und dem Gemahl nicht nur zur Freude, sondern auch gar oft zur Erheiterung gereichte, sie wegen seiner zarten Gesundheit aber auch mit beständiger Angst erfüllte.

Wie an jedem Morgen, so war sie auch heute gekommen, um eine Stunde bei ihren Kindern zu verleben, bevor andere Pflichten sie in Anspruch nahmen.

Der Stiefbruder des Landgrafen, der junge, schöne, übermütige Hauptmann Prinz Friedrich und Fräulein Dorothea von der Malsburg, die Tochter des landgräflichen General-Kriegs-Kommissars Otto von der Malsburg *), hatten sie begleitet und alle drei waren von der kleinen Schar mit lauten Freudenrufen begrüßt worden.

Namentlich waren es die beiden Prinzen, Wilhelm und Philipp, welche in dem jugendlichen, heitern Oheim einen muntern Spielgefährten liebten und während die Landgräfin sich von der Kammerfrau über das Befinden und Verhalten der Kinder hatte berichten lassen, waren er und Dorothea schon von diesen in Beschlag genommen.

Die Landgräfin wandte sich um, als das laute Gelächter des

*) Der Stellung eines Generalstabschef von heute entsprechend.

kleinen Philipp an ihr Ohr schlug und auch ihre ernsten Züge erhellten sich, als sie sah, was ihres Knaben Fröhlichkeit reizte.

Prinz Friedrich, den seine Kameraden den tollen Fritz zu nennen pflegten, hatte das Kind auf den Rücken genommen und trottete als dessen Reitpferd durch das Gemach. Er hielt sich dabei so tief gebückt, daß er mit den herabhängenden Armen den Fußboden erreichen konnte und von Zeit zu Zeit sich aufstützend, machte er scheinbar Versuche, den kleinen Reiter, der sich bedachtsam festhielt, abzuwerfen.

Als es nicht gelang und die Wildheit des Pferdes zunahm, griff Philipp in die langen Nackenlocken des Prinzen, um ihn an dieser Mähne zu zügeln, und als dieser durch allerlei Kapriolen und lautes Wiehern sich hiergegen entschieden wehrte, stieg das Vergnügen des Reiters und der zusehenden Kinder aufs höchste und zog ihm erneute Ordnungsrufe zu.

„Philipp," rief die Mutter lachend dem Kinde zu, „Philipp, was denkst Du denn? Der Oheim ist doch nicht Dein kleiner Däne, den Du allenfalls so zausen magst. Weißt Du denn nicht, Du kleiner Schelm, daß es wehe thut, wenn man an den Haaren gerissen wird?"

Der Kleine blickte erschrocken auf und streichelte dann mit seinen kleinen runden Händchen liebkosend des Oheims braunes Haar.

„Mein gutestes Pferdchen" sagte er dabei schmeichelnd, und legte seine blühende Kinderwange auf das Haupt des Prinzen, der sich aufgerichtet hatte.

„Euer Liebden sollten sich nicht zu viel von dem kleinen Wilden gefallen lassen," wandte sich Amalie Elisabeth zu dem jungen Schwager, der seinen kurzen Pferdetrab wieder begann. „Solch kleines Volk weiß selten Maß zu halten und nimmt sich mehr heraus, als Ihr ihm erlauben solltet."

„O, sorgt Euch nicht, Liebden Frau Schwägerin," erwiderte der Prinz munter. Er war näher an die Landgräfin herangetreten und hielt nun hochaufgerichtet den Kleinen mit beiden

Händen fest. „Ich weiß mit solcher Bande schon fertig zu werden. Nicht wahr, Philipp?“ fragte er dann, zu diesem gewandt; „wenn Ihr es toll macht, so macht es der Ohm Fritz noch toller?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete der Kleine mutwillig, und legte seine Arme um des Oheims Hals, um festern Sitz zu gewinnen.

„Wie, Du weißt nicht?“ fragte Friedrich lachend. „Willst Du es einmal erleben, wie sich Dein Pferdchen freizumachen versteht?“

„Ja, versucht es doch, Ohm Fritz,“ jubelte das Kind und zog, auf einen Gewaltakt gefaßt, die kleinen Beine in die Höhe.

Der Prinz that, als wolle er weiter traben, dann aber mit einer raschen Bewegung dicht vor die Landgräfin tretend, rief er:

„Da macht das Pferdchen trab, trab, trab
Und wirft den kleinen Reiter ab!“

Und wirklich war es ihm bei diesen Worten gelungen, das Kind so abzuschütteln, daß es der Mutter in den Schoß fiel.

Alle lachten laut und Friedrich rief heiter:

„Abgefallen wie ein reifer Apfel!“

„Schmeckt 'mal, ob er reif ist, Fräulein,“ sagte Philipp und hielt Dorothea von der Malsburg, die neben dem Sessel stand, auf den sich die Landgräfin niedergelassen, die blühende Wange zum Kuß hin.

Das schöne junge Mädchen bückte sich und küßte den Kleinen. Ihr liebliches Antlitz mit der feingebogenen Nase und den großen braunen Augen zeigte die zarten Farben, welche meist mit der Haarfarbe verbunden sind, von welcher schon die römischen Geschichtsschreiber rühmten, daß sie wie Gold auf den Häuptern der germanischen Stämme schimmere.

„Reif und sehr gut,“ sagte sie sich aufrichtend und ein zartes Rot färbte ihre Wangen und Stirn höher, als ihr ernstes Auge dabei dem Blick des Prinzen begegnete, der den ihren gesucht hatte. Sie wandte sich ab, und Friedrich fragte den Erbprinzen Wilhelm, der Dorotheas Hand gefaßt hielt und im Ausdruck und Wesen nichts von Philipps sonniger Heiterkeit zeigte; ob er auch

einmal so reiten wolle, wie der nur um ein Jahr jüngere Philipp.

Aber Wilhelm schüttelte ernsthaft den Kopf mit den langen dunkeln Locken.

„Ich danke, Euer Liebden," sagte er ruhig; „ich will Euch nicht bemühen."

„Bah, bemühen!" rief Friedrich gut gelaunt. „Wer sagt Dir denn, daß es eine Mühe ist? Es ist für mich gerade so viel Spaß, wie für Dich."

„Aber es ist für mich kein Spaß", sagte das Kind. „Ich reite nur gern auf einem wirklichen Pferd, und Ihr seid kein solches, Liebden Herr Oheim."

„Nein, wahrhaftig, ich bin kein Gaul," rief Friedrich lachend, „aber wenn Du mir nicht, wie Philipp, die Ehre anthun willst, mich als solchen zu betrachten, so mußt Du mir sagen, was ich mit Dir spielen soll; denn Du weißt, ich lasse Dich nicht gern zu kurz kommen bei der Unterhaltung."

„So erzählt mir etwas von dem Quinten, Liebden."

„Von dem Quinten?" fragte der Prinz. „Ich weiß nicht mehr von ihm als Du. Kommt er etwa in diesem Jahre hervor, um seine Rosse in der Glies zu tränken?"

„Nein, erst im nächsten Jahre ist ein Auszug zu erwarten," erwiderte Wilhelm mit altkluger Bestimmtheit. „Wenn er uns einig findet, so wird er uns helfen! .... Spielt eine Schlacht mit uns, Liebden Herr Oheim, in welcher die Evangelischen den Sieg behalten," setzte er dann mit lebhafter Bitte hinzu.

„Jetzt und hier eine Schlacht?" rief Friedrich, über die Zumutung lachend. „Wir haben ja keine Gegner. Du und ich, wir würden doch die Protestanten sein, und gegen Philipp allein als gegen die katholische Partei auszuziehen, wäre doch allzu unrühmlich ...."

„Ich bin kein Katholischer, Euer Liebden," rief der kleine Prinz, der vom Schoße der Mutter herabgeglitten war und nun

in entschlossener Haltung und mit blitzenden Augen vor dem Oheim stand. „Dazu werdet Ihr mich niemals kriegen.“

„Ich werde es auch nicht versuchen,“ sagte Friedrich tröstend und legte liebkosend seine Hand auf das schöne blonde Köpfchen des Kindes.

„Vielleicht,“ — überlegte Wilhelm, „könnten die Schwestern und Fräulein Dorothea die Kaiserlichen sein?“

„Danke schön, gnädiges Herrlein,“ rief diese von der andern Seite des Zimmers, wo sie den kleinen Prinzessinnen behülflich war, deren Puppen anzukleiden, „ich bin ebenso gut evangelisch, wie Prinz Philipp, und möchte wohl auch einen schlechten Soldaten abgeben.“

Die Landgräfin, welche sich nach ihren kleinen Töchtern umgewandt, sagte seufzend:

„Wer weiß, wohin dieser unselige Krieg uns noch führen wird. Es kann leicht dahin kommen, daß es an Männern fehlt und die Frauen mit ausziehen.“

„Ich besorge vielmehr, daß der Sold eines Tages gänzlich mangeln wird,“ antwortete Friedrich. „Gebt mir Geld genug, und ich will Euer Liebden tausende von Fäusten verschaffen, welche das Schwert für die Sache unseres Glaubens zu ziehen bereit sind.“

„Für die Sache unseres Glaubens, sagt Ihr?“ wiederholte Amalie Elisabeth, und um ihren ausdrucksvollen Mund schwebte ein zweifelndes Lächeln. „Glaubt mir, Liebden, wenigen nur ist es noch darum zu thun, und die Kaiserlichen kämpfen schon lange um ganz andere Dinge. Den Herren in Wien liegt im Grunde sehr wenig daran, ob man hier im Lande zu Hessen bei dem lutherischen Bekenntnis bleibt, wie die von Darmstadt, oder ob man die Verbesserungspunkte Eures in Gott ruhenden Herrn Vaters, des Landgrafen Moritz, aufrecht erhält, wenn es nur gelingt, das Haus Hessen-Kassel aus der Zahl der regierenden Häuser zu streichen.“

„Das wird nicht gelingen!“ rief Friedrich zuversichtlich.

„Sagt das nicht, Liebden," entgegnete die Landgräfin. „Wenn es den Kaiserlichen gelingt, meine Vaterstadt Hanau in ihre Gewalt zu bekommen, so hat das Land seine letzte Vormauer verloren und unser Widerstand könnte leicht zu schwach sein."

„Sind neuere Nachrichten von dort eingelaufen?" fragt Friedrich lebhaft, und seine Augen blitzten.

Amalie Elisabeth schüttelte das Haupt.

„Nein," sagte sie; „aber gerade das ist es, was mich so besorgt macht."

„So kann sich Euer Gemahl immer noch nicht entschließen, der unglücklichen Stadt zu Hülfe zu kommen?"

„Der Waffenstillstand mit dem Kaiser und die angeknüpften Unterhandlungen wegen unseres Eintritts in den Prager Frieden hindern jedes kriegerische Vorgehen," gab die Landgräfin seufzend zur Antwort.

„Ha, der Prager Frieden," rief Friedrich und schlug sich mit den Fingern der Rechten leicht vor die Stirn. „Was war es doch, was mir der Amtmann von Harthausen davon gestern vor meinem Wegritt aus Homberg sagte? . . ."

„Harthausen, Euch?" fragte die Fürstin erstaunt, als Friedrich nachdenklich schwieg.

„Ja, er sprach davon," entgegnete der Prinz langsam und sich besinnend . . . . „ich weiß aber nicht mehr, was es war . . . . doch erinnere ich mich, daß er sagte, es sei von Wichtigkeit, daß der Bruder es erfahre."

„Und Ihr habt es vergessen?" fragte Amalie Elisabeth, und in ihrer Stimme klang ein Vorwurf.

„Es war kein Auftrag, Liebden," entgegnete der Prinz rasch; „das weiß ich bestimmt, und ich glaube," setzte er dann wieder zögernd hinzu, „er sagte mir nicht einmal, um was es sich eigentlich handelte, denn ich entsinne mich jetzt, daß er davon sprach, selbst nach Kassel kommen zu wollen und daß ich ihn fragte, ob ihn dann seine Tochter begleiten würde. . . . Sie

ist sehr schön und würde auch Euer Fürstlichen Gnaden gefallen," fügte er nach kurzem Schweigen hinzu.

„Ihr habt ein kurzes Gedächtnis, Liebden," sagte die Landgräfin, des jungen Schwagers letzte Worte unbeachtet lassend.

„Aber niemals, wenn es sich um reizende Frauen handelt. Schöne Augen, huldvolles Lächeln und freundlicher Gruß laufen nicht Gefahr, von mir vergessen zu werden," versetzte Friedrich mit tiefer Verbeugung, die Rechte auf sein Herz legend.

„Wollt Ihr mir Eure Huldigung darbringen, Fritz?" fragte die Landgräfin lachend.

„Euch, Fürstliche Gnaden, und jeder Frau, welche Anspruch auf Schönheit, Achtung und Ehrerbietung hat," entgegnete der Prinz und verneigte sich tief und ernsthaft vor der mit den Kindern näher herangetretenen Dorothea von der Malsburg.

„Liebden Frau Mutter," rief der kleine Philipp mit freudestrahlendem Antlitz, „Fräulein Dorothea sagt, daß der Osterhase heute Nachmittag seine Eier in ihrem großen Garten verstecken will, und sie will von Euch die Erlaubnis für uns erbitten, sie dort zu suchen."

Die Landgräfin wandte sich zu Dorothea um und sah dann auf den Prinzen Wilhelm herab, der schweigend ihre Hand gefaßt hatte und sie schmeichelnd drückte. Mit seinen großen Augen sah er bittend und erwartungsvoll zur Mutter auf.

„Ich war gekommen, um Euer Fürstlichen Gnaden diesen Wunsch der Eltern zu überbringen," sagte Fräulein von der Malsburg. „Bei dem schlechten Wetter war der Hase Ostern nicht rechtzeitig eingetroffen und will nun jetzt nachholen, was er damals versäumte," fügte sie lächelnd hinzu.

„Wie ist es?" fragte die Mutter die Kinder, die im Kreise um sie her standen. „Habt Ihr solche Freude verdient? Bist Du artig gewesen, Charlotte, weder trotzig noch eigensinnig?"

Das schöne neunjährige Kind sah auf. Sie hatte die fein geschwungenen dunkeln Brauen leicht zusammengezogen und ihre roten, schwellenden Lippen fest geschlossen.

„Nun antworte doch," drängte die Fürstin. „Hast Du keine Schuld zu beichten?"

„Nein," sagte die Kleine kurz und bestimmt, das schöne Köpfchen schüttelnd.

„Lotte war sehr artig," versicherte die um ein Jahr ältere zarte, blonde Amalie an der Schwester Statt. „Frau von Günderode hat keine Klage geführt, und wir haben sehr schön zusammen gespielt."

„Dann werde ich freilich des Fräuleins Bitte erfüllen müssen," versetzte die Mutter gütig, „und . . ."

Ein rasches Klopfen an der Thür unterbrach ihre Worte; sie sah sich um und eine der anwesenden Kammerfrauen ging, um zu öffnen.

Der Prinz, der unterdessen zu Dorothea getreten war, fragte leise:

„Wollt Ihr Eure Einladung nicht auch auf mich ausdehnen, Fräulein?"

Sie sah ihn an. In seinen Augen lag eine so beredte und doch bescheidene Bitte, daß sie die abweisende Erwiderung, welche ihr auf den Lippen schwebte, unterdrückte.

„Es sind nur Kinder eingeladen," antwortete sie ausweichend, „und Ihr würdet wenig Vergnügen finden, Fürstliche Gnaden."

„Laßt es darauf ankommen, Dorothea, und gewährt mir die erbetene Gunst," drängte er.

Dorothea schwieg unentschlossen und er fuhr fort:

„Habt Ihr nicht überdies hier oft genug gehört, daß ich noch ein Kind sei? Ihr thut mir mehr Ehre an, als andere mir zuerkennen, wenn Ihr mich für einen Mann erklärt."

„Ihr verleumdet Euch selbst, Fürstliche Gnaden," entgegnete das junge Mädchen, und ein liebliches Lächeln flog über ihre ernsten Züge. „Wenn Ihr gütig genug seid, mit den Kindern hier ein Kind zu sein, so habt Ihr draußen im Felde doch auch schon bewiesen, daß Ihr unter Männern ein Mann seid."

Die kühnen Augen des Prinzen leuchteten auf bei dem Lob

von Dorotheas Lippen, denn kein Mann, der sich seines Wertes bewußt ist, hört ihn gleichgültig anerkennen. „Aber hier und heute,“ bat er dennoch, „laßt mich für ein Kind gelten.“

Die Landgräfin war aufgestanden und während sie von der Kammerfrau eine Botschaft und Briefe entgegen nahm, trat Friedrich näher an Dorothea heran.

„Warum?“ fragte er leise flehend, „warum versucht Ihr es, eine solche Kluft zwischen uns zu legen, Dorothea?“

„Ich lege sie nicht zwischen uns, Fürstliche Gnaden,“ entgegnete sie ruhig und sah zu ihm auf. „Von Anbeginn an war sie von Gott zwischen uns errichtet; wir waren uns ihrer als glückliche Kinder nur noch nicht bewußt.“

„Glückliche Kinder!“ wiederholte Friedrich mit bedeutsamer Betonung. „So vergeßt doch, daß wir es nicht mehr sind, und erinnert Euch nur daran, wie lieb und wert Ihr mir von jeher waret.“

„Wir würden damit ein Unrecht begehen,“ erwiderte Dorothea, ohne die gebotene Hand des Prinzen zu nehmen. „Wir dürfen nicht festhalten wollen, was der Vergangenheit angehört.“

„So wollt Ihr mich ganz und gar von Euch weisen, Dorothea?“ rief der Prinz schmerzlich.

„Euch ganz und gar von mir weisen?“ wiederholte sie, von dem Tone betroffen. „Ihr werdet mir immer der teure Gefährte meiner Kindheit bleiben, Fürstliche Gnaden,“ setzte sie dann errötend aber ruhig hinzu.

Der Prinz sah sie an. Trotz ihrer Jugend und Anmut lag doch in ihrer Haltung eine abwehrende Würde, und der Übermütige erkannte, daß diese ihn in Schranken hielt, obgleich sein Herz sich sträubte, sie anzuerkennen.

„Aber ich will mehr sein,“ rief er erregt und brach ab, als die Landgräfin herzutrat.

„Kommt mit mir in meine Gemächer, Dorothea,“ sagte sie eilig zu dem Fräulein. „Es ist ein Bote angelangt, dessen Briefschaften ich lesen muß, und Ihr sollt mir unterdessen jede Störung

fern halten. Bleiben Euer Liebden noch hier?“ wandte sie sich dann fragend zu dem jungen Schwager. „Ich kann Euch nicht bitten, bei mir einzutreten.“

„Wenn Euer Liebden gestatten, so vergnüge ich mich noch eine Weile mit Euern jungen Herrenlein,“ erwiderte Friedrich, „und hoffe mir durch kindliches Spiel die Einladung zu erringen, auf welche ich noch immer warte.“

Die Landgräfin sah Dorothea überrascht an.

„Die Eltern werden sich freuen, Euch zu begrüßen, Fürstliche Gnaden,“ sagte diese, mit leisem Neigen des Kopfes auf die tiefe Verbeugung des Prinzen antwortend.

„Und Ihr?“ fragte er dann während er die Thür offen hielt, durch welche die Landgräfin hindurch schritt.

„Auch ich werde mich freuen, den Spielgefährten meiner Kindheit zu sehen,“ sagte Dorothea und folgte der Fürstin.



Zweites Kapitel.

Das Wohnzimmer des Landgrafen Wilhelm im Schlosse zu Kassel war dasselbe, welches von jeher den Fürsten von Hessen zu diesem Zweck gedient hatte und lag im ältesten, der Stadt und dem Kanzleigebäude zugekehrten Teile desselben. Es war ein großer, nicht allzuhoher Raum, dessen schwerfällige, aber kostbare und altertümliche Einrichtung schon manchem Geschlechte gedient haben mochte. Eisen und Eichenholz, diese eigensten Erzeugnisse der deutschen Lande, waren fast ausschließlich zu seiner Ausstattung verwandt und verliehen ihm einen strengen, ernsten, ja fast düstern Anstrich, den die Schönheit der Arbeit an den reichen Thür- und Fensterbeschlägen, die kostbaren Schnitzereien der Wände und der Decke sowie der Tische, Sessel und Schreine, die in ihrer Größe fast unverrückbar erschienen, wohl zu mildern, aber nicht zu benehmen vermochte.

Und ernst, wie das Gemach, erschien auch sein Bewohner, der kaum vierunddreißigjährige Landgraf, der am heutigen Morgen mit sorgenvoll gefurchter Stirn vor einem mit Schriften und Papieren aller Art bedeckten Tische saß. Düster, fest und widerstandskräftig erschien der seelische Ausdruck seines mannhaften Antlitzes, während auf das sonstige Äußere des Fürsten die langen Jahre des Kummers und der Sorgen, der Anstrengungen und Entbehrungen in den Feldlagern und bei den Kriegszügen nicht ohne Einfluß geblieben waren. Die von tiefen Schatten umgebenen schwarzen Augen blickten schwermütig, und aus dem bleichen eingefallenen Antlitz sprang die schmale, etwas gebogene Nase scharf hervor. Sein braunes Haar war nach Sitte der

Zeit nur über der Stirn mit den hochgewölbten Brauen kurz geschnitten, an den Seiten und im Nacken fiel es in wenig gekrausten Locken bis auf den breiten Leinenkragen herab, der mit alten kostbaren Kanten aus Brabant besetzt, Hals und Schultern deckte. Ein kleiner Schnurr- und Knebelbart ließ die vollen Lippen und das schmale Kinn frei, dessen tiefe Linien eine feste, entschlossene Beharrlichkeit verrieten. Seine Gestalt war kaum mehr als mittelgroß und von jener eingefallenen Magerkeit, welche ein anhaltendes Leiden bekundet.

Der Landgraf war nicht allein. Ihm gegenüber am Tisch, eifrig mit Lesen beschäftigt, saßen der General-Kriegskommissar und Obervorsteher der hessischen Ritterschaft, Herr Otto von der Malsburg und der Ritter Johann Bernhard von Dalwigk; beides Männer, die des Fürsten vollstes Vertrauen besaßen. Malsburg, welcher mehr als ein Jahrzehnt älter sein mochte als der Fürst, war ein Herr von mittlerer Größe, mit blondem Haar, klugen blauen Augen und festen energischen Zügen, auf denen ein Ausdruck von bewußtem Wollen und Können sich leicht erkennen ließ. Der neben ihm sitzende Dalwigk war der Kindheits- und Jugendgefährte und noch immer der vertrauteste Freund des Fürsten, mit welchem ihn demungeachtet weder äußerlich noch innerlich Gleiches zu verbinden schien. Groß, schlank, blond, rasch in Bewegung und Worten, bezeugte er durch nichts in seinem blühenden, lebensvollen Antlitz die seelische Erregbarkeit, welche Wilhelms feine Züge durchgeistigte, und doch schien gerade diese Verschiedenheit der Männer, durch welche einer im andern seine Ergänzung fand, das Band zu sein, welches ihre Freundschaft so warm und dauernd machte.

Malsburg schob die Papiere, in welchen er bisher gelesen hatte, zurück und richtete sich in seinem Sitz auf.

„Dies ist ganz wie Melander, Fürstliche Gnaden," sagte er zu dem Landgrafen gewandt, während er mit der Rechten ziemlich heftig auf eins der vor ihm liegenden Schriftstücke schlug. „Erst lobt er Euer Gnaden kriegerische Absicht, und dann setzt er hinzu:

„„à mon opinion je l'eusse encore tardé pour plusieurs raisons."" Was soll das heißen?"

Wilhelm zuckte mit den Schultern.

„Ein Rat oder eine entschiedene Meinung sind selten von ihm zu erlangen," sagte er. „Es kommt mir aber auch wenig bei ihm darauf an, wertvoller ist er mir als geschickter Heerführer und schlauer Unterhändler, denn als ehrlicher Ratgeber. Aber was sagst Du zu Griesheims Berichten? Ich vermag keinen Fortschritt der Unterhandlungen darin zu erkennen. Alle angeführten Punkte waren ja von vornherein vom Kaiser und mir pure zugestanden, wozu also jetzt diese endlosen Wiederholungen. Ich fürchte, man will in Wien nur Zeit gewinnen. Wieviele gute Kriegsgelegenheiten habe ich mir seit Beginn der Unterhandlungen schon entgehen lassen, und daß man sich bezüglich der Religionsversicherung nicht zu bündigen Erklärungen herbeiläßt, bestärkt mich in dem Glauben, daß man gar keinen Ernst macht."

„Es scheint allerdings, als wolle man die Unterhandlungen in die Länge ziehen," gab Malsburg bedächtig zu, „aber dennoch kann ich Euer Fürstlichen Gnaden nur raten, sie nicht abzubrechen."

„Und ich rate Euch das Gegenteil, Gnädiger Herr," rief Dalwigk lebhaft dazwischen. „Wir verlieren nach allen Seiten die beste Zeit, und ich weiß überhaupt nicht, warum Ihr Euch in Unterhandlungen eingelassen habt."

„Weil niemand im Reiche sagen soll, ich hindere den Frieden," entgegnete der Landgraf rasch und fügte dann bedächtiger hinzu: „Die meisten der evangelischen Fürsten sind den Prager Abmachungen beigetreten; mein Herz, mein Land und meine Stände verlangen sehnlichst nach Frieden, und ich will zu seiner Erreichung keine Möglichkeit versäumen."

„Wenn Ihr nicht Euch und Euer Land in des Kaisers Hand gebt, so werdet Ihr ihn nicht erlangen," sagte Dalwigk, „das ist meine feste Überzeugung."

„Was sagst Du zu dem Verlangen bezüglich der Reichssteuer,

Otto?" fragte der Landgraf seinen General-Kriegskommissar. „Wie soll es möglich sein, in dem gänzlich verarmten Lande binnen ein und einem halben Jahr die verlangte Reichssteuer von hundert und zwanzig Römermonaten einzutreiben? War es doch in Friedenszeiten oft schwer genug, diese Steuer zu den Kriegszügen des Kaisers für zwölf Monate zu entrichten und jetzt sollen wir sie in achtzehn Monaten für volle zehn Jahre aufbringen? Es ist eine so unerfüllbare Forderung, daß sie allein schon den bösen Willen verrät!"

„Der fortgesetzte Krieg wird auch kosten," entgegnete Malsburg.

„Gewiß", gab der Landgraf zu, „aber ich halte Westfalen besetzt und brauche nicht das eigene Land auszusaugen."

„Das haben die Kaiserlichen gethan und werden es noch gründlicher besorgen, wenn Ihr die Friedensvorschläge verwerft, Fürstliche Gnaden. Erwägt es wohl," warnte der General-Kriegskommissar.

„Das thue ich," versicherte Wilhelm, „und ich frage Dich, willst oder kannst Du Deinen Anteil an jener Steuer in so kurzer Frist beschaffen; denn auch Du bist zum Zuzug mit Pferden und Knechten oder an ihrer Statt zur Geldleistung verpflichtet, so gut wie die andern."

„Ich werde mich der pflichtigen Steuer nach Stand meines Vermögens nicht entziehen," antwortete Malsburg, „jedoch mein Besitz hat sich in diesen Kriegsjahren an Land und Leuten so erheblich verringert, daß ich die frühere Beihülfe nicht mehr leisten kann. Ihr wißt es selbst."

„Freilich weiß ich es; aber wem hat sich denn der Besitz gemehrt? Er ist in die Hände von Abenteurern und wilden Beutejägern gefallen, die sich den alten, daran haftenden Verpflichtungen zu entziehen wissen, oder er ist verwüstetes, herrenloses Gut, von dem sich ebenso wenig eine Steuer eintreiben läßt."

Dalwigk hatte einen der auf dem Tisch liegenden Briefe in die Hand genommen, um ihn zu lesen, und als auch Malsburg schwieg, fuhr der Landgraf fort:

„Wenn es sich aber wirklich nur um diese Steuer handelte, so wollte ich mich nicht besinnen und gern die Beschwer derselben auf mich nehmen; denn ich bin des Krieges und seiner Gottlosigkeit herzlich müde und sehne mich danach, mein Haupt in Frieden auf mein letztes Kissen zu legen. Aber ich habe als Fürst zu Hessen meinen Unterthanen das Land und meinen Kindern ihr Erbe zu erhalten, und um dessen Vernichtung ist es den Herren in Wien zu thun!"

„Wie Ihr nur so etwas fürchten mögt, Fürstliche Gnaden," rief Malsburg erregt. „Könnt Ihr glauben, nur einer von uns würde zu solcher Hinterlist die Hand bieten? ..... Nein," setzte er dann ruhiger hinzu, „ich glaube, daß Euer Fürstliche Gnaden in Ihren Befürchtungen zu weit gehen."

„Oder nicht weit genug," rief Dalwigk und warf das Schriftstück, in welchem er gelesen hatte, heftig auf den Tisch. „Wenn man in Wien den Frieden so gern will, wie man uns möchte glauben machen, warum weigert man sich denn, die Amnestie für Seine Durchlaucht dann auch auf diejenigen adligen Vasallen des Niederfürstentums auszudehnen, welche dem Reiche unmittelbar unterworfen sind. Warum besteht man darauf, diese gesondert zu amnestieren?"

Malsburg zog die Schultern in die Höhe, um seine Unwissenheit zu bekunden, und Dalwigk, welcher ihn fragend angesehen, fuhr fort:

„Ihr wißt es nicht, Malsburg? Nun dann will ich es Euch sagen: weil man diese Vasallen immer mehr und mehr von dem Lande zu Hessen lösen will, um dessen Machtstellung nach jeder Richtung zu schmälern und ohnmächtig zu machen. Noch verfügt Seine Fürstliche Gnaden über ein Heer von 13,000 Mann guter, geschulter Truppen, die meistens Landeskinder und dem Herrn treu ergeben und anhänglich sind, und ganz unthunlich erscheint es mir, dieses Kriegsvolk wie eine Ware in die Hand des Kaisers oder des Kurfürsten von Sachsen zu geben, wie der Prager Frieden es verlangt. Auch frage ich Euch, kann Seine Gnaden überhaupt ein

Heer fortgeben, in welchem doch viele nicht nur für Sold, sondern für Glauben, Recht und Gewissen kämpfen? Sie haben das Schwert zur Hand genommen für das Land, welches ihre Väter ihnen vererbt, an dem sie mit ihren Herzen hängen, und das sie mit ihrem Blut und Leben gegen einen Feind verteidigen, der es genommen, verwüstet, gebrandschatzt und zertreten hat."

„Und alle diese Männer werden im Frieden die Hand wieder an den Pflug legen, den Herd wieder aufrichten, den Acker bebauen und ungekränkt darauf wohnen können," rief Malsburg lebhaft aus und neigte sich über den Tisch vor. „Mehr als andere Stämme, lieben die Hessen ihr Land und die Scholle, auf welcher sie geboren sind. Sie zu erhalten und uns wieder anzueignen, was wir von den Vätern geerbt, ist unser Verlangen, und wir hoffen, daß der Frieden uns wiedergeben wird, was der Unfrieden uns entrissen. Ich weiß genug von Griesheim, der eine Tochter meines Vetters Hermann Malsburg geehelicht hat, um mir sagen zu können, was ich in diesen Zeitläufen von einem Manne zu halten habe, der bald dieser, bald jener Partei gedient hat; darin jedoch bin ich seiner Meinung, daß wenn Seine Fürstliche Gnaden sich nur erst einmal entschließen, den Frieden pure anzunehmen, sich die Erledigung der Einzelfragen von selbst ergiebt."

„Den Frieden pure annehmen, heißt in diesem Fall, mich wehrlos machen, Otto. Ich begreife nicht, wie Du das übersehen kannst," mischte sich der Landgraf in das Gespräch. „Wenn ich mein Heer unter des Kurfürsten von Sachsen Befehle stelle, so beraube ich mich der Möglichkeit, mir die einzelnen Punkte des Prager Friedens zu sichern."

„Derselbe gesteht Euch das Recht zu, ein Heer zur Sicherung des Landes aufrecht zu erhalten, Gnädigster Herr," gab Malsburg ehrerbietig zur Antwort.

Des Landgrafen Lippen verzogen sich zu einem bittern Lächeln.

„Was meinst Du wohl," fragte er, „wie groß mein Heer sein müßte, wenn es mir Sicherheit gegen den Kaiser und das

Reich gewähren soll, und wie lange ich es auf den Beinen erhalten müßte? Was soll mir auch ein Frieden nützen, zu dessen Aufrechterhaltung ich von vornherein gerüstet sein muß, und in dem man mir meine Rechte nicht gewährleisten will? Den Herren in Wien gegenüber kann ich nicht bona fide handeln!"

„Man will in Wien nur nicht zugeben, daß Euer Fürstlichen Gnaden Rechte besonders und allein gewährleistet werden, nachdem die übrigen evangelischen Stände, bis auf den Herzog Bernhard von Weimar und die Erben des Pfalzgrafen Friedrich, mit den gemachten Zugeständnissen einverstanden zu sein scheinen," erinnerte Malsburg in bescheidenem Ton.

„Scheinen, sagt Ihr, Herr von der Malsburg," warf Dalwigk ein und betonte scharf das Wort. „Bis jetzt unterhandeln noch alle ebenso wie wir, und diejenigen, welche sich mit dem Kaiser geeinigt haben, können von den Schweden nicht loskommen."

„Das ist es, Herr," rief Malsburg lebhaft, „daß unsere Bundesgenossen im Grunde unsere schlimmsten Feinde sind."

Dalwigk schüttelte das Haupt und der Landgraf winkte abwehrend mit der Hand, aber Malsburg ließ sich nicht beirren.

„Vielleicht ist es so, wie man sagt," fuhr er fort, „daß die evangelische Sache, die ja auch in meinem Herzen die erste ist, durch den König Gustav Adolf gerettet wurde; seitdem haben sich die Dinge aber mächtig geändert, und der schwedische Kanzler hat keinen liebern Gedanken als den, den Norden von Deutschland seiner Krone zu unterwerfen. Zwar rühmt sich Frankreich, das römische Frankreich, die deutsche „Libertät" zu schützen, aber glaubt mir, es will nichts als uns den Fuß auf den Nacken setzen, und deshalb rate ich, den Prager Frieden anzunehmen und von fernerem Kriege abzulassen. Ich stehe nicht allein mit dieser meiner Meinung; auch die Stände des Landes, die geistlichen und weltlichen Räte haben auf Befragen Seiner Fürstlichen Gnaden dies Dafürhalten nicht verschwiegen."

„Aber alle verlangen bessere Gewähr von Wien, Otto, und das ist es, was ich nicht erlangen kann," rief der Landgraf ungeduldig. „Johannes Crocius, das Haupt der Theologen im Lande, will bündige Versicherung der reformierten Religion; die Räte stellten mir Annahme oder Verwerfung aus zwei ganz gesonderten Gesichtspunkten vor und verlangten, ich sollte einige Nachgiebigkeit zeigen, aus der Not eine Tugend machen — „coacta voluntas non est perfecta voluntas", wie sie sich ausdrücken — und gehörige Gegenversicherung mir verschaffen. Und wie die Stände antworteten, ist Euch ja beiden zur Genüge bekannt. Wenn ihr Rat, den Frieden pure anzunehmen, im Ernst gemeint war, so mußten sie mir auch die Mittel dazu bewilligen; denn woher soll ich sie nehmen?"

„Man wird in Wien versuchen, was man etwa von Euch erlangen kann, aber man wird nicht auf allen diesen Forderungen bestehen," sagte Malsburg begütigend.

„Man wird in Wien versuchen, mich zu vernichten!" rief der Landgraf heftig und schlug mit der Hand auf den Tisch, „aber ich werde mich mit aller Kraft, die mir geblieben, dagegen stemmen."

Wilhelm war aufgestanden und ging mit hastigen Schritten im Gemache auf und ab; auch Malsburg und Dalwigk hatten sich erhoben, aber keiner von ihnen sprach.

„Wenn Du alles bedenkst, Otto, was seit dem Ausbruch des Krieges schon gegen das Land zu Hessen geschehen ist," sagte er, stehen bleibend, in ruhigerem Tone, „so mußt Du erkennen, wie man Schritt für Schritt auf diesem Wege vorging, auf dem man schon gar vieles erreichte. Als nach unseres Vetters Ludwig Tod der Streit um Marburg zwischen Darmstadt und uns ausbrach, wurde uns zu verstehen gegeben, daß hauptsächlich unser hochseliger in Gott ruhender Herr Vater, der Landgraf Moritz, den Frieden hindere; als dieser aber dann, des Zankes und Haders müde, die Regierung in meine Hände legte, konnte auch ich nur einen Frieden erlangen, dem mein Vater seine vorbehaltene

Genehmigung versagen mußte. Von der Notwendigkeit gedrängt und hoffend, meine Willfährigkeit würde dem Lande Nutzen bringen, hatte ich in den Frieden gewilligt; Marburg, ein Teil von Katzenelnbogen und die Herrschaft Schmalkalden wurden an Darmstadt abgetreten. Aber was hat es geholfen? Ist etwa mein landgräflicher Vetter dort mein Freund geworden? Hast Du vergessen, wie leidenschaftlich sein Bevollmächtigter in Prag, Doktor Wolf von Todenwarth, darauf drang, mich von der Amnestie auszuschließen, und wie er laut erklärte, der Kaiser habe keinen grimmigeren Feind als mich. Er bot demselben ungescheut starke Kriegshülfe seines Herrn an, falls man bereit sei, mich gänzlich zu vernichten."

„Und der Kaiser hätte diesem Verlangen nur zu gern gewillfahrt," stimmte Dalwigk zu, „wenn ihn nicht Erwägungen gehindert hätten, die jetzt nicht mehr bestehen."

Als Malsburg nachdenklich schwieg, fuhr der Landgraf fort:

„Und wie war es mit Hersfeld? . . . Während ich im Jahre 1628 in Prag weilte, um bei dem Kaiser Erleichterungen für mein Land zu erbitten, und man mich dort mit Redensarten und Versprechungen festhielt, bemächtigte sich der Kurfürst von Mainz dieses meines alt ererbten Stiftes, und der Kaiser ernannte seinen unmündigen Sohn, den Erzherzog Leopold Wilhelm, zu dessen Verweser. Du weißt, daß ich nicht den geringsten Anlaß zu solcher Vergewaltigung gegeben, und hast wohl eben die Antwort auf meine Bitte um Rückgabe des Stiftes beim Frieden gelesen?" —

Malsburg schüttelte das Haupt.

„Ich habe noch nicht alle Papiere durchgesehen," sagte er.

Der Landgraf lachte kurz und verächtlich auf.

„Wahrlich," rief er, „wenn es nicht zum Ärgern wäre, so könnte man lachen über diese Antwort: Ich solle in Ansehung der Gefahr froh sein, schreibt man, daß mir diese Last abgenommen sei und bei den *wohlbegründeten* Ansprüchen des

Erzherzogs Leopold Wilhelm möge ich das Stift zu des Kaisers Verfügung stellen."

„Ja," rief Malsburg, „das ist in der That zum Lachen, und wenn ich nicht mit Bestimmtheit wüßte, daß man in Wien ernstlich den Frieden will, so . . ."

„Nein," fiel ihm Wilhelm ins Wort, „Du irrst Dich, man will keinen Frieden mit mir. Man will mich hinziehen, bis ich gänzlich umzingelt bin, und jede gute Kriegsgelegenheit mir entgehen ließ; dahin aber will ich es nicht kommen lassen. Noch bin ich Herr meiner Entschließungen und die Herren in Wien können erfahren, daß ich ihr Spiel durchschaue."

„So haben Euer Fürstliche Gnaden den Krieg beschlossen?" fragte Herr von der Malsburg.

„Nein, nichts ist für heute beschlossen," fiel ihm der Fürst ins Wort. „Nur meine Meinung wollte ich Dir und Dalwigk nochmals sagen und die Eure hören, damit wir wissen, wie wir zueinander stehen; denn wie Ihr, so wird auch die Ritterschaft beschließen."

Der Obervorsteher der Ritterschaft nickte.

„Wir werden der Treue gegen unsern Landesherrn nicht vergessen," antwortete er, „und uns nur dem Rate Melanders anschließen, der vor jeder kriegerischen Bewegung warnt, bevor alle Friedensmittel erschöpft sind."

„Das schreibt er in bezug auf den Entsatz von Hanau," erklärte der Landgraf.

„So habt Ihr etwas über den Entsatz von Hanau beschlossen, Fürstliche Gnaden," rief Malsburg erstaunt, einen Schritt zurücktretend.

„Er ist weder beschlossen noch aufgegeben . . ." sagte Wilhelm, „und die Erwägungen dieserhalb . . ."

Ein rasches Klopfen an der Thür unterbrach die Worte, und auf des Fürsten Gebot erschien dessen Kammerjunker von Seckendorf und meldete den Amtmann von Homberg, Herrn Rabe Arend

von Harthausen, sowie dessen Bruder Falk Arend und den Oberstleutnant von Harstall, welche um geneigtes Gehör bäten.

„Hast Du nicht gesagt, daß ich mit dem General-Kriegskommissar und Herrn von Dalwigk in Beratung bin?“ fragte der Landgraf, welcher sich nicht gern unterbrechen ließ, streng.

„Die Herren hatten es schon von dem wachthabenden Offizier erfahren,“ antwortete der Junker, „bitten aber dennoch um Gehör, weil sie wichtiges mitzuteilen haben.“

„So laß sie eintreten,“ sagte Wilhelm nach kurzem Besinnen, „laß sie aber wissen, daß meine Zeit knapp ist.“

Der Junker verbeugte sich und ging; gleich darauf traten die Herren ein.

Der Amtmann Rabe Arend von Harthausen war ein Herr von etwa fünfzig Jahren mit dem gewandten Wesen, wie es trotz der vielfachen Sittenverwilderung, sich durch den Umgang mit den Franzosen in den höhern Kreisen ausgebildet hatte. Er und sein jüngerer Bruder standen Wilhelms Stiefmutter, der Landgräfin Juliane, besonders nahe, und sie sowohl wie ihre Söhne kehrten häufig in des Amtmanns gastlichem Hause ein, wenn sie sich, wie eben jetzt, auf ihrem nahe bei Homberg belegenen Gute Falkenberg aufhielt.

Der Landgraf hatte die ehrfurchtsvolle Verbeugung der Herren mit gemessenem Gruß erwidert und bot zuerst dem Oberstleutnant von Harstall und dann den Brüdern freundlich die Hand.

„Ich hörte schon durch meinen Bruder Friedrich,“ sagte er zum Amtmann gewandt, „daß er sowie Ernst und Christian in Euerm Hause häufig gute Unterhaltung finden. Er rühmt Eure und Eurer Hausfrau Gastlichkeit, und ich hoffe nicht, daß der tolle Fritz Euch Ursache zur Beschwerde gab, noch daß er Euch, Oberstleutnant von Harstall, im Regiment Anlaß zu Klagen bietet.“

„Nein,“ entgegnete der Angeredete lächelnd, „mit solchen würde ich Euer Fürstlichen Gnaden nicht belästigen. Das Regiment weiß sich schon Recht zu verschaffen und Ordnung zu

halten, ohne Euer Gnaden zu behelligen. Jedoch der Prinz giebt im Dienst keinen Anlaß zur Unzufriedenheit, es thut bei ihm nichts not, als seinen allzu verwegenen Mut ein wenig zu zügeln."

„Er ist mehr Raufbold, als mir lieb ist, ein echtes Kind seiner Zeit," sagte der Landgraf seufzend, und während er sich in seinen Sessel niederließ, begrüßten sich die Eingetretenen mit Herrn von Dalwigk und dem General-Kriegskommissar.

„Es ist ein großes Glück, ein Kind der Zeit zu sein, in welcher man leben muß," sagte Dalwigk, dem Oberstleutnant kräftig die Hand schüttelnd, „zumal in dieser bösen Zeit, die allzu schwer auf den Herzen der Friedfertigen lastet."

„Aber die Friedfertigen sind es, welche die böse Zeit in eine gute wandeln müssen," versetzte der Landgraf. „Wollte man auf das kriegslustige Volk hören, zu dem auch Fritz zählt, so brauchte der Streit kein Ende zu nehmen. . . . . . Doch setzt Euch, ihr Herren," unterbrach er sich, mit einladender Handbewegung auf die umherstehenden Stühle zeigend, „und laßt mich hören, welches Eure Anliegen sind."

Die Herren gehorchten und der Amtmann sagte:

„Es handelt sich auch bei uns oder vielmehr bei meinem Anliegen um die Frage von Krieg und Frieden, Fürstliche Gnaden."

„Ich hätte es mir denken können," versetzte der Landgraf, schwermütig seine Stirn in die Hand legend. „Ist es doch fast, als ob es nichts anderes mehr auf der Welt gäbe. Aber was habt Ihr damit zu schaffen, Amtmann?" setzte er lebhafter und sich wieder in die Höhe richtend hinzu.

„Wohl eigentlich nichts, Durchlauchtiger Herr, und ich bitte daher Euer Fürstliche Gnaden, das was ich Euch zu sagen für geboten halte, nicht für eine unberufene Einmischung meinerseits ansehen zu wollen. Ich bat meinen Bruder und den Oberstleutnant, Zeugen meiner Unterredung mit Euch zu sein und

möchte Euch um die Gnade bitten, meine Aussagen aufschreiben zu lassen."

„Und diese beiden Herren?" fragte der Landgraf, auf Malsburg und Dalwigk zeigend.

„Sind mir gleichfalls hochwillkommene Zeugen," versetzte der Amtmann mit einer Verbeugung.

Der Landgraf griff zu einer auf dem Tische bereitstehenden Schelle und klingelte.

Der im Vorzimmer harrende Kammerknecht trat auf das Zeichen herein.

„Geht hinüber auf die Kanzlei, Martin," befahl der Fürst, und bestellt auf der Schreiberstube, der Geheim-Sekretär Sengel möge sofort herüber kommen, um ein Protokoll aufzunehmen."

Der Diener entfernte sich und während man das Kommen des Sekretärs erwartete, sagte der Landgraf:

„Ich hatte gehofft, während der Friedensunterhandlungen einige Ruhe zu gewinnen und bei Jagd und Fischfang mich zu erholen. Auch um die Münze und das chemische Laboratorium würde ich mich gern wieder einmal bekümmern, aber die anderweitigen Sorgen lassen mich nicht dazu kommen."

„Euer Fürstliche Gnaden sollten sich nicht von denselben beeinflussen lassen," sagte Dalwigk. „Ich würde mich nicht so sehr um Dinge grämen, die ich nicht ändern kann."

„Du hast gut raten, Bernhard, auf Dir lastet keine Verantwortung," entgegnete Wilhelm.

„Aber mit allen Sorgen vermögt Ihr es nicht weiter zu bringen, Durchlauchtigster Herr," sagte Harstall freimütig, „und ich meine, es sähe gerade jetzt besser im Lande aus, als seit manchem Jahr. Wir sahen auf dem Wege hierher mehrmals pflügende Bauern und nahe bei der Stadt gab es sogar ausgestellte Felder."

In des Landgrafen ausdrucksvollem Antlitz zuckte es schmerzlich.

„Mein armes, treues Volk," rief er aus, und die Trauer,

die aus den Worten klang, verriet, wie tief sein Herz das Unglück seines Landes fühlte. „Kaum daß etwas von der Möglichkeit eines Friedens verlautet, so rührt es auch wieder seine fleißigen Hände und müht sich, um im Schweiße seines Angesichtes von der Erde sein tägliches Brot zu empfangen! .... Aber wer wird die Ernte halten?"

„Geben wir die Hoffnung nicht auf, daß es dieselben Hände sein werden, welche den Samen streuen," versuchte Malsburg zu trösten.

„Glaubst Du, was Du sagst, Otto?" fragte der Landgraf, nach ihm hinsehend.

„Ich hoffe es," entgegnete er.

„Dann bist Du hoffnungsreicher als ich," entgegnete der Fürst.

„Sind schlimmere Nachrichten eingelaufen?" fragte Harthausen den General-Kriegskommissar.

„Schlimmere Nachrichten?" wiederholte Wilhelm. „Was versteht Ihr darunter? Das ganze Land ist rings von Kaiserlichen Truppen umstellt. Der Kurfürst von Sachsen fordert gemäß des Prager Friedensvertrages sofortigen Zuzug meiner Truppen zum Reichsheer; der ..."

„Zum Teufel, das ist nicht übel ersonnen," rief Harstall mit kurzem Auflachen und schlug sich mit der flachen Hand aufs Knie, daß es schallte, „das Heer abliefern, bevor die geforderten Zugeständnisse bewilligt sind und dann .... was denkt denn der Kurfürst .... glaubt er, Euer Fürstlichen Gnaden Völker ließen sich so hin- und hergeben, wie eine Ware?"

Der Landgraf nickte ihm zu, beantwortete den Einwurf aber nicht weiter und fuhr fort:

„Der Marquis Coretto begehrt Quartier für fünf spanische Regimenter, und der Bruder des schlimmen Würzburger Bischofs, General von Hatzfeld, bahnte sich trotz meines abschlägigen Bescheids einen Weg mitten durch Hessen, ließ gewaltsam ein Regiment werben und plünderte bei Eschwege! Das nennen die Kaiserlichen den Waffenstillstand halten."

Es klopfte an die Thür; gleich darauf geleitete der Kammerknecht den Geheim-Sekretär Sengel herein und das Gespräch brach ab.

Der Landgraf wies demselben einen Platz an und wandte sich dann zu dem Amtmann.

„Nun, da alle Eure Wünsche erfüllt sind, Harthausen," sagte er, „laßt uns hören, was Euch zu mir führt; denn ich halte dafür, daß es eine Sache von Wichtigkeit ist."

„Darüber werden Euer Fürstliche Gnaden und diese Herren entscheiden," sagte der Amtmann mit Zurückhaltung. „Ich halte es für meine Pflicht, Euer Gnaden mitzuteilen, was ich erfuhr, und bat deshalb, meine Worte durch einen vertrauten Mann und vor Zeugen niederschreiben zu lassen."

„Nun so beginnt," nickte der Landgraf und gab dem Sekretär ein Zeichen mit der Hand, sich bereit zu halten. —

„Ich bin vor zwei Tagen von Stadthagen zurückgekommen, wo ich mit meinem Bruder einige Wochen bei meinem Schwager, dem Droste von Ditfurth, verweilte, was Euer Fürstliche Gnaden wohl bekannt sein wird."

Wilhelm neigte bejahend sein Haupt und der Amtmann fuhr fort:

„Dort lernte ich einen Kursächsischen Kommissarius namens Möller kennen, der vordem in Schaumburgischen Diensten stand und nun zum Besuch von Verwandten an dem Ort weilte. Er war ein gewandter, vielgereister Mann und hatte gerade in der letzten Zeit öfters in Wien für seinen Herrn, den Kurfürsten, unterhandelt. Dabei war er zu verschiedenen einflußreichen Personen in nähere Beziehungen getreten, die, wenn auch nicht gerade in hohen Stellungen, doch über die laufenden Angelegenheiten gut unterrichtet waren, namentlich hatte er mit einigen Jesuiten verkehrt. Wie es bei solchen Zeitläufen natürlich ist, war ich bald in vertrautes Gespräch mit ihm geraten und wir hatten auch über den Prager Frieden verhandelt. Euer Fürstliche Gnaden wissen genugsam, wie ich stets mitsamt Eurem Adel dafür gestimmt habe,

Ihr möchtet in denselben eintreten und uns damit, wenn freilich auch mit großen Opfern, die notwendige Ruhe erkaufen und die Fremden aus dem Lande weisen. Ich verhehlte solche Meinung auch nicht gegen den Kommissarius, aber dieser antwortete mir, kein treuer Diener könne seinem Herrn zu so wichtiger Abmachung raten, wenn er nicht selbst in Wien Einsicht in den Stand der Angelegenheiten genommen habe; er wolle Euer Fürstlichen Gnaden wohl einen guten Frieden gönnen, wisse aber aus zuverlässiger Quelle, daß der Kaiser Euch wohl für jetzt Eure Forderungen akkordieren wolle, um Euch nur erst einmal aus der Wehr zu bringen, doch würde es später damit einen eigenen Bestand haben."

Der Amtmann hielt einen Augenblick inne, und der Landgraf, der, den Kopf in die Hand gestützt, mit gesenktem Haupte dagesessen, blickte auf.

„Welchen Bestand?" fragte er lebhaft.

„Das fragte auch ich den Kommissarius," entgegnete Harthausen, „und die Antwort, welche mir wurde, führt mich hierher. „„Die Herren in Wien vermeinten, über vier oder mehr Jahre wäre auch noch gut Kopf abhauen.""

Der Landgraf nickte gelassen.

„Ich dachte mir, daß man dort so rechnet," murmelte er vor sich hin, und während sich Dalwigk die Hände mit einer gewissen Zufriedenheit darüber rieb, seine oft wiederholte Warnung hier bestätigt zu hören, war Malsburg in unverhohlener Entrüstung aufgesprungen.

„Zum Henker, Harthausen," rief er laut. „Wißt Ihr wohl, wessen Ihr da Se. Majestät den Kaiser beschuldigt?"

„Des vorbedachten, schnödesten Verrates, Herr General-Kriegskommissar," entgegnete der Amtmann ruhig, seine Worte mit einem leisen Neigen des Hauptes bestätigend.

„Es ist unmöglich, es kann nicht sein," rief Malsburg. „Man hat Euch falsch berichtet."

„Das glaube ich nicht," sagte Harthausen bedächtig. „Möller

gilt allgemein für einen redlichen Mann, und alles, was ich außerdem hörte, bestätigt seine Aussagen."

„Ihr kennt die Herren in Wien nicht, Malsburg," mischte sich Dalwigk mit einem verächtlichen Lächeln ein. „Gegen einen Ketzer, wie Seine Fürstliche Gnaden, erscheint ihnen jedes Mittel erlaubt."

„Habt Ihr noch mehr zu berichten, Harthausen?" fragte der Landgraf.

„Nichts Wesentliches mehr, Fürstliche Gnaden. Ich sagte dem Kommissarius, daß Eid und Pflicht mir um so mehr geböten, Euch Mitteilung hiervon zu machen, als ich stets zu denen gehört, welche Euch eifrig zum Eintritt in den Prager Frieden zugeredet, daß ich mich aber fürder aller Ratschläge in Sachen, welche ich nur halb kennte, enthalten würde."

„Ich danke Euch, Rabe Arend," sagte der Landgraf aufstehend in herzlichem Ton und reichte dem Amtmann die Hand, „und auch Euch, Falk Arend und Euch, Harstall, für den guten Dienst der Treue, den Ihr mir und meinem Hause erwiesen habt. Ich erachte, daß dies eine Warnung zur rechten Stunde ist, die mich vor dem Untergang rettet, den man in Wien so fein geplant hat. Ja, Otto," fuhr er dann zu Malsburg gewendet fort und legte diesem, der in nicht zu bergender Bewegung neben ihm stand, die Hand auf die Schulter, „da erfährst Du nun von andern, was Du mir nicht glauben wolltest, obgleich ich meine, Ihr Herren von der Ritterschaft hättet selbst genugsam erfahren, inwieweit sich die Kaiserlichen verpflichtet halten, geschlossene Bündnisse zu achten."

„Schutzbündnisse, mit den Führern wilder Kriegsvölker geschlossen und ein Frieden, der zwischen Euch und dem Kaiser vereinbart werden soll, dürfen nach meiner Meinung nicht verglichen werden," sagte Malsburg mit finsterm Stirnrunzeln.

„Du hegst eben die Meinung eines treuen, schlichten Mannes, Otto," entgegnete der Landgraf sanft, „und weißt noch immer nicht genugsam, was alles die Römischen gegen einen Ketzer für

erlaubt halten," und sich dann zu dem Sekretär wendend, fragte er diesen:

„Habt Ihr alles aufgeschrieben, Sengel?"

„Wort für Wort, Fürstliche Gnaden."

„Nun, so setzt auch noch hinzu, daß ich verhoffte, wie dies Schriftstück mir bei den Nachkommen zu beständiger Rechtfertigung dienen werde, daß ich nicht aus Leichtsinn und böswilliger Kriegslust den gebotenen Frieden verschmähet. Denen aber, welche mir unter dem lieblichen Namen des Friedens nach Ehre, Gut und Blut stehen, denen möge es zur Überweisung ihrer Falschheit dienen."

Während der Sekretär die letzten Worte des Fürsten nachschrieb, entließ der Landgraf die Herren und hielt nur Malsburg mit einer Frage nach seinem Neffen Eckebrecht von der Malsburg zurück.

„Du weißt," sagte er, „daß ich ihn zum Hauptmann in meinem grünen Leibregiment ernannt habe. Ich möchte ihn gern in meiner Nähe behalten; denn er ist mir um seines Vaters Moritz willen lieb und wert. Als dieser bei Nürnberg dicht an meiner Seite fiel, war es meine Hand, welche der seinen den letzten Druck gab und gleichzeitig versprach ich ihm, seinem Sohn ein gnädiger Fürst und Herr zu sein."

„Als solcher habt Ihr Euch dem Junker allzeit bewiesen, Fürstliche Gnaden, und ich weiß, daß Eckebrecht es Euch mit schuldiger Treue dankt."

„Aber er verträgt sich schlecht mit meinem Bruder Fritz, der sich in meinem Leibregiment die ersten Sporen verdiente und dem ich deshalb ein Anrecht zuerkennen muß, auch ferner in diesem Regiment zu dienen. Es erschien ihm schon hart genug, daß ich ihn damals nach seinem verwegenen Angriff auf die Höhen von Altenburg, nicht in schwedische Dienste entließ, wie mein Vetter Gustav Adolf*) es wünschte; aber ich will sein

*) Des Königs Gustav Adolf von Schweden Großmutter, die

Leben nicht tollkühn gefährdet wissen, und möchte ihn unter Augen haben. Deshalb mache Eckebrecht darauf aufmerksam, etwaigen Übermut ruhig hinzunehmen, ein wirkliches Unrecht wird er ihm nicht zufügen; dazu ist er zu gerecht und zu gutmütig. Eine Mahnung von Dir wird ihn weniger verletzen, als wenn ich mich einmische."

„Ich werde die erste Gelegenheit ergreifen, ihn zu warnen, gnädiger Herr."

„Was hältst Du von Deinem Vetter?"

„Er ist noch jung, Fürstliche Gnaden," entgegnete Malsburg bedachtsam, „und niemand vermag von einem Jüngling zu sagen, was er als Mann sein wird, aber wenn ich einen Sohn hätte, so würde ich wünschen, daß er ihm gleiche."

„Siehe, Otto, das ist es, was ich hoffe," sagte der Landgraf, vertraulich die Hand auf seines treuen Dieners Schulter legend. „Ich dachte, Dorothea könne ihn Dir zum Sohne machen, und wenn ich ihn dann mit Deinen Lehen begabe, so könntest Du Enkel um Dich aufblühen sehen, welche mit dem Erbe Deines alten Geschlechtes auch Deinen Namen tragen."

Ein Freudenstrahl zuckte über des Obervorstehers Antlitz und brach hell aus seinen tiefblauen Augen; bevor er jedoch zu antworten vermochte, ertönte ein kurzes, rasches Klopfen an der äußern Thür, die gleich darauf weit aufgestoßen wurde.

„Ihre Fürstliche Gnaden, die durchlauchtigste Frau Landgräfin," rief der Kämmerer, und ehe der Landgraf, welcher sich rasch umgewandt hatte, die Thür erreichte, war die Fürstin eingetreten.

Sie hielt ein Schreiben in der Hand und war offenbar in großer Erregung.

„Euer Liebden wollen meinen Überfall zu so ungewohnter

Herzogin Christine von Holstein-Gottorp, war die jüngste Tochter Philipps des Großmütigen von Hessen; mithin waren der König sowohl wie der Landgraf dessen Urenkel.

Stunde entschuldigen," sagte sie hastig, dem Gemahl die Hand bietend und mit freundlichem Neigen des Hauptes Malsburgs tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung erwidernd.

„Bleibt nur hier, Herr General-Kriegskommissar," wehrte sie, als dieser nach seinem Hute griff. „Auch Euch geht an, was hier geschrieben steht und ich hoffe, Ihr unterstützt bei meinem Gemahl die flehentliche Bitte um Hülfe, welche die Bürger meiner Vaterstadt an uns richten. . . . . Ein Bote aus Hanau brachte mir dies vor kaum einer halben Stunde," wandte sie sich, den Brief dem Gemahl reichend, diesem zu, „und ich hoffe, das Schreiben findet Euer Liebden Herz so willfährig zu helfen, als es das meine ist."

Der Landgraf nahm schweigend den Brief entgegen und trat damit in eine der Fensternischen, um ihn zu lesen.

„Die Not scheint in der blockierten Stadt aufs höchste gestiegen," sagte die Fürstin zu Malsburg, der neben dem Sessel stand, auf welchen sie sich niedergelassen hatte. „Die Schilderungen, welche mir der kleine Heinrich, der den Brief brachte, mündlich machte, peinigen mich um so mehr, als ich mir sagen muß, daß es sich hier nicht nur darum handelt, der evangelischen Stadt zu Hülfe zu kommen, sondern daß auch die Klugheit um der eignen Selbsterhaltung willen von uns fordert, die Kaiserlichen durch unsere Unthätigkeit nicht immer mehr Boden gewinnen zu lassen; denn nimmermehr glaube ich, daß die Friedensunterhandlungen zu einem friedlichen Ende führen."

„Aber ob uns der Entsatz gelingt?" sagte Malsburg vorsichtig.

Die Landgräfin, die bequem zurückgelehnt im Sessel saß, richtete sich auf.

„Daran zweifelt Ihr, Herr von der Malsburg?" rief sie, und ihr schönes, dunkles Auge flammte auf.

„Wir haben nur ein verhältnismäßig kleines Heer zur Verfügung und von den Kaiserlichen stehen größere Truppenmassen am Main und in Franken," sagte der Kriegskommissar.

„Das glaubt Ihr?“ rief Amalie Elisabeth mit einer geringschätzigen Bewegung der Hand. „Hätte Lamboi wirklich größere Truppenmassen zur Verfügung, so würde er wahrlich nicht seit neun Monaten vor der schwach besetzten, aber heldenmütig verteidigten Stadt liegen! Glaubt es mir, das ist leere Prahlerei . . . aber wenn auch . . . ein einziges Regiment hier im Lande geworbener Truppen, wird unter meines Gemahls Führung mehr leisten, als vier Regimenter von des Kaisers zusammengelaufenem Volk.“

„Wir sind ein kriegslustiger, tapferer und treuer Stamm,“ entgegnete Malsburg ernsthaft, „und schon die alten Römer rühmten das . . . aber freilich,“ setzte er dann mit einem Versuch zu scherzen hinzu, „wußten sie nicht, wie starke Hülfe wir zu Zeiten von dem unsichtbaren Heere des Quinten haben.“

„Scherzt nicht darüber, Herr Otto,“ sagte die Landgräfin verweisend.

„Ihr glaubt doch nicht im Ernst an dies Märlein, Fürstliche Gnaden?“ rief Malsburg, betreten einen Schritt zurückweichend.

„Ihr fragt mich mehr, als ich zu beantworten vermag,“ versetzte Amalie Elisabeth ausweichend. „Im Lande glaubt man an die uralte Sage und in einem Quintenjahre zieht der Hesse mit doppelter Siegeszuversicht zum Streite; denn er glaubt sich einer Hülfe sicher, die mächtiger ist als Tapferkeit.“

„Es sollen Aufzeichnungen über die Auszüge des Quinten vorhanden sein?“ fragte Malsburg und ein zweifelndes Lächeln flog über sein Antlitz.

„Sie sind in der That vorhanden,“ entgegnete die Landgräfin. „Und die Quintenjahre sind dem Fürstenhaus verhängnisvoll. Hörtet Ihr noch nie davon, daß die meisten Landgrafen in Quintenjahren gestorben sind?“

Der Landgraf kam aus der Fensternische hervor.

„Lies dies,“ sagte er, Malsburg das Schreiben reichend. „Ich glaube, es ist an der Zeit, dem Kriegsrat die Angelegenheit

vorzulegen und einen Plan festzustellen, wie wir der unglücklichen Stadt zu Hülfe kommen mögen."

„O, mein Gemahl!" rief die Fürstin, sich von ihrem Sitz erhebend und des Landgrafen Hände ergreifend. „Ich wußte wohl, daß dieser Brief Euer Liebden Herz gerade so bewegen würde wie das meine und daß Ihr helfen werdet, so weit es in Eurer Macht steht."

„So weit es in meiner Macht steht," wiederholte Wilhelm. „Ach, ich fürchte, meine Macht wird schwerlich reichen, aber mein guter Wille soll nicht vergebens gefordert sein. Was meinst Du, Otto, dürfen wir auf Erfolg hoffen?" wandte er sich an den Kriegskommissar, der das Schreiben gelesen hatte und es nun bedächtig zusammen faltete.

„Wenn Euer Fürstlichen Gnaden entschlossen sind, den Entsatz zu wagen," sagte er langsam und überlegend, „so kann dies nur mit schwedischer Unterstützung geschehen, die uns Lesle wohl nicht verweigern wird . . . aber wie soll es mit dem Waffenstillstand werden?"

„Der muß vorher in rechter Form gekündigt und meine Gesandten müssen von den Unterhandlungen zurück berufen werden, bevor ich Feindliches unternehme. Ich vermeine wohl, die Kaiserlichen haben es an rechtmäßigen Ursachen zum Bruche nicht fehlen lassen."

„Nein, wahrlich nicht," sagte Malsburg fest, „und doch wird es großes Geschrei geben, wenn Euer Fürstliche Gnaden jetzt aufbrechen, und ich fürchte . . .

„Ach, Herr General-Kriegskommissar," fiel ihm Amalie Elisabeth ins Wort, „fürchtet doch nicht soviel, sondern befehlet mit uns den Ausgang Gott und hoffet festiglich das Beste; denn Recht muß doch Recht bleiben. Wer die weltlichen Rücksichten der Ehre Gottes und der wahren Religion vorsetzt, hat gemeiniglich in dieser Welt schon ein schlechtes Ende genommen und sich in den Historien bei der Nachwelt einen übeln Namen ein-

geschrieben, von dem bösen, nimmer schweigenden Gewissen nicht zu reden. Meinen lieben Herrn und Gemahl empfehle ich alle Tage dem Schirm des Höchsten und halte fest an dem Glauben, daß dessen Hülfe mit uns sein wird. Will er sie uns aber dennoch versagen, so weiß ich, daß auch dies zu unserm Besten sein wird und daß es heilsamer für Leib und Seele ist, redlich zu fechten und zu sterben, als schändlich zu verderben. —



Drittes Kapitel.

Der Reichtum, welcher sich vor dem Krieg bei den Bauten der Häuser, der schönen Anlage und Ausschmückung der Gärten mit Statuen und seltenen Gewächsen des Auslandes, bei dem kostbaren und verschwenderisch reich gearbeiteten Hausgerät und in schweren mit Gold und Silber durchwirkten oder mit kostbaren Pelzen verbrämten Stoffen von Seide und Samt fast überall im Reiche geltend gemacht, war auf dem Lande und in den Burgen und Rittersitzen gänzlich verschwunden, und nur wenigen der adligen Familien war es gelungen, etwas von ihren altererbten Schätzen hinter den sichern Mauern der festen Städte zu bergen. Auch das schwere, mit Gold und Edelgestein verzierte Silber der reichen Bürger, das Schmuckgerät der Frauen, die großen Vorräte von feinem Leinen, kunstvollen Teppichen und mühevoll gefertigten Spitzen war vielfach die Beute raublustigen Kriegsvolkes geworden, und in reich gestickten Gewändern, köstlichen Perlenschnüren, goldenen Ketten und Spangen prangten nicht allzu selten die Weiber und Dirnen des Trosses, der als wahre Landplage den Heeren folgte, und bildete hier einen seltsamen Gegensatz zu der Armut und dem Verfall, der sich sonst kundgab.

Eine selten gewordene Ausnahme dieser traurigen Zerrüttung machte die Stadt Kassel, durch deren Thore noch kein Feind eingedrungen, und hinter deren sichern Wällen es auch Herrn Otto von der Malsburg gelungen war, einen großen Teil seiner reichen Habe zu bergen. Er bewohnte hier das dem Eingange der St. Martinskirche gegenüber belegene Gesamthaus seines Geschlechtes, und sorgenloser, als gar manche andere Edelfrau

des Landes, schaltete hier Frau Maria, seine freundliche Ehewirtin.

Sie hatte in den frühen Nachmittagstunden dieses Apriltages eine größere Gesellschaft von Kindern im Garten versammelt, der sich neben und hinter dem Hause bis zur Stadtmauer ausdehnte. Der Kinder heiteres Lachen und Rufen tönte von den Rasenflächen und aus den schattigen, verschlungenen Wegen bis zu der nahe am Eingang belegenen Laube, in welcher die Hausfrau den Imbiß ordnete, den Knechte und Mägde herbeitrugen.

Sie war eine stattliche Matrone, deren frische Farben und blühende Gesundheit nicht erkennen ließen, daß Dorothea ihr jüngstes Kind war und daß schon Enkel sie umspielten. Heitere Güte sprach aus ihren schönen braunen Augen, Frohsinn wohnte auf ihrer glatten Stirn und lachte von ihren etwas vollen Lippen, als sie jetzt den wohlgeordneten Tisch überschaute, der auf blendend weißen Gedecken von feinem Damast ein reiches Mahl von allerlei Gebäck und Obst, nebst Kannen voll Weines und sonstigen Getränkes trug.

„Ihr habt gut vorgesorgt, Maria,“ sagte Frau von Günderode, die, auf einer der Bänke sitzend, wohlgefällig dem Walten der emsigen Wirtin zuschaute. Sie war die Schwägerin der Hausfrau und als die Gemahlin des landgräflichen Hofmarschalls zugleich Hofmeisterin der fürstlichen Kinder, die sie, nebst deren Wärterinnen, hierher begleitet hatte.

„Eure Gäste müssen guten Hunger mitgebracht haben, wenn sie all' dieses bewältigen wollen,“ setzte sie, nach den aufgetragenen Speisen zeigend, hinzu.

„Das hoffe ich,“ nickte freundlich die Angeredete, „und wer ihn nicht mitgebracht, holt ihn sich hoffentlich beim raschen Spiel und in der sonnigen Frühlingsluft, die, meine ich, heute ganz besonders würzig von den Bergen herniederweht.“

„Euch erscheint jeder helle Tag besonders schön und erquicklich,

Maria," entgegnete die Hofmeisterin, „Ihr seid beneidenswert mit Eurer Gabe, überall Freude zu finden."

„Ja, das bin ich, und ich danke Gott täglich dafür, daß er mir die Fähigkeit verlieh, das Leben froh und leicht zu nehmen, und mir die Lust zur Jagd nach Grillen versagte. Warum soll ich nicht Freude haben am Schönen?"

„O gewiß, das sollt Ihr, Maria, und ich neide Euch nur, daß Ihr es überall zu finden versteht."

„Aber ist das so schwer?" fragte die Hausfrau erstaunt. „Liegt es nicht vielmehr überall ausgebreitet und offen vor aller Augen?"

„Die meinen vermögen es nicht so zu erkennen, wie die Euern," sagte Frau von Günderode mit einem Seufzer. „Was nützt mir der Sonnenschein, wenn er auf Elend und Lumpen fällt und mir damit die ringsum herrschende Not immer wieder ins Gedächtnis bringt?"

„Ach nein, Katharine," wehrte Frau von der Malsburg mit einer Bewegung der Hand, „er fällt auch auf viel Gutes und Liebliches. Ihr beachtet es nicht, weil Eure Gedanken immer auf dem Fang nach Grillen sind, und weil Ihr Euch um Zukünftiges unnütz sorgt, was ja doch in Gottes Hand liegt. Wirklicher Kummer, wenn er mir auferlegt wird, drückt mich wohl ebenso schmerzlich darnieder wie Euch, und die Not meines Nächsten läßt mich wahrlich nicht fühllos; ich suche sie helfend zu lindern, soweit ich kann; aber die Schönheit eines Frühlingstages ist mir nicht minder schön, weil wir in herber Kriegszeit leben, und das Lachen und Jauchzen fröhlicher Kinderlippen klingt mir nicht minder herzig, weil dereinst des Lebens Plage auch an sie herantreten wird. Ich nehme jeden Tag und jede Stunde aus Gottes Hand dahin, wie sie mir gegeben wird, und bin immer eingedenk des Spruches, daß es genug sei, wenn ein jeder Tag seine eigene Plage hat."

„Es ist eine glückliche Gabe, die Euch verliehen ist, besonders wertvoll in so schwerer Zeit, aber nur wenigen ward sie zu teil,

und keiner kann sie dem andern lehren," sagte die Hofmeisterin.

„Wer schweren Gemütes ist, kann nicht leichtherzig sein," gab Frau Maria zu. „Eckebrecht wird niemals so von ganzem Herzen laut und schallend lachen können, wie Prinz Friedrich es eben hören läßt, ob er aber deshalb in seinem Gemüte nicht noch höhere Freude empfindet, will ich nicht entscheiden. Das ganze Geheimnis, inmitten aller Trübsal doch frohen Herzens durchs Leben zu gehen, liegt in zwei kleinen Worten, und ich glaube, Eckebrecht kennt sie besser als der Prinz."

„Und wie lauten diese Zauberworte?" fragte Frau Katharina.

„Bete und arbeite," sagte die Hausfrau ernst.

„Das hilft auch nicht immer zur Heiterkeit," sagte Frau von Günderode.

„Nicht zu dem Frohsinn, den Ihr meint, Katharina, zur Heiterkeit aber immer. Wer ernstes Gebet auf seiner Arbeit ruhen läßt, vollbringt redliche Arbeit, und wer hinwiederum redliche Arbeit vollbrachte, darf des Segens gewiß sein!"

Frau von Günderode schüttelte das Haupt.

„Bei alledem konntet Ihr Euern eigenen Kindern die frohe Heiterkeit nicht lehren, die auf Eurer Stirne thront," sagte sie.

„Weil Dorothea ernsthaft ist und ruhig, meint Ihr, es mangele ihr an heiterem Frohsinn?"

„Sie wird sich nicht leicht wie Ihr, an wonnigen Lüften erfreuen, die würzig von den Bergen niederwehen," lächelte Frau Katharina.

„Aber sie wird sie mit Entzücken atmen und mit strahlenden Augen zu den schönen Bergen aufschauen, von denen sie herabkommen," rief die Mutter.

Die Schar der geladenen Kinder kam jauchzend über den Rasenplatz gelaufen und Frau von der Malsburg breitete eilends eine Decke über zwei Körbe voll buntgefärbter Eier, die seitwärts standen.

„Das Spiel scheint beendet," sagte sie, „und Dorothea wird nun die Eier verstecken wollen."

Den Kindern voran kam Prinz Philipp mit wehenden Locken und glühenden Wangen. Mit ausgebreiteten Armen umfaßte er die Hofmeisterin und barg sein Köpfchen in deren Schoß.

„Eben ist der Hase über die Mauer gesprungen," berichtete er atemlos. „Fräulein Dorothea sah ihn und wir sollen hier bleiben, bis er seine Eier versteckt hat; nur das Fräulein und Herr Eckebrecht dürfen ihm helfen."

„Und ich," rief Prinz Friedrich, der mit den beiden Genannten eben hinzutrat.

„Ihr, Liebden Herr Oheim?" fragte das Kind verwundert. „Ihr seid ja mit uns gekommen und eingeladen, Frau Marias Osterhase kennt Euch ja nicht."

„O doch," entgegnete Friedrich. „Wir sind uns schon gar oft in Wald und Feld begegnet, und der Hase ist mir zu Dank verpflichtet, daß ich ihn nicht totschoß, um ihn mir als Braten schmecken zu lassen."

„Ihr wolltet einen Osterhasen totschießen, Liebden Herr Oheim?" rief Philipp erschrocken sich aufrichtend.

Der Prinz erkannte, daß er die kindliche Einbildung verletzt hatte, die in dem Osterhasen ein geheiligtes Tier sah und beeilte sich, sein Versehen zu bessern.

„Ich hatte ihn nicht gleich erkannt," erwiderte er deshalb begütigend. „Er saß im grünen Kraut und nur seine langen Ohren sahen hervor."

„Wann begegnete Euer Liebden ihm denn?" fragte Prinz Wilhelm, der neben dem Oheim stand und mit seinen großen, dunkeln Augen ernsthaft zu ihm aufschaute.

„Wann? Nun wie lange ist es denn her, daß Ostern war? Es war in der Zeit, als der Hase eben angekommen."

„Gab es denn da Kraut im Felde und wolltet Ihr Ostern Hasenbraten essen? Hattet Ihr bei Euch kein Osterlamm?" fragte Wilhelm betreten.

„Freilich hatte ich mein Osterlamm," entgegnete der Prinz rasch. Er wollte bei den Neffen und Nichten doch nicht für gottlos gelten und dafür sah man diejenigen an, die gegen Brauch und Herkommen fehlten; denn trotz aller Verwilderung und Zerrüttung der Sitten nahm man es doch in allen Kreisen mit den religiösen Bräuchen genau und hielt auf deren Aufrechterhaltung. „Ich hatte auch gar nicht die Absicht, dem Hasen ein Leid anzuthun," fügte er hinzu. „Er war ein kleiner Fürchtehase und hatte Angst."

„Der Osterhase braucht keine Angst zu haben, Liebden Herr Oheim," rief Philipp. „Nur unartige Hasen fürchten sich. Ich fürchte mich auch nur, wenn ich böse war," setzte der Kleine zur Erläuterung seiner Behauptung hinzu.

„Und Du meinst, Fürchtehasen seien unterschiedlich von Osterhasen," erkundigte sich Friedrich belustigt. „Woran erkennt man sie denn?"

„Sie gehen dem Bauer in das Gras,
Sie gehen dem Bauer in das Kraut,
Und d'rum bezahlt es ihre Haut."

führte Philipp einen alten Vers an, der Vergehen und Strafe zugleich aufzählte.

„Im Kraut saß aber mein Hase auch," behauptete Friedrich und ergriff einen der verdeckten Körbe; denn Dorothea und Eckebrecht schickten sich an, die Laube zu verlassen.

„Er braucht kein Kraut zu fressen, er hat ja so viele Eier," warf die kleine Elisabeth ein.

Der Prinz lachte und fuhr sich mit der Hand durch die langen blonden Locken. Alle seine Behauptungen wurden von den Kindern siegreich widerlegt und er fand keine Ausrede mehr.

„Hier kommt Euer Fürstlichen Gnaden Weisheit zu kurz," mischte sich Frau von der Malsburg herzlich lachend ein, und auf den Korb deutend, welchen Friedrich im Arm hielt, fuhr sie fort: „Geht nur hin und seid dem Hasen behülflich, während ich

hier Eure Verteidigung bei Euren kleinen Widersachern übernehme."

Der Prinz kam der Aufforderung nach und folgte Dorothea und dem Hauptmann in den entferntern Teil des Gartens.

* * *

Der General-Kriegskommissar hatte schon vor vielen Jahren damit beginnen lassen, die steifen Wände von verschnittenen Hainbuchen und Tannen, zwischen denen sich schmale Gänge wie ein Labyrinth hinzogen, zu entfernen und den Garten im französischen Geschmack anzulegen. Man war aber damit nicht zu Ende gekommen und der ursprüngliche Plan war, nicht gerade zum Nachteil des Ganzen, unvollendet geblieben.

Den Gartenkünstler, der denselben auszuführen begonnen, hatte die Unruhe der Zeit ergriffen und er war eines Morgens mit einem ausziehenden Heerhaufen auf und davon gegangen, sein halbvollendetes Werk sich selbst überlassend. Ein Nachfolger war nicht gleich zu finden gewesen und die Kriegsunruhen mit ihren Sorgen und ihren sich täglich steigernden verdrießlichen Geschäften hatten die Teilnahme Herrn Ottos schon lange von der friedlichen Beschäftigung im Garten abgezogen, und so begnügte man sich, denselben zu belassen, wie er war, und traf damit viel mehr das Schöne und Angenehme, als wenn man den einen oder andern Plan ganz durchgeführt hätte.

Dorothea hatte den Garten nie anders gekannt, als er jetzt war, und Eckebrecht hatte sich aus seiner Kindheit nur die Erinnerung an eine trostlose Verirrung in den sich völlig gleichenden, vielfach verschlungenen Pfaden bewahrt, mit denen damals noch der ganze beträchtliche Raum bedeckt war. —

„Es ist ein eigenes Gefühl von Unbehagen, welches mich überkommt, wenn ich meine Schritte hierher lenke," hörte Prinz Friedrich den jungen Hauptmann zu Dorothea sagen. Er war in einen der Nebengänge geraten, und ohne daß er das Paar sehen konnte, hörte er doch durch die Hecke hindurch jedes Wort,

welches geredet wurde. Es widerstrebte seinem ritterlichen Sinn, hier, wenn auch absichtslos, Lauscher zu sein, und er rief mit verstellter Stimme hinüber:

„Ihr fühlt die Geister Eures Geschlechtes, Hauptmann, die in den alten Gängen huschen.“

Dorothea stieß einen leichten Schrei aus und ließ ein Ei, welches sie eben in der grünen Wand bergen wollte, zur Erde fallen. Sie hatte nicht bemerkt, daß der Prinz ihnen gefolgt war, und die Stimme nicht gleich erkannt, die dicht an ihrem Ohr erklungen.

„Die Geister unseres Geschlechtes sind aber rücksichtsvoll,“ rief Eckebrecht zurück; „wenn sie mir auch Unbehagen erregen, so treiben sie doch nicht Mutwillen mit zarten Frauen.“

„Ihr werdet doch nicht glauben, daß ich das Ei aus Schrecken fallen ließ, Eckebrecht?“ mischte sich Dorothea eilig ein. Sie wußte, wie leicht sich zwischen Friedrich und dem Hauptmann Meinungsverschiedenheiten entspannen, und wollte allen Reibereien vorbeugen. „Es war Geistergewalt, welche mir das Ei aus der Hand vor die Füße legte,“ setzte sie lachend hinzu.

„Ganz recht,“ rief der Prinz zurück. „Euch gehört alles zu Füßen, Fräulein, und wenn Ihr mir verraten wollt, wie ich mich am schnellsten aus diesem Gang zu Euch finde, schöne Dame, so will ich Euch beweisen, daß ich die Lehre der Geister begriffen habe und Euer ergebener Ritter bin, den nichts so hoch beglückt, als Eure Huld.“

Es klang ein leichter Übermut aus des Prinzen Stimme. Er hatte des Fräuleins Einmischung von vorhin als eine Gunst für sich angesehen, und das entging weder Eckebrecht noch Dorothea. Dieser hatte die Stirn streng gefurcht und Dorothea sagte ernsteren Tones als bisher:

„Frauenhuld wird erst durch Ritterdienst erworben.“

„Ich bin zu jeglichem Dienst bereit, den Ihr heischen mögt; befehlt und ich gehorche,“ erwiderte Friedrich gutgelaunt.

„Nun, so sucht den Pfad, der Euch zu uns führt und säumet nicht," klang des Fräuleins Antwort zurück. Der Prinz hörte ihr leises Lachen und die sich eilends entfernenden Schritte der beiden, vermochte aber nicht zu erkennen, in welcher Richtung sie verhallten.

Er sah sich um und suchte sich zu besinnen; denn er wußte in der That nicht, wo er sich befand, noch aus welchen Wegen er hierher gelangt. Der Garten war sehr groß und er war seit langer Zeit nicht in diesem Teil desselben gewesen, doch glaubte er sich zu erinnern, daß es gewisse Merkmale gab, welche als Wegweiser dienten, vermochte sich aber nicht zu besinnen, worin sie bestanden. An den Endpunkten der Wege, wo sie ausliefen oder andere sie kreuzten, waren Figuren aus Stein aufgestellt, Urnen und Schalen auf hohen Sockeln; der Prinz war aber viel zu eifrig bestrebt, sich herauszufinden, als daß er diesen sich regelmäßig wiederholenden Zeichen seine Aufmerksamkeit geschenkt hätte, und doch bedurfte es nichts weiter, als daß man immer bei denselben Merkmalen die Pfade einschlug, um die Mitte oder den Ausgang zu erreichen.

„Der arme Prinz," sagte Dorothea leise zu Eckebrecht, als sie mit diesem, in einem der Seitenwege stehend, die hastigen Schritte desselben in nicht allzuweiter Entfernung hörte. „Wir haben alle unsere Eier versteckt und er hat mit den seinen schon mehrmals das ganze Labyrinth durchlaufen, ohne uns zu finden."

Der Hauptmann antwortete nicht. Er war ein schlanker Mann von Mittelgröße, mit dunklem Haupt- und Barthaar und von ernstem, fast düsterm Ausdruck in seinem edel geschnittenen Antlitz. Er zog eine dicke, unförmliche Uhr aus der Brusttasche seines feinen Tuchwamses und hielt sie seiner Muhme hin. Diese nickte.

„Hätte ich ein Knäuel Garn, so würde ich einen Faden anbinden, der den Prinzen zu uns führt," sagte sie.

„Kennt Ihr das Los der Ariadne?" fragte Eckebrecht, die

Muhme unter den zusammengezogenen Brauen hervor scharf betrachtend.

Sie errötete unter seinem Blick und ihre Antwort klang verweisend.

„Was wollt Ihr jetzt hier mit Ariadne? Die Zeit vergeht und anstatt daß die Kinder Eier suchen, spielen wir hier Verstecken."

„Ihr waret es, die das Spiel angab," entgegnete der Hauptmann ernst, und es steht bei Euch, es jeden Augenblick zu beenden."

„Konnte ich denken, daß ein Soldat die Zeichen so wenig beachten würde, die an allen Wegen stehen? Als Ihr hier mehrere Stunden in der Irre herumliefet, war der ganze große Garten noch eine Wirrnis und Ihr waret ein Kind."

„Der Widerwille, den ich aber damals gegen diese Art der Anlage faßte, ist mir geblieben," sagte Malsburg.

„Ich habe auch kein Wohlgefallen daran," sagte Dorothea. „Schon daß man sich allein glaubt und doch von allen Seiten belauscht und beobachtet werden kann, ist unangenehm. Aber wir müssen dem Prinzen wirklich ein Zeichen geben," setzte sie abbrechend hinzu.

„Das ist unnötige Mühe," sagte derselbe in diesem Augenblick hinter ihr. „Ich habe Euch endlich gefunden und meine Aufgabe gelöst, aber ich wollte, holde Frau," setzte er, ein Knie vor Dorothea beugend, hinzu, „Ihr hättet mir anstatt dieses unrühmlichen Kreislaufes erlaubt, ein Dutzend Speere für Euch zu brechen."

„Die Aufgabe wäre doch noch schwerer gewesen, Fürstliche Gnaden," entgegnete sie. „Wo würdet Ihr Speere oder gar einen Gegner gefunden haben, der mit Euch in die Schranken getreten wäre? . . . Aber wo habt Ihr die Eier? Alle versteckt auf Nimmerwiederfinden?"

„Zum Kuckuck, die Eier!" rief Friedrich lachend und wischte sich mit einem feinen Tuch über die erhitzte Stirn. „Wo mag es denn gewesen sein, daß ich sie verließ?"

„Ihr versteckte sie also nicht?“ fragte Eckebrecht ungeduldig. Er war ein Feind aller unnützen Redereien, und die halb ernsthaften, halb scherzenden Wortgefechte, die sich zwischen dem Prinzen und Dorothea entspannen, so oft sich beide trafen, reizten ihn. Friedrich verstand meisterlich die Kunst, die dem schwerfälligen Eckebrecht abging, in jeder Unterhaltung mit dem Fräulein dieser die Verehrung und Huldigung zu bezeigen, die er für sie hegte. Die Leichtigkeit, mit welcher er ein Gespräch zu führen verstand, nannte der ernsthafte Hauptmann Leichtfertigkeit und vermeinte, die Muhme müsse solche strenger zurückweisen, als sie that und wie er dies erfahren hatte, als er einmal gewagt, sie an den Rang des Jugendgefährten zu mahnen.

Friedrich hatte die Ungeduld, die aus Eckebrechts Frage geklungen, nicht beachtet.

„Nein, ich versteckte sie nicht,“ antwortete er leichthin, „ich war jedoch so klug, mir zu merken, daß ich den Korb in eine offene Steinschale setzte, wo diese Schale aber steht, das geht über mein Wissen.“

„So müssen wir wirklich die Wege absuchen, welche im Kreis herumführen,“ seufzte Dorothea. „Wollt Ihr rechts gehen, Eckebrecht, so gehe ich links, und Ihr wartet wohl hier, Fürstliche Gnaden?“

„Ich werde Euch doch nicht allein auf diese Irrwege geraten lassen,“ entgegnete er und zeigte mit der Hand, an welcher ein Brillantring in der Sonne blitzte, auf die sich abzweigenden Pfade, auf deren einem schon der Hauptmann dahinschritt, während sich Dorothea dem entgegengesetzten zuwandte.

Friedrich blieb an ihrer Seite und rasch und schweigend schritten sie voran.

„Dort steht der Korb,“ rief Dorothea, nachdem sie einige der Wege durcheilt, „zum Glück nicht allzuweit vom Ausgang, und wir können gleich mit dem Verstecken der Eier beginnen.“

Friedrich war vorausgeeilt und kam mit dem Korb zurück. „Ich bin ungeschickt,“ sagte er, ein Ei in die Hand nehmend,

und Ihr müßt mir sagen, wo ich es verbergen soll, Dorothea."

Der leise, innige Ton, mit welchem er ihren Namen nannte, trieb ihr das Blut stärker in die Wangen. Sie sah auf, aber vor dem Blick, der sie traf, senkten sich ihre Lider, und sie empfand plötzlich mit verlegener Unsicherheit ihr Alleinsein mit dem Jugendgefährten.

Schweigend ging sie an der grünen Wand entlang und beugte sich, um die Eier so zwischen die Zweige zu legen, daß sie Kinderhänden erreichbar waren.

Der Prinz, der ihr folgte, bückte sich und hob etwas auf.

„Dorothea," sagte er nach einer Weile mit ernst bewegter Stimme, „wißt Ihr, was ein Ring bedeutet?"

„Ein Ring?" wiederholte sie, ohne sich umzusehen. „Was für ein Ring?"

„Nun, jeder Ring, sei er von Gold oder Eisen geschmiedet, oder mag er von Menschen gebildet sein, wie es beim Kriegsvolk geschieht, wenn sich der Soldat der Fahne gelobt."

Das junge Mädchen antwortete nicht und der Prinz fuhr fort:

„Er ist eine Fessel, welche bannt und bindet für Zeit und Ewigkeit, und am Finger ist er das äußere Zeichen eines Gelöbnisses, welches kein Ende haben soll."

Er schwieg einen Augenblick und dann Dorothea seine Linke hinhaltend, an deren Goldfinger ein einfacher Reifen mit blauem Stein glänzte, sagte er:

„Seht, ich habe Euern Ring und möchte Euch bitten, statt seiner den meinen zu tragen."

Dorothea starrte auf des Prinzen Hand und sah dann erschrocken auf die ihre, an welcher der Reifen fehlte. Röte und Blässe wechselten auf ihrem lieblichen Antlitz und ihr Atem ging schnell.

„Wie kommt Ihr zu dem Ring, gnädiger Herr?" stammelte

sie erschrocken. Sie konnte sich nicht erklären, wie er von ihrer Hand plötzlich an die des Prinzen gekommen war.

„Er hatte sich Euch vom Finger gestreift, als Ihr vorhin in die rauhen Zweige der Tannen faßtet, und ich fand ihn, bevor Ihr sein Fehlen bemerktet. Wollt Ihr ihn mir nicht lassen?“ bat Friedrich, näher an sie herantretend und ihre Hand ergreifend. Sie entzog sie ihm rasch mit einer heftigen Bewegung.

„Ihr müßt mir den Ring zurückgeben,“ rief sie, „er darf nicht an Euerm Finger sein.“

Aus ihrem Antlitz war der Ausdruck lieblicher Weichheit, der darauf gelegen, verschwunden, und ihre Stimme klang rauh.

„Dorothea,“ flehte der Prinz.

In dem nahen Nebenwege erklangen Schritte. Das junge Mädchen richtete sich auf, sie schien unter Friedrichs zärtlichem Flehen zu wachsen, und ein hoher Ernst lagerte sich auf ihrer reinen, jugendlichen Stirn.

„Gebt mir den Ring zurück, Fürstliche Gnaden,“ sagte sie mit ruhiger, sicherer Anmut, wenn auch ihre Stimme bebte. „Er ist ein altes Erbteil meines Geschlechtes, und nur ein Malsburg darf ihn tragen.“

Wie eine zwingende Gewalt, gegen die es keinen Widerstand giebt, empfand Friedrich die Worte des jungen Mädchens, auf welches er herabsah und das doch in unnahbarer Hoheit weit über ihm zu stehen schien. Schweigend streifte er den Ring vom Finger und legte ihn in ihre hingehaltene Hand.

Sie dankte mit leichtem Neigen des Hauptes und eilte raschen Schrittes ihrer Mutter entgegen, die eben mit Eckebrecht aus dem nächsten Gang trat.

„Ihr werdet mir einen andern Ring gewähren und dafür den meinen tragen, Dorothea,“ bat der Prinz, der an ihrer Seite blieb, leise drängend.

Sie schüttelte den Kopf und der Mutter den leeren Korb entgegenhaltend, rief sie:

„Ihr kommt wohl, uns zur Eile zu mahnen, Frau Mutter; denn Eure kleine Schar wird ungeduldig sein; aber wir sind fertig und die Kinder können kommen.“

„So gehe und hole sie selbst,“ sagte Frau Maria, die inzwischen mit ihrem Begleiter herangekommen war, und nickte der Tochter freundlich zu.

Eckebrechts Augen folgten ihr mit dem Ausdruck warmer Zuneigung, wie sie mit holder Anmut und Würde dahinging, und als sie im nahen Gang verschwunden war, wandte er sich zu Frau von der Malsburg um, die mehrere kleine Päckchen im Arm hielt.

„Wollt Ihr mir etwas von den Dingen anvertrauen, Frau Base, welche Ihr für die Wärterinnen und Kammerfrauen bestimmt habt, so will ich sie Euch nach Möglichkeit gut verbergen.“

„Ich danke Dir, Eckebrecht,“ nickte die Hausfrau. „Es sind nur Kleinigkeiten, und Du wirst nicht viel Mühe davon haben. Sorge nur, daß sich die Sächlein leicht finden lassen.“

Der Hauptmann nahm die Kästchen und Päckchen in Empfang, und auch Prinz Friedrich ließ sich einige geben. Frau Maria griff in die Tasche ihres Kleides.

„Hier ist auch etwas für Dorothea,“ sagte sie, Eckebrecht ein sorgfältig eingeschlagenes Päckchen mit Aufschrift reichend. „Lege es in jene Schale, damit es ihr nicht entgeht.“

Der Hauptmann gehorchte der Weisung und ging dann weiter an der Tannenwand entlang, bis er nach einer Weile mit leeren Händen zurückkam und mit Verwunderung sah, daß der Prinz das für Dorothea bestimmte Geschenk in der Hand hielt und dann an seinen Platz zurücklegte.

Wenige Minuten später erfüllte fröhlicher Kinderjubel die stillen Gänge. Kleine trippelnde Füße durcheilten dieselben; laufend und springend huschten die zierlichen Gestalten der Kleinen vorbei, bald tief sich bückend, bald hoch sich auf die Zehen erhebend. Rosige Kinderhände bogen die grünen Zweige auseinander, und

frohe leuchtende Kinderaugen lugten in das Dunkel des verschlungenen Geästes. Von den frischen Lippen erklang helles Jauchzen, wenn das Gesuchte sich fand, und mit vor Eifer glühenden Wangen wurden alle Winkel durchforscht.

Etwas bleicher als sonst aber mit einer holden Freundlichkeit in ihren klaren Augen sah Dorothea, zwischen der Mutter und dem Prinzen stehend, in das fröhliche Getümmel und beantwortete scherzend und gütig alle Fragen und kleinen Anliegen ihrer jugendlichen Gäste. Sie hielt das Kästchen, welches der Vetter für sie versteckt, in der Hand und hatte eben der Mutter für den Inhalt, ein schön gearbeitetes goldenes Kreuz mit Halskette, herzlich gedankt, als Eckebrecht herzutrat.

„Hier, wo alle finden, habt Ihr etwas verloren, Fürstliche Gnaden," sagte er laut und hielt dem Prinzen den Ring mit einem großen, blitzenden Diamant entgegen, den dieser am Finger getragen. „Es ist ein besonderes Glück, daß ich den Reifen fand; denn wie leicht konnte er in den Weg getreten werden oder sonst in unrechte Hände kommen. Der Stein ist von so hohem Wert, daß nur Fürsten sich erlauben dürfen, ihn zu tragen."

„Ihr fandet ihn?" rief Friedrich zweifelnd und versuchte in Eckebrechts ernstem unbewegtem Antlitz zu lesen, und dann näher an den jungen Hauptmann herantretend, fragte er, ohne sein Eigentum an sich zu nehmen, leise und scharf:

„Wo nahmt Ihr den Ring fort, oder wer gab ihn Euch?"

„Niemand gab ihn mir, Fürstliche Gnaden, und noch weniger nahm ich ihn fort; denn was man nimmt, will man behalten," erwiderte Eckebrecht, jedes Wort langsam betonend. „Ich sagte Euch schon, daß ich das Kleinod fand. Es lag in der Schale, in welche ich das Geschenk meiner Base für ihre Tochter gelegt wie es hineingekommen, kann ich nicht enträtseln."

Friedrich nahm den Ring schweigend aus Eckebrechts Hand und steckte ihn an seinen früheren Platz; dann wandte er sich,

um Dorothea in die Augen zu sehen; aber sie stand gebückt und hörte auf die Anliegen und Bitten mehrerer Kinder.

* * *

„Dorothea,“ sagte Eckebrecht leise, als er etwas später an ihrer Seite der Laube zuschritt, in welcher sich die andern schon zum Imbiß versammelt hatten, „Dorothea, ich hoffe, auch Ihr seht es als ein Glück an, daß ich des Prinzen kostbaren Ring fand und zurückgab.“

Sie sah zu ihm auf. In ihren großen, voll und klar auf ihm ruhenden Augen lag eine abweisende Kühle, aber ihre Stimme klang ruhig und freundlich.

„Es war gut, daß Ihr ihn fandet, Vetter,“ sagte sie langsam, „aber seid gewiß, daß er auch ohnedies nicht in unrechte Hände gefallen wäre, und daß sein Eigentümer ihn sicher zurückerhalten hätte.“

Eckebrecht antwortete nicht, und schweigend erreichten die beiden die Laube, in deren Eingang der General-Kriegskommissar stand.

Er winkte der Tochter und dem Neffen freundlich mit der Hand entgegen.

„Gute Nachrichten für einen Soldaten, Eckebrecht,“ rief er diesem zu. „Ich denke, Du bist heute für lange Zeit zum letzten Male müßig gewesen. Es giebt wiederum Arbeit im Felde, leider nicht mit der Pflugschar, sondern mit dem Schwerte, und Du mußt helfen, sie zu thun. Prinz Friedrich ist schon auf und davon, um sich das Pferd zu satteln, wie mich dünkt.“

„So hat der Landgraf den Prager Frieden abgelehnt?“ fragte der Hauptmann mit leuchtenden Augen, während Dorothea zärtlich des Vaters Hand ergriff und küßte.

„Er wird den Waffenstillstand kündigen und zum Entsatz des schwer von Lamboi bedrängten Hanau eilen,“ entgegnete Malsburg. „Die Boten bringen den Befehl der Bereitschaft noch heute an die Regimenter, und der Rat Wolf begiebt sich zu Lesle, um dessen Schwadron zur Unterstützung zu erbitten.“

„So sei Gott in seiner Gnade mit uns," sagte Eckebrecht mit tiefem Atemzug. „Gegen Ungerechtigkeit ziehen wir das Schwert allzeit getreu der gerechten Sache!"

„Allzeit getreu!" rief Dorothea, dem Vater und dem Vetter die Hände bietend. „Das ist ein Hessenwort, und wir alle wollen so erfunden werden, auch in schwerster Not."



Viertes Kapitel.

Seitwärts des am Main belegenen, fast ganz zerstörten Dorfes Kesselstadt war seit dem Hochsommer des Jahres 1635 das Lager des unter den Befehlen des General-Wachtmeisters von Lamboi stehenden Kaiserlichen Heeres aufgeschlagen, welches nun seit nahezu acht Monaten Hanau einschloß, während dessen ungeheurer Troß von Weibern und Kindern in dem verlassenen Dorfe hauste.

Eine Wagenburg war zur Sicherung vor Überfall um den Ort errichtet, und aus ihr hervor ragten die geborstenen Mauern der ausgebrannten Kirche, welche von elenden, rauchgeschwärzten Hütten umgeben war.

Es war ein unbeschreibliches Bild trostlosen Verfalles, welches sich hier bot.

Zu allen Stunden des Tages und bis tief in die Nacht hinein erfüllte wüster Lärm den Platz. Streit und Zank, rohes Geschrei, dazwischen Gelächter und fröhlicher Sang durchtobte die Gassen und vermehrte den widerlichen Eindruck, den die Zerstörung ringsum machte.

Zahlreiche Kinder beiderlei Geschlechts, bald in reichen, buntverzierten Kleidern, wie sie die tolle Laune und der abenteuerliche Geschmack der Zeit zur Mode gemacht, bald in Lumpen gehüllt, welche kaum die Blößen deckten, strichen lungernd umher, spielten um die Hütten oder lagen faul im Sonnenschein eines Maitages auf den Thürschwellen.

Knaben, kaum dem Kindesalter entwachsen, taumelten trunken über die Plätze, balgten sich um Zechkrüge, schwangen Würfelbecher und schleuderten sich Worte und Flüche entgegen, die

mancher Mann auszusprechen sich scheute. Freche, grell ausgeputzte Dirnen schlenderten am Arm übermütig herausstaffierter Soldaten herum und prahlten mit dem Putz, den sie deren Freigebigkeit verdankten.

Dazwischen fehlte es aber auch nicht an freundlichen Bildern. Hier und da saßen züchtig aussehende Frauen mit Näharbeit oder sonstwie beschäftigt und fleißig bemüht, heranwachsende Mädchen in der Kunst der Nadel zu unterrichten, und milderten dadurch den Eindruck namenloser Verwilderung, auf welche das Auge sonst überall traf.

Im großen Lager des Kriegsvolkes selbst sah es besser aus, und Ordnung wurde hier gehandhabt. Von aufgeworfenen Wällen und Gräben umgeben, führten nur drei streng bewachte Eingänge zu ihm ein; nach ihren Waffengattungen gesondert, lagen die Fähnlein und Regimenter in zwei großen Quartieren; das Fußvolk auf der einen, die Reiterei auf der andern Seite, während die Marketender mit ihren Buden und Tischen den freien Raum in der Mitte einnahmen. Breite Lagergassen führten zwischen den Stroh- und Bretterhütten der Soldaten hindurch, neben denen bei der Reiterei die Verschläge für die Pferde errichtet waren, und die vor den Hütten aufgepflanzten Waffen, als Piken, Hellebarden, Partisanen und die auf den Schußgabeln ruhenden Musketen zeigten schon von weitem, zu welcher Waffengattung das Fähnlein gehörte. —

Etwas gesondert von den Quartieren der Truppen lagen die Zelte der Offiziere und vor denselben die der Fähnriche mit den aufgepflanzten Fahnen des Fußvolkes und den Kornetten der Reiterei, dem Heiligtum der Kompagnien, daneben.

Die geringe Anzahl der Geschütze und Mörser, welche dem Oberbefehlshaber zur Verfügung stand, war in die Schanzen verteilt, welche rings um die eingeschlossene Stadt errichtet waren; aber sie waren nicht zahlreich genug, um einen Sturm zu gestatten. Die einzige Hoffnung auf Erfolg war deshalb, jene aus-

zuhungern, und nach den Nachrichten, welche neuerdings aus derselben ins Lager gedrungen, war man diesem Ziele nahe.

An der Sternschanze hatten die Wachen am Tage zuvor einen Mann gefangen genommen, welcher, aus der Stadt kommend, es versucht hatte, sich nach Frankfurt hin durch die Posten zu schleichen und durch ängstliches Benehmen verdächtig geworden war, daß er Nachrichten an den Feind bringen wollte. Der Mann hatte ein so düsteres Bild von der Not in der Stadt entworfen, daß bei dem Kriegsvolk im Lager darob helle Freude entbrannte; denn der Reichtum der gewerbfleißigen Bürger winkte nun den immer beutelustigen Soldaten aus nächster Nähe zum Lohn für manche entbehrungsvolle Wochen und Monate der letzten Zeit.

Laut lärmende Fröhlichkeit herrschte daher im Lager, und manches letzte Silberstück wanderte heute aus dem Beutel des Soldaten in die Geldkisten der Marketender und Händler, die mit Getränken und Lebensmitteln, mit wertlosem Flitterkram, aber auch mit kostbarem Schmuck und reichen Stoffen den Heeren zuzogen.

Vor den Trinkbuden waren alle Tische mit zechenden Soldaten besetzt, und wo es an Bänken und Stühlen fehlte, hatten spielende und lärmende Gruppen sich auf die Erde gelagert, und die Unterhaltung drehte sich überall um die zu hoffende Beute. Auch vor den Offizierszelten machte sich solche gute Stimmung bemerkbar; denn auch hier saßen die Hauptleute der Fähnlein mit ihren Leutnants, Fähnrichen und Weibels, die Rittmeister und Wachtmeister, bei Spiel und Trunk zusammen und besprachen mit ausschweifender Hoffnungsfreudigkeit den nahe bevorstehenden Fall der lang verteidigten Stadt.

Vor den Zelten der Fähnriche waren die Fahnen entfaltet, und rauschend bewegten sich die schweren Seidenstoffe im Winde. Sie blähten sich auf und schlugen klatschend wieder in dichten Falten zusammen, so daß man nur unvollkommen das aufgemalte Bild und den Spruch, den die meisten trugen, zu erkennen ver-

mochte; aber weithin leuchteten die schillernden Farben des reichlich bemessenen Stoffes, nach denen sich häufig die Regimenter benannten.

Die Kornetten der Reiterei waren kleiner, oft aus Samt und Atlas mit reicher Goldstickerei gefertigt, und ersetzten durch ihren Prunk den Stoffreichtum jener.

Vor dem letzten Zelt in der Reihe stand der Fähnrich vom blauen Regiment des Obersten Hans von der Pfordten, Johannes Roen. Zärtlich fast hatte er den Arm um den Schaft seiner Fahne gelegt und sah zu ihr auf in die dichten Seidenfalten, die eben ein Windstoß auseinanderzog, so daß man ihr aufgesticktes Bild, eine mit goldenen Strahlen scheinende Sonne im blauen Feld, mit silbernem Mond daneben, erkennen konnte.

„Sonn' und Mond, die großen Himmelslichter,
Leuchten mir und machen meine Feinde schüchter!"

las der Fähnrich laut den Spruch ab, der um das Bild herumstand. Er nickte dem Fähnrich zu, der ihm gegenüber an der nächsten Reiterkornette lehnte, und rief:

„Ein schöner Spruch, mein' ich, und ich hoffe, es soll nicht mehr lange währen, bis er Wahrheit wird. Diese trotzigen Bürger von Hanau sollen nun bald genug schüchtern vor uns stehen!"

Der Angeredete, der zum Regiment des Obersten von Kalkstein gehörte, hatte aufmerksam nach der Stadt hin geschaut. Er wandte sich langsam um und sah ernsthaft, fast finster, in das lachende Antlitz seines jüngeren Gefährten. Er hob die Hand und deutete auf seine Kornette, die auf blauem Samt das goldgestickte Bild eines Fuchses zeigte, der mit einem Huhn im Rachen davon lief. Im Halbkreis um dasselbe standen die Worte:

„„Nur tapfer fort, doch ohn' viel' Wort'!""

„Hätten die Bürger von Hanau im Maul, was hier mein schlaues Fahnentier davon trägt," antwortete er mit einem halb spöttischen, halb verächtlichen Lächeln um die feinen Lippen, „so

könnten wir wohl noch lange hier auf der Bärenhaut liegen, ehe sie schüchtern würden. Der Hunger ist es, der sie uns endlich nach langen neun Monaten in die Arme treiben wird. Unsere Tapferkeit hat nichts damit zu thun, und das dünkt mir wahrlich kein großer Ruhm für ein so ansehnliches Heer Sr. Kaiserlichen Majestät!"

„Bah, Ruhm!" rief der Jüngere sorglos lachend. „Was ist Ruhm in diesen wilden Zeitläufen, wo alle aufeinander schlagen, und wo die reichste Beute für die größte Ehre gilt."

Der andere, welcher seine ernsten Augen wieder der bedrohten Stadt zugewandt hatte, drehte sich bei diesen Worten des Gefährten rasch um und maß den schönen jungen Mann, der in der Fülle und Kraft der Jugend stand und aus klaren blauen Augen kühn in die Welt schaute, mit erstaunten Blicken.

„So hat Euch nie der Traum verlockt, Ihr könntet Besseres erreichen als das mühsam erworbene Gut fleißiger Bürger und armer Bauern?" fragte er langsam. „Habt Ihr nie daran gedacht, Euern Namen auch außerhalb des blauen Regiments gekannt und geehrt zu sehen als den eines heldenmütigen Führers einer kühnen Schar, die durch ihre Siege dem armen mißhandelten Land den Frieden bringen sollte, Johannes Roen?"

„Wohl habe ich das einst geträumt," rief der Gefragte rasch, und sein Auge flammte auf, „und lange habe ich gehofft, der Traum könnte sich erfüllen, wenn auch nicht gerade ich der Führer gewesen wäre. Willig und gern würde ich mein Schwert und mein Leben dem zu Diensten geben, der im stande wäre, die Kraft des Landes zusammenzuraffen und uns zu Siegen zu führen, die dem Elend ein Ende machten. Aber der Traum ist, wie so manches andere, dahin und begraben; denn wo ist der Mann, der das vermöchte, und wo die Schar, die das wollte? Viele denken wohl wie ich und sind bereit, kleinlichen Vorteil daranzugeben, um ein Leben voll Frieden zu gewinnen; aber viele reichen nicht aus! Es müßten Tausende sein, und wo soll man sie finden? Hier bei uns nicht, Ihr wißt es, Junker Wolf

Herbord, und, sorge ich, drüben bei den Evangelischen auch nicht; denn sonst wäre es ihnen wohl schon geglückt."

Der Junker sah freundlicher auf den Gefährten und fragte sinnend, dessen Worte wiederholend:

„Ja, viele denken wohl so, aber viele reichen nicht aus, und wo sind die Tausende zu finden? Wenn mir einer sagen könnte, daß sie drüben auf der Seite stehen, ich würde mich ohne Bedenken zu ihnen stellen, um ihre Zahl zu vermehren; denn ein Ende ist not!"

„Gewiß," rief Roen zustimmend, als jener schwieg. „Auf der Seite dessen zu stehen, der einen ehrlichen Frieden erringt, ist Ruhm genug, und warum, das frage ich Euch, sollen nicht Römische und Lutherische friedlich nebeneinander wohnen können, wie es zu der Väter Zeiten geschah? Dient doch mancher Kriegsknecht hier im Heere, der Brot anstatt der Hostie nimmt, und ist darum doch kein schlechterer Mann."

„Als ob es sich auch noch darum handelte?" rief der Junker mit verächtlichem Zucken der Lippen. „Die Franzosen, welche gegen uns kämpfen, sind alle gut römisch und suchen wahrlich andern Vorteil als den, den Evangelischen Hülfe zu bringen in Glaubenssachen. Wenn dieser Krieg noch lange fortdauert, so werden die Italiener, Spanier und Niederländer, die Kroaten und Wallonen, die Engländer, Schweden, Dänen und Franzosen und wer sich sonst noch — Gott sei's geklagt — in unsere Sache hineinmischen mag, uns arme Deutsche so aufgezehrt haben, daß von dem ganzen glorreichen alten Reich nichts mehr übrig ist, als ein Märlein, welches man den Kindern erzählt."

„Deshalb," rief der andere feurig und reckte seine schlanke Gestalt höher auf, „deshalb ist Ruhm nur dann zu erwerben, wenn ein ehrlicher Deutscher sein Schwert erheben wollte mit dem Ruf: Was römisch, was evangelisch! Stehet her zu mir alle, die Ihr Kriegsmänner deutscher Nation seid, und feget mit Euerm Schwerte alles fremde Volk von unserm gesegneten Boden

hinweg, und der dann nach redlichem Sieg auch redlichen Frieden hielte!" —

Des Junkers finstere Mienen hatten sich erhellt, und mit Wohlgefallen sah er in das erregte Antlitz des Jüngern, dessen kraftvolle Schönheit der malerische Anzug der Fähnriche noch mehr hervorhob.

Über dem kurzen Waffenrock von feinem gefärbten Leder trug er den blanken Brustharnisch mit breiter seidnen Binde, deren Enden an der Seite über kurze, wenig gebauschte Hosen herabfielen. Die hochheraufgehenden Stiefel, die bequem am Fuße saßen, waren unter dem Knie mit einer Stulpe und mit Bandschleifen geziert und geschlossen, und ihr weiches Leder bildete volle Falten um das Bein. Er hatte den breitkrempigen Filzhut mit den gelben und schwarzen Federn abgenommen, und der Wind spielte mit seinem blonden Haar.

„Ich hatte Euch für einen Glücksritter und Beutejäger gehalten," sagte der Junker Wolf Herbord lächelnd, „und sehe nun, daß Ihr ein Schwärmer seid, der unmöglichen Träumen nachhängt."

„Nein, das bin ich nicht, Herr von Buchenau," entgegnete Roen entschieden. „Gerade weil ich mir bewußt bin, daß in diesem traurigen Kriege kein wahrer Ruhm zu erlangen ist, deshalb jage ich solchem auch nicht nach und nehme das, was man erreichen kann . . . Glück und gute Beute," setzte er nach kurzer Pause mit leichtem Seufzen hinzu.

„Und doch hat sich schon mancher Mann auch Ruhm in diesem traurigen Kriege erworben. Habt Ihr Wallenstein, Pappenheim, Tilly vergessen? Viele Hunderte von Jahren werden über die Welt dahingehen, bevor ihre Thaten und Namen aus den Erinnerungen der Menschheit verschwinden."

„Befleckter Ruhm," erwiderte Johannes Roen und erhob die Rechte mit abwehrender Bewegung. „Ich trachte nicht nach solchem."

„Wieso?" fragte Buchenau scharf. „Glaubt Ihr, es sei ein

leichtes Ding, Armeen zusammenzubringen und zusammenzuhalten, wie Wallenstein, des Kaisers Generalissimus, es gethan?"

„Für Euch oder mich, Junker Wolf Herbord, würde es schwer genug sein," lachte Roen, „aber für den Generalissimus Seiner Majestät, der die großen Geldsäcke als Verbündete hinter sich hatte, war es gerade kein Kunststück; denn was soll ein gesunder, fröhlicher Mann Besseres thun, als der Werbetrommel zulaufen, wenn sie vor einem Geldsack geschlagen wird."

„Kein Geldsack kann den Ruhm erkaufen, der beste Feldherr seiner Zeit zu sein, und der war es, der ihm die Soldaten zuführte."

„Würde Euch der Ruhm Wallensteins mit dem Makel der Untreue, der an seinem Namen klebt, wertvoll sein?"

„Es ist niemals erwiesen worden, daß er in verräterischer Absicht mit den Schweden unterhandelte," versetzte Buchenau. „Konnte er nicht vielleicht versuchen wollen, die Parteien zusammenzuraffen, um den Krieg zu Ende zu führen?"

„Mit den Schweden, den Fremden?" fragte Roen spottend.

„Ich habe gar manchen Zug mit ihm gethan," fuhr Buchenau unbeirrt von dem Einwand des andern fort, „und gar manches Mal hat er das Fähnlein dem Feinde mit den Worten meines Wappenspruches entgegengesandt: „Nur tapfer fort, doch ohn' viel' Wort'!" und immer hat er seinem Eidschwure getreu gehandelt."

„Auch ich habe in Böhmen zum ersten Male meine Fahne unter seinen Augen entfaltet," sagte Roen traurig, „und ich hing ihm mit Leib und Seele an. Seine Ehre war mir heiliger als mein Leben, und ich kann es nicht verwinden, daß er sie befleckte."

„Ich sagte es Euch schon einmal, Johannes Roen, daß des Herzogs Verrat niemals erwiesen wurde," sagte Buchenau fast drohend.

„Aber auch niemals ganz widerlegt," beharrte jener.

„Wer hätte das thun sollen?" fragte der Junker achsel-

zuckend. „Der Herzog hatte keine Söhne, auf welche des Vaters befleckte Ehre einen Schatten werfen konnte, und für jeden andern würde es ein schlimmes Wagnis gewesen sein, dem Kaiser zu beweisen, er habe im Unrecht gehandelt."

„O Junker!" rief Johannes schmerzlich betroffen von solcher Vermutung. „Welches Zeugnis von Undank und Untreue würde dies für des Herzogs Freunde sein, denen er allezeit Gutes erwies. Nein, laßt mich glauben, daß unter den Männern, die ihm nahestanden und die alle Tage ihr Leben um Geringeres in die Schanze schlugen, auch solche waren, die freudigen Herzens alles würden hingegeben haben, hätten sie des Generals Ehre hell und glänzend vor der Welt darthun können. Aber sie konnten es nicht, und so war es ein Freundschaftsdienst, wenn sie mit dem Toten begruben, was das Licht scheuen mußte. Ich aber sage Euch, daß er der Versuchung nicht zu widerstehen vermochte, wehrt mir die Lust nach Macht und Ruhm."

„Und richtet Euch den Sinn auf Beute?"

„Wenn mir die Tapferkeit meines Armes ein Recht darauf giebt, so werde ich solche Mehrung meines Wohlstandes nicht verschmähen. Ich hab's erfahren, was es in dieser Jammerwelt heißt, ein Hans Habenichts zu sein."

„Das ist freilich ein Name, der sich mit nichts, auch mit dem Ruhme nicht, verträgt, der Euch gleichgültig ist," bestätigte Buchenau lachend.

„In der That, ich habe wenig Gelüste danach. Wenn ich das Leben vieler ruhmvollen Männer betrachte, so sehe ich wenig darin, was mich reizen könnte."

„Wie, habt Ihr auch an Pappenheim zu mäkeln?"

„Bah, Pappenheim," rief Roen leichten Tones. „Männer wie ihn hat dieser Krieg in Menge geboren, und er war von Anfang an im Vorteil. Er stammte aus altem Geschlecht und stand schon hoch auf der Leiter, welche Jan de Weerdt und Spork von untenan erklimmen mußten. Wißt Ihr, wie seine Reiter ihn nannten?"

„Schrammhans,“ nickte der Junker.

„Jawohl, Schrammhans,“ wiederholte der andere. „Schrammhans, weil es nur wenige Stellen an seinem Leibe gab, die nicht zerhauen, geschunden und geschrammt waren. Der König Gustav Adolf nannte ihn kurzweg „den Soldaten“ und hatte recht damit. Er war ein Soldat, aber kein Feldherr, und seine verwegene Tollkühnheit hat mehrmals nicht nur ihn, sondern auch seine Reiter ohne jeglichen Gewinn in die äußerste Gefahr gebracht. Nein, auch nach seinem Ruhme trage ich kein Verlangen.“

„Ihr geht scharf ins Gericht,“ sagte Buchenau. „Doch wenn Euch der Ruhm eines guten Soldaten nicht reizt, so müßt Ihr doch den Tillys als Feldherrn anerkennen. Er war Sieger in sechs und dreißig Schlachten und hat niemals Belohnungen des Kaisers angenommen, weder in Gütern noch in Geld. Ihm war's die Sache, für die er kämpfte, und er war uneigennützig bis zur Armut.“

„Ihm war's ums Schlachten, müßt Ihr sagen,“ rief der Fähnrich heftig. „Grausam war er, blutdürstig und erbarmungslos wie ein Raubtier! Das ist der Ruhm, den er erwarb und der ihn brandmarken wird, so lange die Nachwelt seinen Namen kennt. Glaubt Ihr, ich geize danach?“

Trommelwirbel unterbrach das Gespräch der beiden, und der Lärm des Lagers, der wie ein dumpfes Brausen bis zu den Zelten gedrungen war, verstummte. In der eingetretenen Stille war die Aufforderung des Gerichtsweibels, der alle zuständigen Glieder zu dem schon gestern anberaumten Gericht rief, jetzt deutlich vernehmbar.

Aus den Zelten und von den nächsten Tischen eilten die abgeordneten Fähnriche verschiedener Regimenter herbei, um sich, ihre Fahnen und Kornetten im Arm, nach der am andern Ende des Lagers belegenen Gerichtsstätte zu begeben, und auch Offiziere und Kriegsknechte im vollen Waffenschmuck, nach besten Kräften herausgeputzt, eilten dem Platze zu.

„Der arme Schelm, den wir heute aburteilen müssen, dauert

mich eigentlich," sagte Johannes Roen, während er mit seiner Fahne im rechten Arm neben Buchenau dahinschritt. Er hatte die Enden des schweren blauen Seidenstoffes, der ihm über den Rücken herabfiel, zusammengefaßt und über den linken Arm geschlagen. Die reichen Falten umhüllten seine Gestalt und hoben seine stattliche Erscheinung vorteilhaft hervor.

„Wir müssen ihm jetzt zum todeswürdigen Verbrechen das anrechnen, was ihm seine Vaterstadt glänzend gelohnt hätte, wenn es ihm gelungen wäre," fuhr Roen nach kurzem Schweigen fort, als der Junker stumm blieb.

„Und dies „Recht sprechen" nennen," nickte Buchenau, indem er mit einiger Bitterkeit hinzusetzte: „So ist eben die Gerechtigkeit dieser Welt."

„Wie," rief Johannes lebhaft und blieb stehen, um seinem Begleiter in die ernsten Augen zu blicken. „Ihr meint doch nicht, unser Spruch, der den Mann verdammen wird und muß, sei kein Spruch nach Recht und Gerechtigkeit?"

„Wie Ihr es nehmt, je nach der Seite, auf welche man sich stellt," erwiderte Buchenau, gelassen mit den Achseln zuckend. „Der Profoß wird die erhobene Anklage schwerlich beweisen können, da ja, wie verlautet, der Mann keine Schriftstücke hat und nicht geständig ist, ihn auch niemand kennt, noch ihm etwas zu beweisen ist. Jedoch wir sind im Krieg und können uns nicht schädigen lassen. Es kommt nicht auf ein Menschenleben an, wenn Tausende gefährdet sind."

„Aber Ihr meint, unser Spruch sei ungerechtes Gericht, wenn er den Mann verurteilt," drängte Roen nochmals um Antwort.

„Nein," erwiderte Buchenau lässig. „Warum war der Mann so ungeschickt, sich fangen zu lassen. Er muß wissen, daß wir das Recht und die Macht haben, uns vor möglichem Schaden zu schützen. Übrigens Ihr waret es, der den Mann einen armen Schelm nanntet; vergeßt das nicht."

Roen schwieg nachdenklich, und das Gedränge der zum Ge-

richt Eilenden wurde bald darauf so groß, daß jede weitere Zwiesprache unmöglich wurde.

Als die beiden Fähnriche in die leichten Schranken des großen Platzes eintraten, waren fast alle zum Gericht gehörende Männer schon dort versammelt. Der Gerichtsschultheiß, ein in Sachen des Jus wohlerfahrener Mann, saß hinter einem erhöht aufgestellten Tisch an der schmalen Seite des Raumes, mit dem Gerichtsschreiber und Gerichtsweibel zur Seite, während die „Zwölf“, welche als Abgeordnete der Fähnlein und Regimenter den Ring zu bilden und nach Anhörung der mündlichen Verhandlungen den Spruch zu fällen hatten, ihn im Halbkreis umstanden. Auf den seitwärts zusammengerückten Bänken waren die Plätze für die Hauptleute, Leutnants, Feldweibels und wer sonst berechtigt war, dem Gericht innerhalb der Schranken beizuwohnen, während der mittlere Raum für die Vorgeladenen freiblieb.

Ein anhaltender Trommelwirbel, von einzelnen Schlägen unterbrochen, verkündete eben das Nahen des Oberbefehlshabers des Belagerungsheeres, des Kaiserlichen General-Wachtmeisters von Lamboi, der bei dem heutigen besonderen Fall dem Gericht selbst beiwohnen wollte, und in dessen Gefolge der Befehlshaber des Lagers, der Oberst Hans von der Pfordten, und eine große Anzahl höherer Offiziere erschienen.

Der General-Wachtmeister, bei dessen Eintritt in die Schranken sich alle Anwesenden erhoben, wurde ehrfurchtsvoll mit tiefer Neigung des entblößten Hauptes und durch Senken der Fahnen begrüßt. Mit dem Federhut in der Hand schritt er, ernst und gemessen dankend, zu der Bank, die gesondert für ihn aufgestellt war, und von der aus er den ganzen Raum übersehen konnte.

Er war ein Herr von kaum mittlerer Größe und von schlanker, geschmeidiger Gestalt. Seine edeln, vornehmen Züge, seine dunkeln Augen, die nachdenklich unter hochgewölbten Brauen hervorschauten, und die tiefen Furchen auf der Stirn ließen eher einen ernsten Denker, als einen kühnen Soldaten in ihm ver-

muten, und sein künstlich gekraustes, braunes Haar, welches seitwärts und im Nacken auf den blendend weißen Kragen herabfiel, verriet, daß er große Sorgfalt auf sein Äußeres verwandte, ohne daß dabei sein Brustharnisch oder sein sonstiger Anzug den hohen Rang kennzeichnete, den er bekleidete.

Nachdem er seinen Platz eingenommen und der Gerichtsweibel Stille geboten, erhob sich der Schultheiß, ein großer, starker Herr in faltigem Talar, und begrüßte die Anwesenden mit Worten, welche an den Zweck der Versammlung mahnten. Er sprach langsam, und seine Stimme war über den ganzen Platz vernehmbar. Als er geendet, erhob sich der Gerichtsschreiber, um den Artikelbrief und die Gerichtsordnung zu verlesen, was alle zu dem eigentlichen Gericht gehörenden Männer stehend anhörten, und hierauf leistete der Schultheiß im Namen der Richter und der „Zwölf“ des Ringes den feierlichen Eid im Namen Gottes:

„daß sie wollten urteilen und Recht sprechen dem Armen „als dem Reichen und dem Reichen als dem Armen. „Hierin nicht gedenken Freundschaft, Feindschaft noch Gevatterschaft, weder Gunst, Gab, Neid noch Haß, sondern „sie wollten sein treulich und ungefährlich in allen Sachen, „soweit ihr Verstand reiche und ausweise; so als sie „wollten, daß Gott der Allmächtige am jüngsten Tag „solle richten über ihre Seelen.“

Ein lautes Amen der Beteiligten bestätigte dies Gelöbnis, und nun begannen die eigentlichen Verhandlungen.

Sie waren langsam und umständlich, aber trotz des vielen Formenwesens, welches sie umgab und der genauen fast peinlichen Beobachtung des vorgeschriebenen Ceremoniells ermangelten sie nicht einer gewissen Feierlichkeit, die nicht ohne Eindruck auf die Gemüter blieb.

Der Profoß, dem das Amt der öffentlichen Anklage oblag, trat nun mit seinem Fürsprecher (Prokurator) an den Tisch des Schultheißen heran, während zwei schwerbewaffnete Kriegsknechte

den Gefangenen mit seinem zugeordneten Fürsprecher vorführten und ihm seinen Platz zur Linken des Profossen anwiesen.

Er war ein kleiner, kümmerlich aussehender Mann von scheuem, gedrücktem Wesen. Seine Gesichtszüge waren unentwickelt, und der spärliche Bart, den er auf der Oberlippe trug, ließ ihn jünger erscheinen, als er vielleicht war. Nur um den Mund und in den düstern Augen lag ein Ausdruck von Entschlossenheit, der dem Gesicht einige Bedeutung gab. Obgleich der Mann dürftig und häßlich erschien, so hatte er gleichwohl etwas Zutrauen Erweckendes, das für ihn einnahm.

Man hatte ihm die Hände auf den Rücken gebunden, und eine kurze eiserne Kette, welche die Fußgelenke umschloß, nötigte ihn zu den kleinsten Schritten und verwehrte jede freie Bewegung, so daß seine Haltung noch unvorteilhafter erschien, als sie gewöhnlich sein mochte.

Inmitten des stark befestigten Lagers und zwischen dem bewaffneten Kriegsvolk sollte diese Art der Vorführung mehr die Schwere des Verbrechens darthun, unter dessen Anklage der Gefangene stand, als einen Fluchtversuch hindern, der unter diesen Umständen unausführbar gewesen wäre.

Als der Mann vor seinen Richtern stand, reckte er seine kleine Gestalt auf und erhob furchtlos das gesenkte Haupt, so daß das Zaghafte und Ängstliche, welches seine Erscheinung vorhin geboten, mehr und mehr verschwand. Mit unbefangenen, ruhigen Blicken musterte er die Versammelten, und etwas länger als auf den übrigen hafteten sie auf der Gestalt und dem Antlitz des Fähnrichs Wolf Herbord von Buchenau; aber nicht das kleinste Zucken einer Muskel verriet ein Erkennen, noch auch machte der Mann eine Bewegung, wie eine unerwartete Begegnung sie unwillkürlich hervorruft. Der Junker hatte den Gefangenen gleich allen Anwesenden mit Neugierde betrachtet, und eine Sekunde lang ruhten die Augen beider durchbohrend aufeinander; dann neigte Buchenau den Kopf langsam zur Seite

und faßte den Schaft seiner schweren Kornette, die ihm etwas entglitten war, fester.

So unbedeutend auch dieser kleine Vorfall gewesen, so war er doch nicht ganz unbemerkt geblieben.

Auch Roen hatte den Gefangenen betrachtet und war dabei dem Blick desselben begegnet, als dieser, seiner Meinung nach, sich fragend und warnend auf Buchenau gerichtet. Er war weder eine grübelnde noch eine mißtrauische Natur, aber der Gedanke flog ihm durch den Kopf, hier habe eben ein stummes Erkennen und eine schnelle Verständigung stattgefunden. Er wandte sich rasch dem Gefährten zu, begegnete aber nur dessen gleichgültigen düstern Mienen, die keinerlei Erregung zeigten.

„Weiß der Himmel," dachte er, trübe über sich selbst lächelnd, „was heute mit mir vorgeht, und was für Gespenster ich sehe. Wär's denn so groß verwunderlich, wenn sich die beiden schon einmal begegnet wären? Ist doch auch mir jetzt gar mancher ein Feind, der mir ehemals ein lieber Genosse war, und mancher andere, dem ich gern mit wuchtigem Hieb den Schädel gespalten, kämpft jetzt an meiner Seite. Und was ist's denn mehr, wenn mein Spruch heute mit hilft, einen armen Kerl aus diesem in jenes Leben zu befördern, in dem es ihm ergehen wird, wie dem Vogel im Hanfsamen."

Mit diesem Erfolg seiner Überlegung beruhigte er sich um so schneller, als der Fortgang des Gerichtes nun all seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Der Schultheiß hatte sich aufs neue erhoben, und nachdem er die Versicherung abgegeben, daß er die Verhandlung nach altem löblichen Gebrauch und Herkommen leiten werde, richtete er zunächst die vorgeschriebenen Fragen an den Ring.

Zum ersten fragte er:

„ob die Tageszeit bequem, der Tag nicht zu früh oder zu spät, noch zu heilig oder zu schlecht sei?"

Nach der einstimmigen Versicherung, daß weder an Tag noch Stunde etwas auszusetzen sei, fragte er:

Zum zweiten:

„ob das Gericht ordentlich, wie es in Kriegsrechten und Zeiten gebräuchlich, besetzt sei?“

Nach der Bejahung fuhr er zum dritten fort:

„ob er, wenn es sich zutragen sollte, daß einer käme, das Wort Gottes zu predigen, singen, lesen oder verkündigen, ob er dann Macht haben sollte, samt den Richtern aufzustehen, das anzuhören und danach, wenn die Tageszeit dann noch bequem sei, wieder niederzusitzen, zu richten und zu urteilen?“

Alles dies wurde ihm zugestanden, und er fragte zum vierten:

„ob er Macht haben sollte, wenn sich ein Lärmen, Feind- und Feldgeschrei erhebe, samt den Richtern aufzustehen und solchen Lärm zu stillen?“

Nachdem ihm auch hierzu die Erlaubnis zu teil geworden, warf er die Fragen auf:

Zum fünften:

„ob er, wenn er plötzlich krank würde oder der Oberbefehlshaber nach ihm schicke, ob er dann seinen Gerichtsstab einem andern ehrlichen Mann übergeben dürfe, der dann das Gericht fortsetze?

Zum sechsten:

„ob er Macht habe, wenn sich Wind, Regen, Hagel oder Unwetter erheben oder sonst etwas vorfallen sollte, was den Schreiber hindern könnte zu schreiben, dann samt den Richtern aufzustehen und unter ein Obdach zu rücken?“

Und endlich zum siebten:

„ob er Macht habe, jedes andere Recht zu verbannen?“

Nachdem ihm nun die begehrten Zusicherungen, daß er seines Amtes unter allen Umständen solle walten können, einstimmig erteilt waren, nahm er den Hut vom Haupte, und die „Zwölf“ traten ebenfalls barhäuptig um ihn, den Profossen, den Gefangenen und die Fürsprecher her, um so den Ring zu bilden, innerhalb dessen der Angeklagte gleichsam eine Freistatt gegen jedes andere

Gericht fand, welches der Schultheiß nun ausdrücklich „verbannte." —

„Anfänglich," rief er laut, „verbanne ich nun alles andere Recht im Namen Gottes des Allmächtigen, von dannen her alle Rechte ihren Ursprung haben, und bitte, daß er uns Seine Gnade, Weisheit und Verstand wolle verleihen, auf daß wir an diesem heutigen Tag mögen richten und urteilen, wie wir es am jüngsten Tage gegen Seine Göttliche Majestät verantworten können.

„Zum anderen verbanne ich das Recht des Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten, Unüberwindlichsten Fürsten und Herrn, Herrn Ferdinandus II., Römischen Kaisers, unseres allergnädigsten Herrn, dem wir gelobt und geschworen sind.

„Zum dritten verbanne ich das Recht des Herrn Freiherrn Wilhelm von Lamboi, Römischer Kaiserlichen Majestät General-Wachtmeisters dieser Armee.

„Zum vierten verbanne ich das Recht des Herrn Hans von der Pfordten, Römischer Kaiserlichen Majestät Obersten über dies Lager deutschen Kriegsvolkes in diesem Lande, und

„zum fünften bann' ich das Recht unter meine Gewalt und Stab, der mir von ob- und vorgedachten Obrigkeiten übergeben ist, also daß mir keiner, weder in- noch außerhalb der Rechte, wolle einreden anders als durch meinen erlaubten oder seinen ihm gedingten Fürsprecher. Es soll auch keiner einem Richter heimlich etwas zusprechen oder die Richter unbilligerweise überstehen.*) Auch soll dem Profoß eine Gasse gelassen werden durch das Lager, damit er mit dem Gefangenen kann passieren von und zu dem Gericht, bei großer Pön und Strafe."

Nach dieser umständlichen und ausdrücklichen Ausschließung jedes anderen Rechtes und der vollen Inanspruchnahme der ihm übertragenen Gewalt trat der Schultheiß zurück, und der Profoß ließ die Aufforderung ergehen, daß:

*) D. h. beeinflussen und belästigen.

„welcher nun vor diesem Kaiserlichen Gerichten zu schaffen habe, er sei Kläger oder Antworter, der klage und verantworte sich nun, gebe auch Red' und Widerstand, wie es gebräuchlich ist.“

Hiermit war die feierliche Einleitung des Gerichts beendet, und der Profoß trat mit seinem Fürsprecher voran, um die Anklage zu begründen.

Er berichtete umständlich, wie Heinz Lenz aus Benz, der Rottmeister über zehn Mann Fußvolk vom dritten Fähnlein des blauen Regiments des Obersten Hans von der Pfordten, am vorigen Abend den hier anwesenden Mann aufgegriffen habe, als derselbe im Begriff gewesen sei, sich bei anbrechender Dunkelheit unweit der Sternschanze auf die Landstraße nach Frankfurt durchzuschleichen. Derselbe weigere sich, seinen wahren Namen zu sagen; denn daß er in Wahrheit Johannes Brill heiße und aus Oberissigheim sei, könne man darum nicht glauben, als Heinz Lenz aus Benz von einem Freunde vernommen, daß der „kleine Heinrich“, welcher, wie männiglich im Lager wisse, den Hanauern gute Dienste als Kundschafter und Bote leiste, gerade so wie Anwesender beschaffen sei und aussähe. Auch könne dieser nicht leugnen, daß er aus der belagerten und stark verhungerten Stadt komme, daher es wohl zu vermuten stehe, daß er schändliche Nachrichten zum Nachteil Kaiserlicher Armee und zum Vorteil der ketzerischen Stadt habe zum Feinde tragen wollen, durch welche Schändlichkeit er sein Leben verwirkt habe.

Die Frage des Schultheißen, ob Schriftstücke zum Beweise vorlägen, mußte der Profoß verneinen, aber er führte nochmals aus, daß nach dem Eingeständnis des Mannes die Not in Hanau aufs höchste gestiegen, daß die Bürger auf Hülfe von außen hofften, und daß es daher wahrscheinlich sei, daß sie bei ihren Freunden darum supplizierten. Nun gestehe der Gefangene zu, daß er aus Hanau komme, daß er zu einem Freunde hinter Frankfurt wolle, dessen Name und Qualität niemand im Lager kenne, und somit habe das Kriegsvolk im Lager wohl das Recht

gewonnen, den Mann zu richten; da es ja leichtlich zu ersehen sei, daß der Freund des Gefangenen ein Feind der gerechten Kaiserlichen Sache sei.

So unbegründet und jedes Anhaltes entbehrend diese Anklage auch war, so genügte sie doch hier, und es geschah nur, um den geordneten Kaiserlichen Rechten nicht zuwider zu handeln, daß der Schultheiß nun auch dem Fürsprecher des Gefangenen das Wort erteilte.

Verwundert sahen die Zwölf des Ringes nach diesem hin, als er sich allen Ernstes anschickte, seines Amtes zu walten. Auch die Beisitzer auf den Bänken wurden aufmerksam, reckten die Köpfe in die Höhe und hörten mit Spannung zu; denn es war ganz ungewöhnlich, daß man sich in einem Fall wie dem vorliegenden nicht mit den Formalitäten begnügte, und daß eine wirkliche Verteidigung versucht wurde. Da der Mann nicht leugnete, aus der feindlichen Stadt zu kommen, so sah man im Lager sein Leben einfach für verwirkt an.

Der Fürsprecher hatte seine Rede deshalb etwas zaghaft begonnen und das Antlitz des General-Wachtmeisters nicht außer acht gelassen; als dessen Mienen jedoch keine Unzufriedenheit erkennen ließen, fuhr er zuversichtlicher fort und that dar, wie sich die Anklage gegen einen armen, kümmerlichen, hungrigen Mann doch nur auf die Meinung des Rottmeisters Heinz Lenz aus Benz stütze.

Er war ein gewandter Mann, der wohl zu reden verstand, und von dem man im Lager wußte, daß er eine Gelegenheit dazu nicht ungenutzt und sein Licht gern leuchten ließ. Dabei kannte er das Kriegsvolk zu dem er sprach genau genug, um zu wissen, wie er seine Worte wirkungsvoll setzen mußte, ohne dem Ernst des Gerichts durch Witzworte Eintrag zu thun.

„Ich kann nicht ergründen, Herr Schultheiß," sagte er, „warum Heinz Lenz aus Benz nach des Herrn Profossen Aussage annimmt, daß hier mein armer Beklagter sich eines Namens bediene, der ihm nicht gehöre, noch warum er glaubt, daß dieser

verzagte, schreckhafte Mann der kühne Bote sei, den sie drinnen in der Stadt den „kleinen Heinrich“ nennen, den aber niemand je von Angesicht zu Angesicht sah, und der, wie man sagt, im Bunde mit dem Bösen es verstehe, sich unsichtbar zu machen. Das hat dieser arme Schelm wahrlich nicht verstanden, auch hat er es weder kühn noch schlau angefangen, sich durchzuschleichen.

„Der kleine Heinrich würde die Stellen besser kennen, wo solches Wagnis gelingen mag, während dieser dumme Teufel, recht wie ein Schaf, wenn's brennt, gerade in die Flammen lief. An wenigen Stellen um Hanau her dürfte es schwerer sein durchzukommen, als just an der Sternschanze.

„Wenn nun auch unzweifelhaft Heinz Lenz aus Benz so gut zusammenklingt, daß niemand zweifeln wird, daß diese Namen auch zusammen gehören, so weiß ich darum doch nicht, warum dieser Mann nicht Johannes Brill aus Oberissigheim sein soll? Wissen wir doch genugsam, daß anno domini 1635 die Kroaten jenen Ort gänzlich zerstörten und verbrannten, und daß dessen letzte Bewohner Schutz in Hanau suchten. Aber welch ein Schutz ist dort zu holen, was giebt es jetzt anders in der Stadt, als Hunger und teuere Zeit, schwere Arbeit und bittere Not, Seuchen, Krankheit und Trübsal, und warum, frage ich nochmals, soll es da nicht wahr sein, daß der Mann versuchen will, eine bessere Statt zu finden? Auch hat man weder in seinen Kleidern noch sonst an seinem Leibe Schriftstücke gefunden, welche beweisen, wie der Gefangene uns Widerwärtiges zu bereiten strebe, vielmehr ist alles an ihm, seine abgetragene Gewandung sowohl wie sein abgezehrter Leib, höchst jämmerlich und dürftig befunden, und man kann in seiner Ansehung wohl glauben, der Mann suche zuerst und vor allen Dingen Nahrung und einen Unterschlupf für sich selbst, bevor er an Schädigung anderer gedenke. Männiglich hier im Lager weiß, wo Oberissigheim gelegen war, und wie es in dem ausgeraubten Orte aussieht, in dem ein Mensch weder Obdach noch Nahrung zu finden vermag. Da wir nun Oberissigheim als richtig hierum belegen zugestehen müssen, so weiß

ich nicht, warum wir nicht auch glauben wollen, daß es dort einen Johannes Brill gab. Ich für meinen Teil zum Beispiel weiß nicht, wo Benz belegen ist, da ich jedoch Heinz Lenz kenne und nicht an seiner Leibhaftigkeit zweifle, so zweifle ich auch nicht, daß es mit Benz seine Richtigkeit hat und daß Heinz Lenz aus Benz zusammengehört wie Johannes Brill aus Oberissigheim."

In dieser Weise folgerte der Fürsprecher ernsten Tones noch eine Weile fort und erreichte damit seine Absicht, die Aufmerksamkeit der Beisitzer zwischen dem Verklagten und dessen erstem Ankläger, dem Rottmeister des dritten Fähnleins im Regiment Hans von der Pfordtens, Heinz Lenz von Benz zu teilen. Er wußte sehr wohl, daß es ihm leichter sein würde, von dem Ring eine Gunst für den Gefangenen zu erlangen, wenn dessen Verteidigung eine heitere Stimmung hervorrief, als wenn er bittend sein Mitleid in Anspruch nahm. Ein rascher Blick über die Versammlung ließ ihn erkennen, daß ihm dies geglückt war. Er traf überall auf lächelnde Gesichter, und nur der ernst drein schauende Junker von Buchenau mochte ahnen, daß er noch einen andern Zweck verfolgte, als den, mit seiner Redegewandtheit zu glänzen.

Aber im Grunde, was konnte dies alles nützen? Der Mann stand nun einmal in dem Verdacht, der Stadt Hanau in irgend welcher Weise dienen zu können oder zu wollen, und folglich mußte er sterben. War er unschuldig, nun so hatte er eben Unglück; wegen solcher Bedenken konnte man ihn nicht leben lassen; denn der Lebende vermochte zu schaden, der Tote war abgethan.

Es war auch keineswegs die Absicht des Fürsprechers gewesen, um das Leben seines Schutzbefohlenen zu bitten; denn als nach dessen längerer Rede der Profoß das Wort ergriff, legte er dem Ring dar, wie es dem Fürsprecher doch mit allem freundlichen Willen nicht gelungen sei, die volle Unschuld des Gefangenen zu beweisen. Er ließ zur Erhaltung strengen Spruches nochmals die Stellen des Artikelbriefes verlesen, welche von der Sicherung

gegen Verräterei handelten, und er forderte demgemäß die Bestrafung an Leib und Leben, worauf der Fürsprecher des Gefangenen nur um eine Frist der Vollziehung des Urteils von vier und zwanzig Stunden bat, innerhalb welcher Frist der Gefangene sich erboten habe, durch glaubhafte und wahrhaftige Kundschaft seine Unschuld zu erweisen. Hiernach traten der Profoß mit dem Angeklagten sowie die beiden Fürsprecher aus dem Ring heraus; derselbe schloß sich enger um den Schultheiß; auch die übrigen Beisitzer traten um ihn herum zur Beratung des Urteils, welches der Schreiber sofort zu Papier brachte. Alsdann erweiterte sich der Ring wieder, die Beisitzer traten zurück, der Profoß mit dem Gefangenen nahm seinen früheren Platz wieder ein, und der Schreiber las laut:

„Auf die gehörte Klage des Profossen, auch auf des Gegenteils Verantwortung, Red' und Widerred' ist durch den Schultheiß und die Richter mit einhelliger Umfrage zu Recht erkannt, daß der Profoß den genannten Johannes Brill soll in sein fest Gewahrsam führen, und so er es begehrt, ihm einen Priester zuordnen, daß er seine Sünden bekenne und durch ihn zur ewigen Seligkeit gewiesen und getröstet werde. Nach einem Tag und zweien Nächten, wenn der Gefangene nicht durch getreue Kundschaft seine volle Unschuld und Treue habe dargethan, soll ihn der Profoß dem Nachrichter überantworten. Der soll ihn führen auf einen freien Platz, da am meisten Volkes beieinander ist, und ihm seinen Leib mit dem Schwerte entzwei schlagen, daß der Leib der größere und der Kopf der kleinere Teil sei."

Der Gerichtsschreiber legte die Schrift auf den Tisch, und der Schultheiß erhob seinen weißen Richterstab. Er trat vor, dem Gefangenen gegenüber, und während er seinen bis dahin hochgehaltenen Stab in der Mitte entzwei brach und die Stücke zur Erde fallen ließ, rief er laut:

„Gnade Gott Deiner armen Seele und gebe Dir nach diesem Leben eine fröhliche Auferstehung! Amen.“

„Amen, Amen,“ wiederholten die Anwesenden sowohl als auch die zahlreichen Zuhörer, welche außerhalb der Schranken standen, und während der Profoß durch die rasch gebildete Gasse der Kriegsknechte den Gefangenen nach seinem Gewahrsam führte, löste sich das Gericht auf.



Fünftes Kapitel.

Die Hütte, welche im Kaiserlichen Lager zum Gefängnis diente, lag nicht allzu entfernt von der Gerichtsstätte vor dem hier besonders hoch aufgeworfenen Wall und war ein ziemlich fester, aus Balken, Steinen und Erde gefügter Bau.

Ein schmaler niedriger Eingang, den eine starke Thür verwahrte, führte in einen Raum, der seine spärliche Helle nur durch eine Dachluke empfing, und den ein halbhoher Bretterverschlag in eine größere und kleinere Hälfte trennte. Der letztere Raum, welcher zur eigentlichen Gefängniszelle diente, war bis auf ein frisch aufgeschüttetes Strohlager vollständig leer, und man mußte, um zu seinem nochmals verwahrten Eingang zu gelangen, das vordere Gelaß, welches der Wache zum Aufenthalt diente, ganz durchschreiten. Ein roh aufgebauter Feuerherd, eine große Pritsche, die mit Stroh und Decken belegt war, sowie Bänke, Schemel und Tisch gaben diesem einigen Anspruch auf Wohnlichkeit, und die am Eingang auf Schußgabeln ruhenden Musketen mit den brennenden Lunten daneben warnten vor jedem Fluchtversuch.

Der Profoß sowie der Fürsprecher des Gefangenen geleiteten diesen selbst hierher, um, wie es ihre Pflicht forderte, sich von der Ausführung der getroffenen Sicherheitsmaßregeln zu überzeugen und ihn der Wache zu übergeben.

Der Rottmeister Heinz Lenz aus Benz, welcher den Mann eingebracht, hatte sich freiwillig mit seiner Rotte zu diesem Amte erboten, und bei der festen Überzeugung desselben, daß dieser kleine dürftig aussehende Mann der kühne Bote sei, dessen sich die Hanauer Befehlshaber zur Verbindung mit ihren

Freunden bedienten, und der unter dem Namen des kleinen Heinrich eine weitgekannte Persönlichkeit war, stand nicht zu fürchten, daß er ihn nicht sorgsam bewachen würde.

Bei der Annäherung des Profossen mit seiner Begleitung saß Heinz mitsamt seiner Wachtmannschaft vor der Hütte und alle vertrieben sich die Zeit mit Würfelspiel und Trunk. Wilde Flüche und rohe Späße waren weithin hörbar, und der Profoß sah sich ärgerlich das übrige Kriegsvolk an, als er den halbtrunkenen Zustand gewahrte, in welchem ihm der Rottmeister entgegentrat.

„Potz hunderttausend Sack voll Enten," rief dieser in schwankender Haltung den Kommenden entgegen, „da bringt Ihr uns ja den kostbaren Schatz der Hanauer noch heil und ganz zurück. Wir haben uns hier fröhlich bereitet und auf den Schlag der drei Trommeln gehorcht, die uns zur feierlichen Abtrennung des Leibes von der Seele rufen sollten, und statt dessen führt Ihr uns das magere Hähnlein, an dem es keine Federn mehr zu rupfen giebt, wieder zu! Was hat das zu bedeuten?"

Der Profoß antwortete nicht auf diese Anrede; er sah in die Hütte und untersuchte die Thür; als aber auch andere Knechte der Wache vordrängten und zu wissen begehrten, warum das Urteil, wie es doch Brauch sei, nicht vollzogen werde, entgegnete er finster:

„Der Fürsprecher hat dem Mann eine Frist erwirkt. Bis morgen um diese Stunde soll er mit Zeugen darthun, daß er Johannes Brill aus Oberissigheim ist, ein verhungerter Schelm, der nichts sucht, als Nahrung für seinen erbärmlichen Leib."

„Wird was mit Zeugen darthun, der verräterische Hund," schrie der Rottmeister heftig. „Wo sollen hier im Lager Seiner Kaiserlichen Majestät solchem verfluchten Kerl Zeugen herkommen? Ist das nicht genug Zeugenschaft, wenn ich, der Rottmeister Heinz Lenz von Benz, mit Gefahr meines Lebens einen Gefangenen einbringe, der sich offenbar nach der sakramentschen Ketzerstadt Frankfurt durchschleichen will?" wandte er sich fragend an den Fürsprecher des Gefangenen.

„Es war meine verfluchte, beschworene Pflicht und Schuldigkeit, dem Delinquenten die Zeugenschaft vom Ring zu erbitten, und dieser hat sie gewährt, nicht ich," entgegnete der Fürsprecher. „Übrigens ist es Eure Schuld allein, Heinz Lenz von Benz, daß der erbarmungswürdige Wicht zu dieser Stunde noch in seiner ganzen Größe lebt."

„Meine Schuld?" rief der Rottmeister verblüfft. „War ich es denn nicht, der den Mann gefaßt und eingebracht, und habe ich Euch nicht mit plausibeln Gründen dargethan, daß der Knirps da kein anderer sein kann, als der kleine Heinrich, welcher den Hanauern so gute Dienste leistet?"

„Das habt Ihr wohl," entgegnete der Fürsprecher, „aber Ihr vergaßt etwas dabei."

„So, und das war? . . ."

„Nun, Ihr vergaßt, die Schriftstücke zu finden, welche Eure Behauptung deutlich darzuthun vermochten."

„Den Teufel vergaß ich's," schrie der Rottmeister aufgebracht. „Jede Falte seiner schäbigen Kleidung habe ich untersucht, und ich sage Euch, wenn der Schuft nicht solche unter seiner Haut verborgen trägt, die ihm überall zu weit ist und um ihn herschlottert wie ein faltiges Gewand, so trug er keine Briefe bei sich."

„Bah, macht mir doch nichts weiß, Rottmeister," lachte der Fürsprecher mit schlauem Augenzwinkern, „die hätten sich ja wohl auch anderswo finden lassen. Wenn der Mann, wie Ihr behauptet, wirklich jener kleine Heinrich ist, so versteht er, wie alle seinesgleichen, mehr als Brot zu essen. Solche Gesellen sind mit dem Gottseibeiuns im Bunde, und wie sie fest sind gegen Hieb und Stich, so können sie auch verschwinden lassen, was ihnen unbequem ist, ebenso wie sie entweichen können. Aber," fuhr der Fürsprecher nach kurzem Schweigen mit schlauem Lächeln fort, „so klug der Teufel auch seinen Auserwählten und denen, die ihm geschworen sind, helfen mag, zuweilen überlistet ein einfaches Menschenkind dennoch diesen Ausbund der Höllenweisheit,

und ich sollte meinen, das hätte Euch, Heinz Lenz, gelingen müssen. Warum habt Ihr nur an dem dürren Leibe Eures Gefangenen nach solchen Schriftstücken gesucht; nahebei würden sich ja wohl auch solche gefunden haben?"

Die im Kreise umherstehenden Kriegsknechte lachten laut, und der Rottmeister schrie:

„Zum Teufel, Herr, Ihr habt recht. Warum schicktet Ihr mich nicht gleich gestern Abend noch auf diese Fährte?"

„Es ist ja noch nicht zu spät, Heinz," mischte sich der Profoß in das Gespräch und winkte dem Aufgeregten beruhigend mit der Hand. „Der Fürsprecher mußte heute seine Schuldigkeit thun und bei dem Ring für den Mann reden wegen des Kaiserlichen Artikelbriefes, der solches ordnet, wenn keine erwiesene Anklage geschehen kann. Findet Ihr aber morgen noch Schriftstücke nahebei im Graben oder sonstwo, so vermögen ein Schock Zeugen den Mann nicht zu retten."

„Und ich muß darum mit meiner Rotte nochmals vier und zwanzig Stunden hier auf der Wacht vor dem Sappermentshund liegen," murrte Heinz Lenz.

„Ihr dürft Euch ablösen lassen," versetzte der Fürsprecher. „Mit vier und zwanzig Stunden Wache habt Ihr genug gethan."

„Daß Dich das Mäuslein beißt," rief der Rottmeister schlau den Kopf schüttelnd. „Nein, nein! Ich habe den Kerl eingebracht und will dabei sein, wenn man ihm den Kopf vor die Füße legt. Auch gelüstet es mich, einmal ein Wörtlein mit dem Schwarzen zu reden, falls er es sich sollte einfallen lassen, sein Höllenfrüchtlein zu besuchen."

„Da Ihr so viel teil an ihm nehmt, so wundert's mich, daß Ihr nicht mit zum Gericht kamt," sagte der Fürsprecher des Profossen.

„Wozu das, Herr?" entgegnete Heinz verächtlich. „Was ich zu sagen hatte, war mir durch den Herrn Fürsprecher auf den Tüpfel abgefragt, und die langatmige Prozedur kenne ich zur Genüge. Ihr seht, daß ich mit meinen Rottgesellen dieweil hier

bessere Unterhaltung hatte," fuhr er nach kurzem Schweigen fort und zeigte auf die Tische, auf denen Trinkhumpen mit Wein- und Bierkrügen, Würfel, kleine holländische Thonpfeifen und Kau- und Rauchtabake in ansehnlicher Menge herumstanden und lagen.

„Schriftstücke führte der Schelm nicht bei sich; das Geld aber, welches er den Hanauern aus den vollen Säckeln geschnappt, war gutes, vollwichtig geprägtes Geld, wie man es jetzt nicht an vielen Orten im Reiche trifft. Die reichen Handelsherren drinnen verschmähen es, zu kippen und zu wippen, wie es anderwärts Fürsten, Prälaten und Städte thun, und der Marketender gab dreifaches Maß dafür her," und sich weiter herum zu dem Gefangenen wendend, sagte er zu ihm:

„Wenn aber die drei Trommeln zu Deinem Ehrentanz gerufen hätten, wären wir allesamt der Einladung gefolgt; denn ich schätze wohl, daß Dein letzter Dankesblick mir würde gegolten haben, Johannes Brill, da ich es ja bin, der Dir aus diesem Jammerthale zur ewigen Seligkeit verhilft."

Dieser hatte bisher bei den schnell gewechselten Reden vollständig teilnahmlos dagestanden; als er seinen Namen nennen hörte, blickte er jedoch auf und starrte mit einem blöden Lächeln in das Gesicht des Sprechers. Dabei sah er so verkümmert und erbarmungswürdig aus, daß in dem großen, starken Rottmeister doch ein unklares Gefühl von Scham darüber erwachte, diesen zitternden, dürftigen Gesellen für einen gefährlichen Feind ausgegeben zu haben, und in einer Regung von Mitleid fragte er ihn freundlicheren Tones:

„Nun was hast'? Möcht'st noch was auf dieser Erden haben, alter Schelm?"

„Hunger und Durst hab' ich," sagte der Mann kläglich und sah sich begehrlich nach dem Tische um, auf dem mehrere große Schüsseln eines Mahles zu harren schienen.

„Das wird wohl so seine Richtigkeit haben," sagte der Rottmeister, dem Profoß und dem Fürsprecher zunickend; „denn in

der Erwartung, daß der Mann heute noch mit den Engeln im Himmel oder den Teufelskindern in der Hölle seine erste Mahlzeit feiern würde, haben wir ihm hier den Appetit nicht verkürzen wollen. Da er aber durch Euern Spruch, Ihr Herren, nun noch vier und zwanzig Stunden auf das himmlische Manna warten muß, so werdet Ihr ja wohl gestatten, daß wir ihm hier ein Essen anrichten, so gut wir es selber haben?"

Der Profoß nickte gewährend und fragte:

„Habt Ihr aber auch Gutes anzubieten?"

„Das will ich meinen," rief der Rottmeister vergnügt und schlug sich mit der flachen Hand auf den stattlich gerundeten Leib. „Als meine Leute heute Morgen die Nachricht von meinem Fang ins Hauptquartier des Herrn General-Wachtmeisters nach Steinheim brachten, fanden sie Gelegenheit, mehrere Strohputzen zu verhören*) und konnten auch einige deutsche Herren**) einladen mitzukommen. Die Weiber machen ihnen bereits den Putz zurecht***), und wenn Euch genehm ist, an unserm Mahle teilzunehmen, so werdet Ihr finden, daß es Euch nirgends im Lager besser gehen kann."

„Ich danke Euch für Euern guten Willen," sagte der Profoß mit förmlicher Reverenz grüßend; denn bei aller eingerissenen Roheit wurde im persönlichen Verkehr der guten Sitte in Anwendung höflicher Formen immer noch Rechnung getragen, wie es denn hauptsächlich das dem deutschen Gemüt zusagende Symbol- und Formelwesen fast allein noch war, welches der Verwilderung einen Damm entgegensetzte. „Ich bin leider nicht in Eurer glücklichen Lage, mir beim Mahle gütlich thun zu können; es warten meiner noch viele Geschäfte. Gebt mir Raum einzutreten; denn nicht hier, sondern in seinem Gewahrsam selbst muß ich den Gefangenen Eurer Obhut übergeben."

Der Rottmeister stieß die Thüre zur Hütte weit auf und

*) Gänse abzufangen.
**) Enten stehlen.
***) braten sie.

trat zurück. Der Profoß ließ den Gefangenen vor sich hergehen und folgte ihm mit seinem Begleiter und der Wache nach.

Müde und gebrochen ging der Mann durch den Vorraum hinter den Verschlag, wo er sich gleichgültig und ohne die ihm folgenden Männer zu beachten, auf das Strohlager niederließ, wobei ihm seine auf den Rücken gebundenen Hände und die gefesselten Füße jede bequeme Lage unmöglich machten.

„Hier übergebe ich Euch Wachthabendem, Rottmeister Heinz Lenz von Benz vom zehnten Fähnlein des blauen Regiments des hochlöblichen Herrn Obersten Hans von der Pfordten, den verurteilten Gefangenen Johannes Brill von Oberissigheim, alias den kleinen Heinrich von Hanau, in wohlverwahrtem Zustand zu getreuer Obhut und Sorge und werde ihn also von Euch fordern, sobald die ihm vom Ring gnädig erwirkte Zeugenfrist von vier und zwanzig Stunden abgelaufen ist, damit er sein ehrliches Urteil empfange, ihm selbst zur Strafe und männiglich sonsten zur Verwarnung,“ sagte der Profoß laut und feierlich.

„Und ich werde ihn Euch bewahren, wie ich ihn empfangen habe, und für ihn streiten gegen jegliche Macht; es sei denn, daß Himmel oder Hölle seine Verbündeten seien, gegen welche ich keine Gewalt empfangen habe,“ entgegnete ebenso der Rottmeister.

Der Profoß neigte grüßend das Haupt, dann ging er an den Wänden des Gelasses entlang, um durch Klopfen und Befühlen zu prüfen, ob sie etwa irgendwo schadhaft seien; als er alles im stande befunden, schritt er, von den andern gefolgt, eilends von dannen.

Heinz Lenz kehrte nach einer kurzen Abwesenheit mit einem Trinkbecher voll Wein zurück und trat damit zu dem Gefangenen. „Es wird wohl noch eine Weile dauern,“ sagte er mit einer Art von rauhem Mitleid, auf die beklagenswerte, zusammengekrümmte Gestalt zu seinen Füßen herabsehend, „bevor die Weiber die Speise zugerichtet haben, und wenn Du Durst hast, magst Du wohl vorher einen Schluck trinken?“

Er bückte sich, um dem Mann den Becher an die Lippen zu

halten, jedoch die unbequeme Lage und die Unbehülflichkeit desselben sowie die Unsicherheit seiner eigenen Haltung ließen die wohlgemeinte Absicht nicht gelingen. Der Wein übergoß dem Gefangenen das Gesicht, und was ihm davon in die Kehle floß, verursachte ihm ein heftiges Husten und dadurch ein Zurückstoßen des Kruges, so daß das edle Naß fast ganz auf die Erde lief.

„Daß Dir das höllische Feuer in den Hals fahren möchte!" schrie der Rottmeister erbost. Er war durch den Stoß ebenfalls in bedenkliches Schwanken geraten und suchte lange vergeblich, das verlorene Gleichgewicht wieder zu erlangen. „Vergiltst Du Kröte mir so den guten Willen, dann magst Du sehen, wer Dir Hunger und Durst stillt", und er wandte sich zum Gehen.

„Herr Rottmeister, habt Erbarmen", wimmerte der Gefangene. „Laßt mich nicht so grausam entgelten, was doch nur die Schuld meiner gebundenen Hände ist. Löst mir die Schnüre und erlaubt mir, mich selbst zu tränken, so seid Ihr aller Mühe enthoben."

„Daß ich ein Narr wäre", lachte Heinz und ging weiter.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, Herr Rottmeister", rief der Mann hinter ihm her. „Gedenkt, daß auch Euch ein letztes Stündlein schlägt, und es dann Euch ein Trost sein wird, mir das meine erleichtert zu haben."

Heinz Lenz blieb stehen. An die letzte Stunde gemahnt zu werden, war ein Anruf, der damals, wo Leben und Tod für jeden so dicht beieinander lagen, selten ganz unbeachtet blieb. Die gute Lebensart hatte die Erinnerung daran verpönt, aber um so mehr war es ein Notruf, auf welchen auch der Rottmeister hörte.

„Wie darf ich das?" fragte er zweifelnd.

„Wie Ihr das dürft?" wiederholte der Mann. „Hat Euch der Herr Profoß nicht erlaubt, mir zu essen und zu trinken zu geben, und hat er Euch etwa befohlen, mich dabei wie ein Kindlein zu füttern?"

„Das nun gerade nicht", sagte Lenz schwankend, „aber er hat Euch wohlverwahrt mir übergeben und wird Euch so von mir fordern."

„So bindet mich nach dem Mahle wieder; denn lästig würde es für Euch und die andern sein, müßtet Ihr mir die Brocken zum Munde führen, und unerquicklich wäre mir Speise und Trank dazu.“

Der Rottmeister sann nach; da er aber zu keinem Entschluß kam, fuhr der andere fort:

„Was kann ich Euch denn thun mit der schweren Fessel an den Füßen, und da die Musketen am Eingang stehen? Doch wenn Ihr Zweifel hegt, wie weit Eure Befugnis geht, so sendet einen Mann zu dem Profossen, und Ihr sollt sehen, daß er Euch die Erlaubnis giebt, mir meine Bitte zu gewähren. Wenn er Euch auch zum Wachtdienst befehlen kann, zum Futtermeister kann er Euch doch nicht machen.“

„Zum Kuckuck mit der Erlaubnis des Profossen“, schrie Heinz Lenz wütend. „Was geht mich der Profoß an? Hier bin ich Herr, das will ich Euch beweisen.“ Mit diesen Worten riß er den kleinen Mann heftig in die Höhe und löste ihm die Fesseln mit einem Ruck.

Kraftlos wie fremde Gliedmaßen hingen diesem die lange gebundenen Arme herunter, und als der Rottmeister ihm den Trinkkrug reichte, vermochte er nicht, nach demselben zu fassen.

„Nun, was soll denn das nun heißen?“ rief Lenz voll Zorn und Ungeduld; denn von draußen schallte Lachen und lustiger Sang herein und machten ihm hier sein Samariterwerk langweilig.

„Es wird wohl noch gehen, Herr Rottmeister, ich danke Euch,“ sagte der Mann demütig. „Laßt den armen Gliedern nur Zeit, sich zu erholen; bis die Mahlzeit bereit ist, werden sie Kraft gewonnen haben, und inzwischen wird mir die Ruhe auf dem Stroh so gut sein wie Speise und Trank.“

„So seht zu, daß dies geschieht,“ versetzte Lenz und folgte eilig dem Ruf eines Soldaten, der den Kopf zur Thüre hereingesteckt hatte.

* * *

Unterdessen hatten sich die Teilnehmer des Gerichts durch das Lager zerstreut, und in allen Zeltgassen wurde das Ergebnis der Verhandlung eifrig besprochen. Man bewunderte einstimmig die geschickte Verteidigung des Fürsprechers, der es durch seine Weise so klug verstanden hatte, dem Artikelbrief des Kaisers gerecht zu werden; denn nach diesem sollte keiner zum Tode verdammt werden, welcher des angeklagten Verbrechens nicht geständig oder überführt war. Man war stolz auf den Fürsprecher und auf das gerechte Urteil des Ringes, und nur wenige machten sich dabei klar, daß die gewährte Frist nicht viel mehr als eine leere Form war.

In dieser langen Kriegszeit, in welcher nichts von Bestand war, hatten die Menschen sich daran gewöhnt, nur dem Augenblick zu leben. Zwischen heute und morgen konnte viel geschehen, und niemand wußte, was ihm selbst der nächste Abend brachte.

Auch der General-Wachtmeister war mit dem Verlauf der Verhandlung zufrieden. Gericht, Ring und Fürsprecher hatten den Forderungen der Kaiserlichen Artikelbriefe entsprochen, und für einen Befehlshaber ist es nicht ohne Wichtigkeit, die Gesetze gut beobachtet zu sehen. Zudem erschien ihm der kümmerliche Gefangene so ungefährlich für seine und seines Heeres Sicherheit, daß er sich um dessen Leben oder Tod nicht eben Sorge machte. In bester Stimmung hatte er daher eine Einladung des Obersten von der Pfordten zum Nachtmahle angenommen, an dem auch die meisten der übrigen höheren Offiziere des Lagers teilnahmen.

Die Leutnants und Fähnriche hatten Einladungen zu dem dem Mahle nachfolgenden Trinkgelage erhalten, und der Junker Wolf Herbord von Buchenau wie Johannes Roen schritten nun ihren Zelten zu, um sich für das Fest zu bereiten.

„Wir werden wohl noch einige Stunden Zeit haben,“ sagte Roen, nach der Sonne stehend, die schon tief im Westen stand, und deren Strahlen nur noch mit mattem Schein auf der Erde lagen. „Bevor die Nacht völlig heraufzieht, stehen die

Herren schwerlich vom Mahle auf, und früher wird man die Trinkbänke nicht bereit stellen. Habt Ihr daher nicht Lust, mit hinüber zu gehen, um beim Troß einige Kurzweil zu suchen, Junker?"

Buchenau antwortete nicht gleich. Er strich sich gähnend mit der Hand über das Gesicht, wandte sich nach der Sonne um und sah dann überlegend nach den aufragenden rauchgeschwärzten Mauern der Dorfkirche hinüber. Endlich sagte er langsam:

„Des Obersten Knecht, der die Einladung überbrachte, fügte hinzu, wir sollten uns bei den Bänken einfinden, sobald die Nachttrommel im Lager gerührt werde. Ihr wißt, der Oberst nimmt es genau mit solchen Dingen; ich fürchte, der Lärm und die Kurzweil drüben im Dorfe macht uns die Ohren taub. Nein," setzte er dann in raschem Entschluß hinzu, „geht nur allein, Roen. Ich habe die letzten Nächte so wenig Schlaf gehabt, daß ich mich noch etwas aufs Lager strecken muß, wenn ich nachher beim Trunk nicht zu kurz kommen will."

„Habt Ihr so guten Glauben an des Obersten volle Weinkrüge?" lachte Roen. „Ich rechne, daß die Ehre, welche uns durch die Einladung geschehen, das beste sein wird, was es absetzt. Der Wein ist selten geworden im Lande, und auch die Säckel fühlen, daß ihnen seit lange keine Beute zufloß. Es wird beim Obersten nicht anders sein als überall."

„Aber die nahe Aussicht auf reiche Beute lockt heute das letzte Silberstück hervor, und wenn unsere gemeinsame Arbeit hier gethan ist, kann niemand sagen, wohin ihn das Schicksal treibt. Habt Ihr schon daran gedacht, Johannes, daß es leicht das letzte Mal sein kann, daß wir unsern Trunk zusammen thun?"

„Ihr habt heute wieder Euern bösen Tag, Junker Wolf Herbord," erwiderte der Gefragte leichthin, „und seid geneigt, an das Morgen zu denken. Das ist eine schlechte Gewohnheit; denn sie hindert Euch zu nehmen, was an karger Freude in diesen schlechten Zeitläufen am Wege sich findet. Wem das Morgen Sorge macht, dem gehört auch das Heute nicht an, und ich schlage es mir daher aus dem Sinne."

„Ihr seid jünger als ich," sagte der Junker, „und habt kein anderes Leben gekannt; denn Ihr seid früh schon dem Heere zugelaufen. Ich aber habe noch im friedlichen Daheim gesessen, und mir lebt im Herzen noch das Gedenken an eine reiche, sorgenfreie und beglückte Zeit."

Der Fähnrich schwieg und sah finster in die Ferne hinaus; der andere, der ihm gern ein tröstliches Wort gesagt hätte, fand doch nur die Frage:

„Ist sie Euch seit lange verloren?"

Buchenau sah sich nicht um. Seine Blicke hingen an der im Scheine der untergehenden Sonne daliegenden Stadt, und halb zu seinem Gefährten, halb zu sich selber redend, sagte er träumerisch:

„Es war auch am Ende des Mai, und eine sommerlich milde Nacht stieg herauf wie heute, als ich von Haus und Hof weichen mußte vor den Truppen, die zum Schutz der Landschaft in die nahe Stadt eingelegt waren. Man hatte ihnen seit langer Zeit keinen Sold gezahlt; sie waren des Vertröstens darauf müde geworden und suchten sich das Ihre auf ihre Art; sie waren in Meuterei ausgebrochen und zogen plündernd und raubend umher. Schlimmer als die Feinde fielen sie in die Dorfschaften und auf die Höfe der Güter ein, nichts war vor ihrer Mord- und Habgier sicher. Ich war kaum dem Knabenalter entwachsen, ein hochaufgeschossener Bube von sechzehn Jahren und noch nicht oft von dem stillen Landsitz fortgekommen, auf welchem sich der Vater mit einer kleinen Schwester und mir in völliger Sicherheit glaubte. Die Mutter war kaum ein Jahr vorher bei der Geburt der Schwester gestorben, und des Vaters sowie mein leidenschaftlicher Schmerz um ihren frühen Verlust hatte Linderung in der Sorge und Liebe gefunden, welche die Kleine für sich in Anspruch nahm.

In dieses friedvolle Dasein brach das Unglück jäh herein.

Ein wilder Haufe Kriegsvolk drang, allen Widerstand unserer Knechte vor sich niederwerfend, durch den Hof vor das Haus und forderte mit Ungestüm unsere Habe. Unerschrocken

trat der Vater in die Thür, um diese Forderungen der Bande zu vernehmen; jedoch noch bevor er zu ihr reden konnte, streckte ihn ein Schuß nieder. Des Kindes und mein Name war der letzte Angstruf, der seinen sterbenden Lippen entfuhr. Es gelang mir, von dem plündernden Volke unbeachtet, mit dem Kinde in die Nacht hinaus zu flüchten, von dem einzigen Gedanken beherrscht, es möchte mir vergönnt sein, dies zarte Leben zu bewahren.

Die Gegend war mir vertraut, und in der milden Sommerzeit vermochte ich mit Hülfe gleichfalls geflüchteter Nachbarn mich zu verbergen, bis die Truppen abgezogen waren. Aber als ich dann endlich heimkehren konnte, fand ich von dem reichen Hab' und Gut der Eltern nichts mehr vor, als die ausgebrannten Mauern der Heimstätte, und diese vermochten mir kein Obdach zu gewähren. Im Dorfe sah es nicht besser aus. Da sich der Krieg in die Gegend zog, so folgte ich dem Rate des Pfarrers, ließ mir mittelst Eintragung in das Kirchenbuch das Recht meines Erbes bewahren und wanderte mit andern Schicksalsgenossen südwärts, um bei Verwandten der Mutter ein Unterkommen für die kleine Schwester zu suchen. Laßt mich über diese Zeit des Elends und der Not schweigen. Unsagbares litt ich unter den ungewohnten Sorgen, Entbehrungen und Anstrengungen jener Wochen; aber ich hielt mich aufrecht, bis ich, fast am Ziele, in einer größeren Stadt dennoch zusammenbrach. Ein mildthätiger, freundlicher Bürger, ein Handelsherr, hatte mich bewußtlos, aber das Kind fest umschlungen haltend, im Thorweg seines Hauses gefunden und gewährte uns Aufnahme und Pflege."

„Und was ward weiter aus Euch und dem Kinde?" drängte Roen, als sein Begleiter, der seltsam hastig und aufgeregt erzählt hatte, während er rascher den Zelten zuschritt, plötzlich schwieg.

„Was aus mir wurde, wißt Ihr ja," entgegnete er. „Als ich genesen war, ließ ich mich anwerben. Ich konnte mich in die enge bürgerliche Zucht und Sitte des Hauses, in welcher das Kind herrlich gedieh, nicht fügen. Die Schreibstube des Kauf-

manns war mir zu eng. In der Freiheit des Lebens auf eigener Scholle erwachsen, träumte ich davon, zur Erlangung des Friedens mein Schwert zu ziehen und meiner Kleinen eine sichere Heimstatt zu erkämpfen."

„Und sie? lebt sie noch?" fragte Johannes neugierig.

Der Junker nickte.

„In jener Stadt, im Hause jenes edeln Mannes, — eines Evangelischen —," setzte er mit einigem Widerstreben hinzu, „hat sie alles gefunden, was für ein Weib not ist, Heimat, Eltern und . . . Geschwister."

„Aber Ihr, sahet Ihr sie wieder?" drängte Roen.

„Nein," versetzte Buchenau hart und kurz. „Ich war gegangen mit den trotzig stolzen Worten, der Schwester die Heimat zurückzuerwerben; denn damals war ich jung und wußte noch nicht, daß das Recht ein leerer Schall im deutschen Lande geworden ist, und ich habe mein Wort nicht halten können. Mehr als fünfzehn Jahre sind seitdem vergangen! Das Kind ist unter fremdem Dache zur Jungfrau herangereift, fremde Hände haben es behütet, fremde Augen haben über ihm gewacht, während ich . . ." Der Junker brach ab und sah düster vor sich hin.

Es trat eine kurze Stille ein; dann fragte Roen:

„Hörtet Ihr nie wieder von dem Fräulein?"

„O doch!" rief Wolf Herbord und ein Lächeln flog wie ein leuchtender Strahl über sein ernstes, männliches Antlitz. „Die Verbindung zwischen ihr und mir hat niemals aufgehört. Wo immer ich auch weilen mochte, der treue Bote, der mir Nachrichten von ihr zutrug, wußte mich zu finden, und niemals vergaßen ihre Pfleger das Band festzuhalten, welches sie mit mir verknüpft. Seit ihre kleinen Finger die Feder zu halten vermochten, sagen mir alle ihre Zettel und Briefe, daß sie nicht nachläßt, auf mein Kommen zu hoffen und zu harren. Sie liebt mich, den Unbekannten, in ihren Gedanken; aber, frage ich mich oftmals: wird sie mich auch lieben, wenn wir uns von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen, wird sie, die in der behüteten Stille des Bürger-

hauses erwuchs, nun, wo ich vielleicht dem Ziele nahe bin, mit dem Bruder ziehen wollen, den die Roheit des Kriegslebens allen Verfeinerungen des Daseins entfremdet haben mag?"

„Ihr habt nichts von der Roheit des Kriegsvolkes angenommen wie wir andern, Junker von Buchenau," sagte Roen tröstend. „Wißt Ihr nicht, daß man Euch im Lager den Ceremonienmeister nennt, dieweil Ihr niemals außer acht laßt, was Anstand und gute Sitte erheischen?"

Der Junker nickte mit trübem Lächeln.

„Immer," sagte er, „hat mich der Gedanke, daß ich dereinst einer sittsam erzogenen Jungfrau Schutz und Schirm in einer argen Welt zu sein gelobte, davor bewahrt, den Versuchungen unseres wilden Lebens zu erliegen. Wie die gebenedeite Hand einer Heiligen hat das Andenken an das Kind über meinem Leben geschwebt und mich behütet; aber dennoch mag ich ihr, wenn ich einst vor sie trete, leichtlich roher erscheinen, als die ehrbaren Bürger der Stadt."

Unter diesem Gespräch hatten die beiden ihre Zelte erreicht. Die Knechte und Troßbuben, denen die Bedienung der Fahnen oblag, standen bereit, dieselben in Empfang zu nehmen, um sie vor den Zelten aufzupflanzen. Das Gespräch brach ab, und während Buchenau eilig die Kornette hinreichte, ließ Roen die schweren Falten seiner Fahne langsam vom Arme gleiten und übergab sie dem Knecht mit einer fast zärtlichen Feierlichkeit.

„Ich werde heute Nacht nicht selbst die Wache beim Heiligtum des Fähnleins halten," sagte er zu dem Manne. „Doch wirst Du sie nicht minder treu behüten, und wenn ich heimkehre, muß ich sie neben meinem Lager finden."

„Wie es der Brauch erfordert," sagte der Knecht und grüßte in strammer Haltung die Fahne, die jetzt, an ihrem Standort aufgepflanzt, rauschend ihren schweren Seidenstoff im Abendwind entfaltete.

„Sie ist mir angetraut als meine Braut und leibliche Tochter," fuhr der Fähnrich stolz zu ihr aufblickend fort. „aus

der rechten in die linke Hand, und wenn mir beide Hände abgeschossen oder abgehauen werden, soll ich sie in den Mund nehmen. Und ist auch damit keine Rettung da, so ist mir aufgegeben, mich hinein zu wickeln in ihr reiches Kleid, meine Seele Gott zu befehlen und darin zu sterben als ein ehrlicher Mann."

Der Knecht nickte wohlgefällig.

„So lange sie fliegt und ein Stück an der Stange ist," rief er versichernd, „folgen die Kriegsleute ihrem Fähnrich bis in den Tod. Ihr wißt, Herr, daß das Fähnlein besondern Bedacht nimmt, sich den zum Fähnrich zu erwählen, der ein großer, kräftiger, männlicher, tapferer und fröhlicher Gesell ist, friedlich und freundlich mit jedermann, Fürsprecher und Friedensstifter, und der frei davon ist, Strafen verhängen zu müssen; denn an ihn soll sich kein Haß und keine Furcht heften. Und ein solcher Fähnrich seid Ihr, Herr, in allen Stücken, und darum bedarf es von Euch keiner Mahnung zur Treue."

„Das dachte ich wohl," sagte Roen lächelnd, „als ich Dich zur Wache erwählte; aber da Du sie zum ersten Male thust, so war ich dem Heiligtum die Mahnung schuldig."

Mit diesen Worten ging er grüßend in sein Zelt, und als er nach geraumer Weile zum Gang ins Dorf gerüstet wieder heraustrat, rief er dem bei der Kornette Buchenaus Wache haltenden Knecht eine Frage nach seinem Herrn zu.

„Der Junker hat sich auf sein Lager gelegt, um zu ruhen," antwortete der Mann und hob das Zelttuch des Eingangs in die Höhe. Roen trat heran; als er aber den Fähnrich abgewandt in festem Schlafe liegen sah, ging er zurück und sagte eilends dem Knecht:

„Vergiß nicht, Deinem Herrn wenn er erwacht zu sagen, daß ich nicht hierher zurückkehre, sondern ihn beim Nachttrunk des Obersten treffen werde."

* * *

Nur langsam senkte sich die milde, klare Lenzesnacht hernieder, und spät erst begannen die Feuer der Marketender und die Harzfackeln, welche man an den Tischen der Spieler und Trinker inmitten des Lagers entzündet hatte, durch das Dunkel zu leuchten.

In den abgelegenen Zeltgassen war es still geworden; selten tauchten noch hier und da undeutlich und schattenhaft Gestalten auf, welche der belebten Mitte zuschritten.

Nur vor der sonst so stillen Gefängnishütte ging es heute laut und lustig zu. Die Weiber, welche das Mahl bereitet hatten, teilten es auch, und ihre Anwesenheit sowie der reichliche Genuß von Wein und Bier hatten die Lustigkeit auf einen Grad gesteigert, bei dem jedes andere Geräusch ungehört blieb. Aber auch zwischen dem schlimmsten Lärm traten Sekunden der Ruhe ein, und eine solche war es, in der einer der Soldaten aufsprang mit dem lauten Rufe:

„Wer da?“

Es erfolgte keine Antwort; aber in der eingetretenen Stille erinnerte sich der Rottmeister plötzlich seiner Pflicht. Er stand auf und eine der brennenden Fackeln ergreifend, trat er, von einigen der Wachtmannschaft gefolgt, in die Hütte, in welcher der Gefangene laut schnarchend und die gefesselten Beine weit von sich gestreckt, in anscheinend tiefstem Schlafe auf seinem Stroh lag.

„Ha, Du Bilwizkind*),“ lallte Heinz Lenz mit schwerer Zunge und ließ das Licht der Fackel auf das Gesicht des Schlafenden fallen. „Ich dachte wahrhaftig, der Böse habe Dich geholt, sehe aber mit Freuden, daß er nichts von Dir wissen will.“

Erschrocken fuhr der also Angeredete in die Höhe und rieb sich mit den befreiten Händen die dumm und verwundert umherglotzenden Augen.

---

*) Soviel wie Teufelskind oder Höllenbrut.

„Noch nicht,“ murmelte er dann wie schlaftrunken und fiel unbehülflich auf sein Lager zurück.

Die Soldaten lachten, und im Weggehen sagte einer zum Rottmeister:

„Mit dem hat's keine Gefahr; der Kerl ist zu dumm, um von seiner höllischen Majestät in Amitie genommen zu werden. Wem der schwarze Kaspar helfen soll, der muß Grütze im Kopfe haben.“

Eine Weile wurde die Unterhaltung der draußen Zechenden ruhiger geführt; als aber danach der Lärm wieder laut hereinschallte, rückte der Gefangene sich auf seinem Lager etwas weiter von der Wand ab, das Stroh desselben etwas zur Seite schiebend es kam hier eine nicht allzu große Öffnung in der Wand zum Vorschein, aus der ein Stein entfernt war.

Der Mann schob tastend die Hand durch dieselbe hinaus, und sich tiefer beugend, flüsterte er:

„Seid Ihr noch da, Junker?“

„Bst,“ mahnte eine leise Stimme zurück. „Greift hierher mit Eurer Hand. . . . So . . . dies ist das Wams . . . . hier noch der Hut. . . . Habt Ihr den Mantel und die Hosen geborgen?“

„Ganz sicher, hier unter dem Stroh meines Lagers. . . . Habt Dank, Herr, für Eure Mühe. Ich dachte nicht, daß es diesmal so schwierig sein würde, zu Euch zu gelangen und wieder davonzukommen. Ein Glück, mit einem so dummen Angesicht begnadigt zu sein; denn nur diesem und meinem dürren Leibe verdanke ich heute die Frist, welche man mir hier noch zum Leben vergönnt.“

„Im schlimmsten Falle würde ich Euer Zeuge geworden sein,“ sagte die leise Stimme von draußen, „aber besser ist es für alle Teile, Ihr sucht zu entkommen.“

„Meine ich auch,“ sagte der Mann. Für mich hat es nun keine Gefahr mehr, und wenn kein Verdacht auf Euch fällt, so . . .“

„Bah, wer sollte einen solchen auf mich werfen? Der Fürsprecher ist, sorge ich, in viel schlimmerer Lage."

„Das braucht Euch keine böse Stunde zu machen," entgegnete der Mann auf dem Stroh. „Er ist ein gewandter Mann, der sich zu helfen weiß, und ich rechnete auf ihn; denn ich habe ihm schon manchen wichtigen Dienst geleistet. Er wartete nur seines Amtes."

„Wie konntet Ihr nur wagen, dem Rottmeister in die Hände zu laufen?" fragte die Stimme von draußen.

„Ja, wie sollt' ich denn anders ins Lager kommen, das jetzt so streng bewacht ist, als blockierten die Hanauer Euch? Aber freilich hoffte ich besser davonzukommen, als mit einem Kopf kürzer. Was wäre mir denn geschehen, wenn es sich dieser ausnehmend kluge Rottmeister nicht in den Kopf gesetzt hätte, ich wäre der kleine Heinrich, der verschmitzte Bote der Hanauer. Irgend ein Spaßvogel hat ihm von diesem ein Bild entworfen, welches justement zu mir paßt."

„Und der seid Ihr nicht?" fragte der Mann von draußen und man hörte seiner drängenden Frage an, daß Zweifel und Mißtrauen ihn quälten.

„So laßt das doch," erwiderte der Gefangene mit Ungeduld. „Gebt Euch damit zufrieden, daß Ihr mich seit lange als einen andern kennt. Ihr wißt ja zur Genüge, daß ich nicht ein Bilwizkind bin, welches sich selber zu helfen vermag, wie es ein solches, der gemeinen Sage nach, doch kann. Ich besitze weder ein Nothemd, welches mich festmacht, noch einen Passauer Zettel oder Benedikten-Segen, und wenn der Henker mir morgen das Haupt abschlüge, würde es ihm vor die Füße rollen, wie das jedes andern. Jedoch Ihr dürft nicht länger hier verweilen, Junker," unterbrach er sich selbst. „Ihr habt doch die Botschaft Eurer Schwester verstanden?"

„Jawohl, das habe ich. Bringt Ihr meinen treuen, brüderlichen Gruß und sagt ihr, wie schmerzvoll ich sie und diejenigen, welche ihr Gutes erzeigten, unter einer Not leiden sehe,

zu der auch ich beitragen muß. Hoffentlich gelingt es mir, von ihr und denen, die sie liebt, allzuschweres Kriegsunglück fernzuhalten, wenn wir in die Stadt eindringen."

„Eure Schwester hofft dagegen, Euch nützlich sein zu können, wenn Ihr bald von hier mit langen Nasen abziehen müßt," kicherte der Mann mit spöttischem Lachen.

„Weibermeinung," sagte der draußen ärgerlich. . . . „Doch nun gehabt Euch wohl. Sorgt, daß Ihr unbemerkt in die Kleider kommt und vergeßt die Losung: „Lamboi und Hanau" nicht. Nochmals, seid vorsichtig!"

„Es hat keine Not mehr darum. Noch eine Stunde und die Wache draußen verschläft ihren Rausch so fest, daß die Posaunen von Jericho Mühe haben würden, sie zu erwecken."

„Ihr habt doch den kleinen Stift, welcher die Schraube an Eurer Fußkette öffnet?"

„Ich halte ihn hier in der Hand und danke Euch dafür."

„So mögen Eure Wege Gott befohlen sein."

* * *

Die kurze Frühlingsnacht begann dem Morgen zu weichen. Das leichte Gewölk, welches im Osten den Horizont umschleierte, färbte sich rosig, und ein frischer Wind, der vom Mainstrom heraufstrich, verkündete den nahenden Sonnenaufgang. Aber noch lagen graue Schatten auf dem weiten Thale, und nur wie eine breite, ragende, schwarze Masse hob sich die Stadt mit ihren Wällen, Dächern und Türmen von der lichter gefärbten Ebene ab.

Im Lager war es still geworden. Die Feuer waren erloschen; nur wo die Musketen auf den Gabeln lagen, glühten die glimmenden Lunten noch fort.

Das Bankett, welches der Oberst von der Pfordten dem General-Wachtmeister und den Offizieren des Lagers gegeben, nahte seinem Ende. Die Lust und Fröhlichkeit an den Tischen war nicht mehr so lärmend wie vor einigen Stunden, und auch an den Trinkbänken waren die eifrigsten Zecher verstummt. Den schweren Kopf in die auf den Tischen verschränkten Arme gelegt,

ruhten sie schlafend von den Mühen ihres Genusses aus, und weder die Unterhaltung der übrigen, noch das Fallen und Rollen der Würfel und der Klang des Geldes vermochte ihren festen Schlummer zu stören.

Vom Tische des Gastgebers, an welchem zwischen den vornehmsten Kriegsobersten und Hauptleuten General von Lambol den Ehrenplatz eingenommen, hatte sich dieser erhoben, um sich mit dem ersten Tagesschein zurück nach Steinheim in sein Hauptquartier zu begeben. Er bot dem Oberst von der Pfordten die Hand.

„Ich hoffe," sagte er ernst, „daß unser Warten auf den Fall von Hanau nicht mehr so lange dauert, daß sich Euch die Vorratskammern und Weinkeller, denen wir heute tapfer zugesprochen haben, wieder füllen können. So gern ich Euer Gast bin, so möchte ich das lieber an einem andern Platze, als nochmals hier sein."

Waffengeräusch, laute Rufe und eilende, klirrende Schritte vom Lager her verhinderten des Obersten Antwort und lenkten aller Aufmerksamkeit nach jener Seite hin.

Die Sitzenden sprangen erstaunt auf, selbst die Schläfer erwachten bei dem zunehmenden Getöse und griffen nach ihren Waffen, obwohl eine etwa ausgebrochene Meuterei sich kaum so geräuschvoll angekündigt haben würde.

Es war noch nicht hell genug, um weit in die Lagergassen zu sehen, und so waren die Kommenden schon ziemlich nahe, als der Oberst von der Pfordten Heinz Lenz erkannte, der seiner Rotte und einem großen Haufen Kriegsvolkes weit vorangeeilt war. Er war sichtlich in höchster Erregung, und als er des Obersten ansichtig wurde, rief er laut:

„Er ist fort, gestrenger Herr Kriegsoberst!" und blieb dann stehen, um diesen und den General-Wachtmeister, der neben Pfordten getreten war, vorschriftsmäßig zu grüßen. „Auf und davon durch die Lüfte!" schrie er dann, in seiner Erregung alle andern Rücksichten vergessend.

„Wer ist fort?“ fragte General von Lamboi, der den Mann nicht kannte.

„Wer?“ wiederholte der Rottmeister. „Wer denn anders, als der kleine Heinrich aus Hanau, den ich mit Gefahr meines Lebens eingebracht hatte, und der nun vor unser aller Augen auf und davon ist.“

„Wie so denn vor Euer aller Augen?“ fragte Lamboi zweifelnd. „Sahet Ihr ihn entlaufen?“

„Ha, hochvermögender Herr,“ versetzte Heinz Lenz etwas ruhiger, „wenn wir es gesehen hätten, wie Ihr es meint, so sollte es ihm doch weniger gut geglückt sein; aber das ist es ja eben, daß er fort ist, vor unsern Augen fort, und daß wir — meine Rotte von zehn Mann und ich — dennoch nicht sahen, wie er es angefangen hat.“

„Berichtet ordnungsmäßig, was geschehen ist, Rottmeister,“ mischte sich Pfordten in das Gespräch und trat näher an den Mann heran. „Wie konnte es dem Gefangenen möglich werden zu entwischen?“

„Ich kann Euch nichts darüber berichten, gestrenger Herr Oberst,“ sagte Lenz kleinlaut. „Ich kann nur beschwören, daß wir allesamt die ganze Nacht getreulich Wache hielten, und daß uns der Mann entschwand, wie Schnee in einer heißen Hand.“

„Also doch nicht spurlos,“ warf General von Lamboi ein; „denn Schnee hinterläßt Wasser.“

Der Rottmeister sah den General verblüfft an, dann schien er dessen Meinung zu verstehen. Er lächelte verschmitzt, als er antwortete:

„Gerade daß er keine Spuren hinterließ, hochvermögender Herr General-Wachtmeister, beweist, daß der Mann ein Teufelskind war, was ja auch die ganze Welt von ihm weiß. Er ist einer von denen, die der schwarze Kasper selbst fest gemacht hat gegen jegliche menschliche Gewalt und Schlauheit.“

„Seit wann ist der Mann fort?“ fragte Lamboi ungeduldig, alle andern Erörterungen abbrechend.

„Es wird nicht mehr als eine halbe Stunde vergangen sein, seit ich die Entdeckung machte.“

„Und wann hattest Du ihn zuletzt gesehen?“

„Das ist es ja, Gnaden Herr General-Wachtmeister. Gerade eine Minute vorher hatte ich ihn mit diesen meinen leiblichen Augen gesehen, als er schlafend und schnarchend auf seinem Stroh lag.“

„Sprachst Du mit ihm?“

„Das nicht,“ entgegnete Heinz Lenz ehrlich. „Es mochte wohl zwölf Uhr in der Nacht gewesen sein, als ich ihn zuletzt gesprochen habe. Er schlief schon, ich redete ihn an, und er fuhr schlaftrunken in die Höhe. Ich hatte Mitleid mit dem Schelm und dachte daran, daß es wohl sein letzter Erdenschlaf sein würde. Ich ließ ihn deshalb ruhen und setzte mich vor den Eingang der Hütte zu meinen Wachtgesellen. Später gingen drei derselben in das Gelaß und blieben im Gespräch auf der Pritsche sitzen. Jede halbe Stunde ging ich mit zwei Mann selbst hinein und sah bei Fackellicht nach, ob alles in Ordnung sei. So zuletzt, als es zu dämmern begann. Der Mann lag wie immer auf dem Stroh, und ich hörte ihn schnarchen. Draußen setzte ich mich auf die Bank, und wie da mein Blick so von ungefähr auf den Tisch fällt . . . Heilige Maria und Joseph! was liegt da vor mir? . .“ Der Rottmeister bekreuzte sich und schwieg. Das ganze Entsetzen, welches er zu schildern versuchte, schien ihn von neuem zu packen, und die Zuhörer sahen erst ihn und dann sich untereinander befremdet an.

„Was war es?“ fragte Lamboi nach minutenlangem Schweigen kurz und scharf.

„Die eisernen Fesseln, welche der Herr Profoß dem Gefangenen selbst um die Fußgelenke gelegt und fest zugeschraubt hatte.“

Rufe des Erstaunens aus dem Kreise der umstehenden Offiziere und der Bestätigung aus den Reihen des herandrängenden

Kriegsvolkes wurden laut, und Lamboi sah fragend nach dem Obersten hin.

„Du hattest wohl geschlafen, Heinz, und der Mann hat sie Dir, als er entwich, höhnend vor die Nase gelegt," fragte dieser, den Rottmeister scharf ansehend.

„Geschlafen, Gestrenger Herr!" rief der Rottmeister entrüstet. „Geschlafen, wo ich selbst um die Ehre der Bewachung gebeten, weil ich mit Gefahr meines eigenen Lebens die Höllenbrut eingefangen hatte! Aber fragt doch die andern Knechte, welche alle dasselbe sahen wie ich."

„Was hattet Ihr denn getrunken, Heinz Lenz?" fragte der Oberst unbeirrt weiter.

„Gestern Abend, Herr, wenigen Wein und dünnes Bier. Aber dazwischen lag die ganze Nacht, und alle meine Gesellen können Euch sagen, daß wir so wach waren, wie wir es jetzt sind. Zum Teufel mit uns, Herr, wenn das, was als Trunk auf unserm Tisch stand, uns neblig gemacht hätte. Was denkt Ihr von uns?"

„Was thatest Du denn, nachdem Du die Fesseln gefunden?" unterbrach Lamboi die Verteidigung.

„Nachdem wir, meine Rottgesellen und ich, uns davon überzeugt hatten, daß die Eisen wirklich dalagen und nicht etwa nur eine Vorspiegelung des Bösen waren, und nachdem wir die Lähmung, welche wir allesamt in den Gliedern fühlten, etwas überwunden hatten, faßten wir uns ein Herz, gesegneten uns mit dem heiligen Kreuzeszeichen und gingen mit Fackeln in die Hütte. Ihr werdet es nicht glauben, Herr, aber der Mann lag auf seinem Stroh. Wir alle sahen ihn und hörten sein Schnarchen. Auf der Pritsche lagen die drei Knechte lang ausgestreckt, hell wach aber unbeweglich und klagten, daß sie zwar nichts gesehen, daß aber eine fremde Gewalt sie umgeworfen, und daß sie es vor peinlichem Gestank und einer Angst, die sich ihnen beklemmend auf die Kehle gelegt, kaum noch ertragen könnten. Als wir sie dann anrührten und heftig schüttelten, wich der

Zauber; sie erhoben sich, waren aber steif in allen Gliedern und konnten nur langsam mit uns hinter den Verschlag treten. Und richtig, Herr, da lag der Mann im Schlafe, gerade wie vorher, mit dem Gesicht nach der Wand und die Beine weit von sich gestreckt. Alles um ihn her war in Ordnung, wie es zuvor gewesen; nur die Fesseln über dem zerrissenen Schuhwerk fehlten! Wie ich mich aber herabbeuge und recht zusehe, waren es leere Kleider."

„Wie!" rief der Oberst überrascht, „ohne Kleider ist der Mann entwichen?"

„Oder mit Kleidern, die ihm der Teufel anzog," sagte Heinz Lenz aus Benz und bekreuzte sich.



Sechstes Kapitel.

Der elfte Juni des Jahres 1636 war angebrochen. Die Hitze war drückend, es hatte lange nicht geregnet, und die Schwüle lähmte den wenigen Lebensmut, der den unglücklichen Bewohnern des seit neun Monaten blockierten Hanau noch geblieben war.

Die Sonne brannte glühend auf die geraden, zum Teil noch unbebauten Straßen und Plätze der Neustadt und brütete über den engen, winkeligen Gassen von Alt-Hanau, in denen der feuchte Dunst der umgebenden Wassergräben und die hohen, alten Häuser jeden freien Luftzug wehrten.

Seit Monaten schon war Hunger und Elend das gemeinsame Los aller. Kein Reichtum konnte die Not lindern, und unerbittlich forderte der Tod seine Opfer bei arm und reich, jung und alt, vornehm und gering. Dabei war die Stadt überfüllt von geflüchteten Bewohnern der umliegenden Dorfschaften, aber selten nur begegnete man in den belebten Gassen einem mutig und hoffnungsvoll dreinschauenden Antlitz.

Selbst das Kriegsvolk, welches der schwedische Kommandant General Ramsai, ein geborener Schotte, in strenger Manneszucht hielt, hatte nicht den sorglosen oder gar übermütigen Ausdruck, den man anderwärts bei ihm zu sehen gewohnt war, und von dem lustigen Soldatenleben, von dem die Mären und Sangesweisen verführerisch durch das Land liefen, war hier nichts zu verspüren.

Die Lebensmittel wurden schon seit Wochen in karg bemessenen Rationen verteilt, und der pünktlich bezahlte Sold war den Mannschaften bei gänzlichem Mangel an käuflichen Dingen für jetzt unnütz.

Jedoch noch weit schwerer bedrückt von der allgemeinen Not war die Bürgerschaft, die ohne Unterschied des Standes alle beschwerlichen Tages- und Nachtwachtdienste auf den Wällen mit den Soldaten teilte, dieselben im Quartier erhielt, das zahlreich in die Stadt geflüchtete Landvolk beherbergte und in jeder Weise opferwillig alle Lasten auf sich nahm, welche zur Erhaltung ihrer Vaterstadt und ihres evangelischen Glaubens dienen konnten.

Jedoch von Tag zu Tag ward die Aussicht auf Rettung geringer. Die Last war schier unerträglich geworden, das Murren in der niedern Bürgerschaft nahm zu, und als zu allen diesen bestehenden Drangsalen jetzt auch noch die Befürchtung hinzutrat, bei der sommerlichen Hitze möchte die pestartige Krankheit wieder ausbrechen, welche im Jahre zuvor gewütet, da sank auch dem Hoffnungsvollsten der Mut, und die Stadtobern erwogen ernstlich, ob sie befugt seien, den Einwohnern noch ferner aussichtslose Opfer an Hab und Gut und Leib und Leben aufzuerlegen.

Da, in der ersten Morgenfrühe dieses elften Juni durchlief die Stadt mit Windeseile ein frohes Gerücht von nahender Hülfe. Niemand wußte noch mit Bestimmtheit zu sagen, woher es gekommen; aber es war da, es wurde geglaubt und belebte die ermatteten Herzen mit neuer Zuversicht.

* * *

Aus der Thür des großen, mit einem Turm gezierten Eckhauses am Neustädter Markt war ein junges Mädchen getreten. Ein weiter Trauermantel verhüllte ihre Gestalt, aber aus dem großen Hut sah ein liebliches, von blondem Haar umrahmtes Antlitz mit klaren braunen Augen hervor. Sie behielt wartend die geöffnete Hausthür in der Hand und sah in den weiten Flur zurück, in dem jetzt Schritte und Stimmen laut wurden.

„Ich kann Euch alle nicht eindringlich genug vor dem Glauben an diese Nachricht warnen,“ sagte eine Frauenstimme in bestimmtem Tone. „Du bist stets geneigt, auf das zu hören, was mit Deinen Wünschen übereinstimmt, Esaias; aber ich bin überzeugt, daß die neuen Versprechungen gerade so leer sind, als es die alten waren.

Es geschieht daher nur auf Dein Drängen, daß ich Katharina zwei von den Tauben zusende, welche ich für Dich mühsam durch Fütterung in gutes Fleisch gebracht habe. Anna muß sie deshalb eindringlich warnen, keine wegzugeben. Ihr selber und ihrem Ehewirt thut Kräftigung not; ich würde es ihr nicht so leicht verzeihen, wollte sie Fremden damit eine Wohlthat erweisen."

„Sie wird Deine Fürsorge dankbar erkennen, Elisabeth, und gewiß die Tiere so leicht nicht weggeben," antwortete eine milde Männerstimme. „Wenn aber Bernhard vielleicht einen Notleidenden weiß, dem sie zur Rettung seines Lebens dienen könnten, so wirst auch Du nichts dagegen haben."

„Allerdings würde ich das," entgegnete die Frau bestimmt und ärgerlich. „Ich will nichts mehr davon hören; denn vor den andern ist uns die Pflicht gegen unser eigenes Fleisch und Blut auferlegt. Was hat es im vorigen Jahre dem Herrn Schwiegersohn genützt, daß er seiner vermeintlichen Pflicht als Pfarrer so treulich nachkam und alle Kranken und Sterbenden besuchte? Erst legte er sich selbst wochenlang an der entsetzlichen Krankheit auf das Siechbett, und dann beraubte er durch die Ansteckung sein armes Weib und sich selbst ihres lieblichen Kindchens, das der Seuche erlag. Ich kann ihn ob dieser Pflichterfüllung nicht bewundern und begreife nicht, wie Katharina ihm vergeben kann."

„Gott sei Dank," antwortete die Männerstimme, „daß sie es kann, und daß sie um dieses gemeinschaftlichen Leides willen ihren Eheherrn nur noch inniger liebt. Sie weiß, daß ohne Gottes Wille kein Haar von unserm Haupte fällt, dies tröstet sie, und daran richtet sie sich auf."

Unter diesen Worten waren die Redenden vor die Thür getreten, neben der eine bequeme Bank zum ruhen einlud. Es war der greise Rats- und Handelsherr Esaias de Lattre und seine Ehewirtin Frau Elisabeth. Beide waren vor den Bedrückungen des evangelischen Glaubens aus ihrem Vaterlande Frankreich geflüchtet und hatten sich hier, wo die Grafen von Hanau ihren

Religionsverwandten vor mehr als fünfzig Jahren die Gründung einer neuen Stadt ermöglicht hatten, ein neues, ansehnliches Heim erbaut. Sie hatten beide die Höhe des Lebens längst überschritten, und während Frau Elisabeth sich die Spuren großer Schönheit in Gestalt und Antlitz bewahrt, trug des Ratsherrn Äußeres den Stempel der Würde, den ein langes, erfahrungsreiches Leben giebt. Die Matrone war, wie das junge Mädchen, in Trauer gekleidet, doch ließ sich unschwer erkennen, daß hier nicht Mutter und Tochter nebeneinander standen; denn während die Jüngere, blond und rosig, die Deutsche nicht verleugnen konnte, verrieten die Gesichtsfarbe und die dunkeln, leuchtenden Augen jener ebenso deutlich deren französische Abstammung.

„Nichts vermöchte mich zu trösten," sagte sie in Fortsetzung des früher geführten Gespräches zu dem Gemahl, der sich auf die Bank neben der Thür niedergelassen hatte, „wenn ich durch Deine Schuld ein Küchlein meiner Schar verloren hätte."

„Man verliert kein Menschenleben nur durch die Verschuldung anderer," sagte der Greis milde, während ein friedvolles Lächeln seine Züge überflog. „Es ist immer Gott, der alles zuläßt und uns solche Prüfung unseres Glaubens und unserer Liebe auferlegt."

Die Matrone antwortete nicht. Sie sah nach dem Rathaus hin, welches nur durch einige Bauplätze von ihrem Hause getrennt lag, und beobachtete mit scharfen Blicken die Vorgänge vor demselben. Man hatte die Straße nach beiden Seiten und vor ihm durch leichte Schranken abgesperrt, und während Stadtknechte unter seinem unfertigen Arkadenbau bemüht waren, Tische aufzuschlagen, trugen andere allerlei Hausrat herbei, den sie augenscheinlich zum Verkaufe aufstellten.

Die Frau deutete mit der Rechten nach diesen Veranstaltungen hin.

„Meinst Du, Esaias," fragte sie scharf, „daß dies die guten Nachrichten bestätigt, welche der General Dir mitteilen ließ?"

„Was haben diese traurigen Angelegenheiten der Toten mit

den frohen Hoffnungen der Lebenden zu thun?" erwiderte der Gefragte. „Wenn es gelingt, den Feind von unsern Mauern zu verjagen, so wird es doch darum im Reiche noch kein Frieden werden, und denen, die in dieser Zeit Waisen wurden, giebt die Errettung der Stadt die Eltern nicht zurück. Es ist daher nur recht und billig, wenn die Stadt Elternpflichten gegen die armen unmündig Verwaisten übernimmt, die keine Angehörigen haben."

„Und die beiden Herren Bürgermeister von Alt- und Neu-Hanau, der wohlweise Herr Conradi und Monsieur Cotrell, die in diesem Falle ja wohl als Vater und Mutter anzusehen sind, beginnen ihr Amt damit, daß sie den Waisen den Hausrat verkaufen lassen, der ihnen als Erbschaft von den Eltern her zugefallen ist," sagte die Matrone und zog die Lippen geringschätzend hinab. „Nein, wahrlich," setzte sie nach kurzem Schweigen hinzu, „wenn die Kinder niemand finden, der sich ihrer liebevoller annimmt, als diese Väter der Stadt, so mag es ihnen nicht allzu gut ergehen."

„Aber, Elisabeth!" erinnerte der Gemahl verweisend. „Bist Du nicht allzu ungerecht in Deiner Meinung? Was könnten die Herren anderes und Besseres thun? Es sind Waisen armer Leute, zu denen sich keine Verwandte finden, und für welche die Stadt nun eine Unterkunft zahlt, in der es ihnen an nichts fehlt."

„In welcher es ihnen an nichts fehlt?" fiel die Frau ihrem Eheherrn herb in das Wort, „und um damit zu beginnen, verkauft man den Kindern auf öffentlichem Markte die Gegenstände, welche im spätern Leben das Einzige sein würden, was ihnen von den Eltern und der Heimat verblieb. An nichts hängt das Herz mehr, als an dem von den Vätern ererbten Gute. Kein Stück in unserm neuen stattlichen Hause ist mir so teuer, wie der alte Kram, auf dem der Mutter Auge noch geruht."

„Traurig und schwer ist es," gab Herr Esaias mit leisem Neigen seines ehrwürdigen Hauptes zu, „jedoch von allen Übeln der Zeit ist dies noch ein geringes, und wer das große Unglück tragen muß, wird diesen kleinern Teil verschmerzen. Außerdem

bleibt der Erlös aus den Sachen in Hut der Stadt und soll dazu dienen, den Kindern, wenn sie erwachsen sind, ein Stück Geld auf die Lebenswanderung mitzugeben."

„Davon werden sie nicht reich werden," sagte die Frau.

„Das brauchen sie ja auch nicht," entgegnete der Greis. „Es sind Kinder armer Leute, und Arbeit wäre in allen Fällen ihr Los, Arbeit, die Du selbst als höchsten Erdensegen schätzest, und daran es dem kommenden Geschlecht nicht fehlen wird. Wir haben nur zerstört und niedergerissen, was der Fleiß von Jahrhunderten erworben hatte."

„Wir?" fragte die Matrone scharf. „Ich meine doch, die Bürger in den Städten und die Bauern auf dem Lande dürften sich freisprechen von so furchtbarer Schuld. Wären wir es nicht zufrieden, arbeitend und schaffend unser Brot im Schweiße des Angesichts zu essen, wie es uns geboten ist? Aber die Fürsten und die großen Herren, die Geistlichkeit und die Ritter sind es, welche ihre begehrlichen Hände ausstrecken, reich sein wollen und genießen, ohne sich mit tüchtigem Fleiße zu rühren. Die sind es, die keinen Frieden wollen! Wer von diesen Herren genommen hat, der will behalten, und wer verloren hat, der will wieder gewinnen. Das ist das Hindernis."

„Gewiß," gab Herr Esaias zu. „So liegt die Sache vielfach jetzt; aber der Anfang geschah nicht gegen unsere Meinung. Auch wir wollten uns keine Bedrückung in Glaubenssachen gefallen lassen und standen fest zu den Fürsten und Herren, welche ihr Schwert für unser Heiligstes zogen."

„Das war unser Recht," sagte die Matrone.

„Das war es," bestätigte der Greis, „aber wir dürfen deshalb auch nicht sagen, daß unser Stand schuldlos sei an dem Elend der Zeit. Wir alle tragen unser Teil von Schuld und unser Teil an Jammer und Not, wie es gerecht ist."

Auf der großen Kirche der Neustadt begann es zu läuten; auch von Alt-Hanau schallten die Glocken herüber. Vor dem Rathause waren die Vorbereitungen zu dem beabsichtigten Verkauf

beendet, und das junge Mädchen, welches einige Schritte die Straße hinaufgegangen war, kam eilig zurück.

„Frau Mutter," rief sie erregt, „kommt und seht, was vorgeht. Man hat soeben auch mehrere Kinder unter die Arkaden gebracht; man will sie doch nicht verkaufen?"

„Imstande wäre man dazu," antwortete Frau de Lattre mit kurzem Lachen und erhob sich von der Bank, auf welcher sie neben dem Gemahl saß. Sie ging einige Schritte voran und blieb dann stehen. Auf den Straßen wurde es lebhafter, von allen Seiten strömten Neugierige und Kauflustige herzu, die sie begrüßten und um die gezogenen Schranken stand bald eine dichte Menge von Männern und Frauen jeglichen Alters und Standes.

„Wie kannst Du denken, daß man die Kinder verkaufen will, Anne," verwies unterdessen Herr de Lattre dem jungen Mädchen die Frage, welches neben ihm stehen geblieben war. „Die Herren der Stadt werden meinen, daß sich unter den vielen, welche kommen werden zu kaufen oder zu schauen, vielleicht auch einer befindet, der sich freiwillig und ohne Entgelt eines der Kindlein erbarmt."

Von dem erhöhten Platze aus, wo Anna stand, konnte sie die Vorgänge genau übersehen.

Eben hatten beim Rathause die Stadtknechte ihr Amt des Ausbietens und Anpreisens begonnen.

„Ach, alles dies ist so traurig, Herr Vater," sagte sie nach einer Weile mit einem tiefen Seufzer, „könnte man denn nicht in der Stille helfen?"

Der Greis antwortete nicht gleich. Auch er empfand das Schmerzliche des Auftritts und preßte die Lippen aufeinander. „Es wird nicht anders gehen," erwiderte er dann. „Du weißt, wie viele Hülfe die letzten Monate in Anspruch nahmen, und wie das eigene Elend das Mitgefühl abstumpft. Geld allein kann hier nichts nützen. Die Kinder müssen vor allem ernährt sein,

und selbst bei uns würde jetzt nicht soviel übrig sein, um eines derselben satt zu machen.“

„Ihr meint aber doch, es gälte, nur noch einige Tage auszuhalten, Herr Vater?“ fragte Anna, und man merkte an der Frage, daß auch sie wohl wußte, was Entbehren sei.

„So hoffe ich zuversichtlich,“ nickte ihr Herr Esaias matt zu. „Wenn man aber schon lange *gehungert* hat, so reichen einige Tage hin, um zu *verhungern*.“

„O nein,“ wehrte Anna, den schönen Kopf schüttelnd, „die Frau Mutter ist sparsam, und soviel hat sie noch immer in den Speisekammern geborgen, um uns vor dem *Verhungern* zu schützen, aber freilich . . . satt . . . so recht von Herzen satt wie sonst, sind wir alle wohl lange nicht gewesen. . . . Wie ich mich darauf freue, Herr Vater, kann ich Euch gar nicht beschreiben,“ setzte sie nach einer Weile hinzu und ließ ihre Augen träumerisch über den Platz hinweg in die Ferne schweifen.

Eine junge Magd mit einer französischen Haube trat aus der Thür und reichte Anna einen sauber zugedeckten Korb entgegen.

„Es sind die Lebensmittel, welche Madame für die Frau Pfarrerin beordert hat, Mademoiselle de Buchenau,“ redete sie in fremd und schwerfällig klingender Aussprache das junge Mädchen an und sich umsehend, fragte sie dann:

„Madame ist nicht hier? Die Schaffnerin hat ein Anliegen an Madame.“

Anna stellte den Korb, den sie der Dienerin abgenommen, auf eine der Treppenstufen neben sich und rief der unfern im Gespräch mit einer Frau befindlichen Mutter das Verlangen des Mädchens zu.

Diese kam eilig heran und blieb einen Augenblick vor dem Gemahl stehen.

„Laß Anna allein zu Katharina gehen, Esaias,“ sagte sie. „Die Hitze ist heute wieder sehr groß, und der Weg ganz schattenlos; es ist zuviel für Deine Kräfte.“

Der Angeredete nickte.

„Du hast recht," sagte er, „ich kann es mir heute nicht zumuten, wenn ich die nächsten Tage bei Kräften sein will."

„Fühlt Ihr Euch krank, Herr Vater?" fragte Anna ängstlich und beugte sich liebevoll zu dem alten Herrn herab.

„Nicht krank," schüttelte er freundlich das Haupt und streichelte liebkosend die jugendlichen Wangen der Pflegetochter, die er wie ein eigenes Kind liebte, „aber schwach und matt. In meinem Alter fühlt man die Entbehrungen solcher Zeit anders, als in Deinen Jahren; aber es wird wieder besser werden," setzte er, seiner Hausfrau und Anna zunickend, freundlich hinzu.

Frau de Lattre erstieg die Stufen vollends.

„Halte Dich nicht länger auf, Anna," sagte sie, schon in der Hausthür stehend. „Grüße Katharina und richte ihr meine Mahnung getreulich aus. . . . Willst Du nicht mit mir in das Haus kommen, Esaias?" wandte sie sich dann nochmals an den Gemahl zurück. „Es ist in den Zimmern kühler als hier, und Du wirst Dich dort behaglicher fühlen."

„Geh nur voraus," winkte er zustimmend, „Du steigst die Treppen doch rascher hinauf als ich, Elisabeth."

Frau de Lattre trat in das Haus, und Anna nahm den Korb, um sich auf den Weg zu begeben. Sie hatte den Fuß aber noch nicht auf die Straße gesetzt, als sie stehen blieb und, auf eine nahende Frauengestalt deutend, ausrief:

„Dort kommt Katharina, Herr Vater."

„Ja wirklich," sagte er und sah schärfer zu einer Frau hinüber, die mit langsamen, müden Schritten von der anderen Seite des Marktplatzes kam. Sie war von mittlerer Größe, und als sie, näher gekommen, das gesenkte Haupt erhob, um nach dem elterlichen Hause zu blicken, sah man in ein junges, sanftes Antlitz mit großen, dunkeln Augen. Eine friedvolle, stille Ergebung lag auf den feinen Zügen und war in der ganzen Haltung ausgedrückt, und wie sie jetzt, den Vater und die Pflegeschwester

erkennend, die Hand zum Gruße hob, flog ein Lächeln um die Lippen, das wie ein Sonnenstrahl die Schatten verscheuchte.

„Mein Gott, Herr Vater,“ sagte Anna, besorgt auf die Kommende blickend; „seht nur, wie matt und elend Katharina aussieht; sie wird doch nicht krank sein.“

„Das hoffe ich nicht,“ entgegnete dieser. „Sie sieht schon lange so zart aus, und wir können uns nicht darüber wundern; denn sie hat mehr zu tragen, als wir alle. Zu dem Entbehren des Gewohnten kommt die beständige Sorge um ihren Eheherrn, der, seine pfarramtliche Pflicht erfüllend, nicht müde wird, als Tröster, Berater und Helfer den Armen und Kranken Beistand zu leisten durch Zuspruch und Gaben, soweit er es vermag.“

Anna nickte.

„Und dabei verläßt sie der Schmerz um den Verlust ihres Kindchens gewiß keinen Augenblick, wenn sie auch nicht darüber spricht.“

„Gewiß nicht,“ stimmte Herr Esaias zu, „aber ich weiß aus eigener Erfahrung und habe es bei Katharina bestätigt gefunden, wie milde unser Schmerz um die Toten ist, die wir bei Gott und Christus allem Erdenleid entrückt wissen, gegen die nagende Sorge um unsere Lieben, die in Gefahren sind. Um wie vieles bin ich ruhiger, seit mein geliebter Sohn im ewigen Frieden ruht, als zu der Zeit, da ich ihn leiden sah und vor dem Augenblick bangte, wo er von uns gehen würde.“

Anna sah voll Teilnahme auf den alten Herrn, an dem sie in zärtlichster Liebe hing, seit sie als Kind Aufnahme in seinem Hause gefunden. Sie wußte, daß er vieles in seinem langen Leben erlitten, aber es war das erste Mal, daß er zu ihr seine persönlichen Empfindungen hierüber aussprach. Die harte Zeit und was ihr die Pflegeeltern von ihrem eigenen Geschick getreulich berichtet und im Gedenken wach erhielten, hatte ihr das Verständnis für Leiden in einem Alter gereift, in dem glücklichern Kindern das Leben noch wie ein Garten voll Lust entgegen lacht. Bevor sie jedoch ein Wort der Erwiderung fand,

war die Tochter des Hauses, die Pfarrherrin aus der Altstadt von Hanau, Frau Katharina Ammonius, herangekommen und hatte den Vater herzlich und ehrerbietig begrüßt.

„Wo kommst Du denn schon so früh her?" forschte Anna neugierig, nachdem die üblichen Fragen getauscht waren. „Ich war im Begriff, zu Dir zu gehen, um Dir einige Lebensmittel zu bringen, welche die Mutter Dir sendet, als ich Dich über den Markt kommen sah."

Der Pfarrherrin feines Gesicht überzog eine flüchtige Röte, als sie, den Korbdeckel hebend, zwei Tauben, einige Schnitten weißes Brot, getrocknete Erbsen, etwas Speck und eine Flasche Wein liegen sah.

„Wie wahr ist es doch," sagte sie, ohne die Blicke von dem Korb und seinem Inhalt zu erheben, „daß in der größten Not auch die Hülfe am nächsten ist! Ich war drüben bei der Muhme in der Apotheke, um für einen Kranken ein Labsal zu erbitten, aber ihre Kisten und Kasten sind so leer wie die unsern."

„Wie," fragte der alte Ratsherr erschrocken, „beginnt es an Arzneien zu fehlen?"

Frau Katharina schüttelte das Haupt.

„Ich bat nicht um solche," versetzte sie. „Unserm Kranken fehlt es an Brot, und da die Muhme ein warmes Herz und eine freigebige Hand hat, so versuchte ich es zuerst bei ihr."

„Aber Du mußt trotz dieses Korbes auf Deinem Bittgang weitergehen, Katharina," sagte Anna mit einem Anflug von Schelmerei, der ihren Jahren natürlich war; „denn die Frau Mutter läßt Dich aufs ernstlichste verwarnen, hiervon nicht einen Bissen wegzugeben und Dich von niemand verleiten zu lassen, etwa an die nahende Hülfe zu glauben."

„Ich kann den Mahnungen der Mutter nur zustimmen," sagte der Vater ernst. „Der Pfarrer und Du, Ihr habt beide eine bessere Nahrung dringend nötig, und ich will versuchen, für Deinen Kranken vom General Ramsai eine Ration zu erhalten."

„So glaubt Ihr nicht an nahe Errettung, Herr Vater?" fragte die Pfarrerin betreten.

„Gewiß glaube ich daran," versetzte der Greis und richtete sich in seinem Sitz auf; „aber sie ist noch nicht da, und es wäre unklug, über eine frohe Hoffnung die gebotene Vorsicht zu vergessen."

„Willst Du nicht mit herauf kommen und die Mutter begrüßen?" fragte Anne, als sie sah, daß sich der Ratsherr erhoben hatte und Katharina sich zum Gehen wandte.

„Ich wollte versuchen, beim Verkauf drüben vor dem Rathaus einige Geräte zu erstehen, um sie den Waisen als Erinnerung an ihre Eltern zu bewahren, — aber es ist so viel Volks dort," — setzte sie zögernd und unsicher hinzu.

„Ich werde Dich begleiten," sagte Herr de Lattre, „vielleicht finde auch ich etwas zu gleichem Zweck," und er stieg neben der Tochter, die ihm den Arm bot, die Stufen hinab.

„Nehmt mich auch mit, Herr Vater," bat Anne. „Ich möchte so gerne erfahren, ob sich jemand der Kinder erbarmte, die dort sind. . . . Für mich wurde einst so gut gesorgt, als ich in gleicher Lage war," setzte sie bittend und die Hände auf der Brust kreuzend hinzu, als Herr Esaias zögerte, ihren Wunsch zu erfüllen.

„Es sind Kinder dort?" fragte Katharina verwundert.

„Wie Anne sagt, hat man sie hergeführt. Vermutlich, um ihnen Pfleger zu gewinnen, an denen es wohl fehlen mag," erklärte der Greis, und zu der Pflegetochter sich umwendend, sagte er: „So komm nur mit. Die Mutter wird zwar zürnen, daß ich Dich neugierig zwischen die Menge führe, doch denke ich, sie wird es auch verzeihen."

Anne beeilte sich, den Korb in den Hausflur zurückzutragen und die Thür zu schließen; dann folgte sie leichtfüßig den langsam Voranschreitenden nach, und alle drei hatten bald das nahe Rathaus erreicht, welches nur durch offene Bauplätze von dem stattlichen de Lattreschen Wohnhaus getrennt lag.

Eine dichte Menge umstand die leichten Schranken, innerhalb deren im Beisein der Bürgermeister und mehrerer Mitglieder der beiden Stadträte allerlei Hausrat, als Schränke, Tische, Stühle, Betten, Geschirr und Leinenzeug und was sonst sich in Haushaltungen findet, feilgeboten wurde.

Es war ein bunt zusammengewürfelter Kram, wohl meist aus ärmlichen Einrichtungen stammend, aber auch schöne, sorgfältig gearbeitete Stücke, hochlehnige Stühle und geschnitzte Schreine befanden sich dazwischen, und mancherlei Bedürfnisse konnten hier befriedigt werden. Da es in der Stadt an Geld nicht fehlte, so fand ein lebhaftes Bieten statt, und viele der Sachen standen schon als „verkauft" zur Seite, als der Ratsherr de Lattre mit seinen Töchtern hinzutrat.

Er wurde ebenso wie seine Begleiterinnen von allen Anwesenden ehrerbietigst gegrüßt, und die beiden Bürgermeister eilten selbst herbei, um höflich die Schranken zu öffnen. Während Herr Conradi dem Greise den Arm bot, lud Monsieur Cotrell die Frauen ein, näher zu treten und sich erst die Sachen zu betrachten, die sie zu erstehen wünschten. Bereitwillig folgten beide der Einladung, und Anne wandte sich sogleich nach der hintern Wand, wo auf Stühlen mehrere Knaben und drei kleine Mädchen im Alter von zwei bis zehn Jahren saßen. Die Kinder hielten jedes ein Papier im Schoße, auf welchem Name, Alter und Herkommen verzeichnet stand, und sahen, von dem ungewohnten Vorgang bedrückt, aus großen Augen ängstlich umher. Sie waren alle reinlich und gut, aber wie Kinder aus dem Handwerkerstande gekleidet; nur eines derselben, ein kleines Mädchen von drei bis vier Jahren, trug die reichere Kleidung der höheren Stände und an einer goldenen Kette ein in Herzform gearbeitetes Schaustück mit den verschlungenen Buchstaben D. T. um den Hals.

Es war ein ungewöhnlich liebreizendes, blondes Kindchen, mit großen blauen Augen und einem lächelnden Zug um den kleinen Mund, der wie ein Sonnenstrahl auf dem rosigen Gesichtchen lag.

Anne war sogleich auf das Mädchen zugeeilt, und auch Katharina, welche mit dem Bürgermeister Cotrell langsamer herzukam, fragte voll schneller Teilnahme:

„Wer ist die Kleine?“

„Hat Euch Euer Eheherr noch nicht davon erzählt, ehrwürdige Frau?“ fragte dieser erstaunt. „Ist doch seit Tagen schon der Herr Pfarrer ebenso wie wir bemüht, diese Frage zu ergründen. Die Kleine irrte in den Straßen umher und ist zu jung, um selber Auskunft über sich zu geben. Alle Versuche, solche anderweitig zu erlangen, sind gescheitert, und wir können nur vermuten, daß das Kind einer der zahlreich hierher geflüchteten fremden Familien angehört und die Eltern durch den Tod verloren hat. Es spricht deutsch und französisch mit gleicher Fertigkeit oder vielmehr Unfertigkeit; denn sein Verlangen ist meist schwer verständlich und beschränkt sich fast auf einen bald zärtlich schmeichelnd, bald leidenschaftlich bittenden Ruf nach der Mutter. — In einem am Kanalthor belegenen Hause, dessen Bewohner gestorben und dessen Eigentümer schon vor längerer Zeit das Weite gesucht, fanden sich reicher Hausrat und Truhen mit Wäsche und Kleidungsstücken, deren Zeichen mit den Buchstaben auf dem Schmuckstück des Kindes übereinstimmen. Das ist alles, was wir ergründen konnten, und ich wundere mich, daß es Euch unbekannt ist, hochwürdige Frau; denn keiner von uns allen war so eifrig, des Kindes Herkommen zu erforschen, als Euer Gemahl.“

Katharina neigte, für den Bericht dankend, das Haupt und sah mit thränenfeuchten Augen auf das Kind hernieder, von dem Anne einige Auskunft zu erlangen sich vergeblich bemühte. Sie wunderte sich nicht, daß ihr niemand über diese Angelegenheit gesprochen; denn seit sie ihr blühendes dreijähriges Kind in das Grab hatte legen müssen, war es von den Ihrigen stets vermieden worden, mit ihr oder ihrem Eheherrn über Kinder zu reden. Auch sie selbst hatte geschwiegen. Obschon sie sich oft danach gesehnt, ihr Leid an dem Herzen des Gemahls einmal ausweinen zu können, so scheute sie doch zurück vor jeder Berührung der

immer schmerzenden Wunde und hatte sich sogar von allem Verkehr mit Kindern ferngehalten. Auch von ihrem Gemahl hatte sie nicht gesehen, daß er sich einem Kinde wieder zugewandt; aber sie freute sich, daß er jetzt sich der kleinen Waise angenommen, und die ihrem liebevollen Wesen fremde Zurückhaltung schnell überwindend, beugte sie sich zu dem Kinde herab.

„Wie heißest Du denn?“ fragte sie sanft und leise; aber sie zog die Hand, welche sie schon zu einer Liebkosung ausgestreckt, wieder zurück, als sie in die großen, unschuldigen Kinderaugen blickte, die sich voll zu ihr erhoben; denn sie empfand das warme Gefühl, welches dabei ihr Herz ergriff und rascher schlagen machte, mit einemmale wie einen Raub an ihrem gestorbenen Liebling.

„Dore,“ antwortete das Kind deutlich, aber Katharina erschien der Name fremd, und sie sah fragend auf den Bürgermeister.

„Wahrscheinlich Dorothea,“ entgegnete dieser, die Schultern hebend, und zeigte auf die verschlungenen Buchstaben des Schaustückes.

„Bist Du Mamas kleine Dorothea?“ fragte die Pfarrerin und bog sich aufs neue zu dem Kinde hernieder.

Aber die Kleine gab keine Antwort. Sie hatte aufmerksam in das liebliche Antlitz geblickt, welches tief zu ihr niedergebeugt war, und nun ihre kleinen Arme erhebend und fest um Katharinens Hals schlingend, brach sie in lautes Schluchzen aus und wiederholte nur mehrmals das Wort: „Mama!“ Zärtlich schmiegte sie ihre rosige, weiche Kinderwange an das bleiche Antlitz der jungen Frau und strebte zu ihr in die Höhe.

Fast leidenschaftlich zog diese das Kind an sich, und unter Thränen, welche sich mit denen der Kleinen mischten, flüsterte sie:

„Mein Kind sollst Du sein, mein süßes Kind,“ und sie bedeckte den kleinen Mund mit zärtlichen Küssen.

Erstaunt und fast erschrocken standen Anne und der Bürgermeister daneben. Beide fühlten in verschiedener Weise, was wohl bei der liebkosenden Berührung von Kinderarmen und Kinderlippen

im Herzen der beraubten Mutter vorgehen mochte, und Anne versuchte, das Kind auf ihre Arme zu nehmen.

Aber die Kleine sträubte sich, und das einen Augenblick erhobene Köpfchen wieder fester an die Schulter Katharinas schmiegend, bat sie unter neuen Thränen:

„Dore dableiben!“

Wie aus einem Traum erwachend, fuhr die junge Frau bei dem Flehen des Kindes zusammen. Sie legte ihre Rechte auf das blonde Köpfchen, das an ihrem Herzen ruhte und flüsterte beruhigende Liebesworte in das kleine Ohr. Der schmeichelnde Klang ihrer leisen Stimme, die liebkosende Bewegung ihrer weichen Hand thaten die beabsichtigte Wirkung. Das Kind beruhigte sich, und nur zuweilen kam noch ein tiefes, thränenloses Aufschluchzen über die Lippen, um die schon wieder ein freundliches Lächeln spielte.

Der Vorgang hatte sich so rasch vollzogen, daß keiner der entfernter Stehenden etwas davon bemerkte, und als Herr de Lattre jetzt mit dem Bürgermeister der Altstadt herzukam, war er höchlich erstaunt, eines der Kinder auf seiner Tochter Armen zu sehen.

„Ei, Katharina!“ sagte er langsam und hielt inne; denn bei der langen Gewohnheit, in Gegenwart der Tochter und des Schwiegersohnes nicht über Kinder zu reden, wußte er die rechten Worte nicht gleich zu finden, und Annes und des Bürgermeisters betretenes Aussehen steigerte seine Verwunderung.

Auch Katharina schwieg eine Weile. Sie hielt das Haupt gesenkt, und ihre Augen ruhten behütend auf der Kleinen, die in ihren Armen lag. Vielleicht rang sie mit einem schweren Entschluß, vielleicht betete sie um Segen für ihr Vorhaben. Als sie dann aber den Blick erhob, ließ sie ihn ruhig und klar über die Anwesenden gleiten und sagte, ohne ihre Stellung zu ändern, mit fester Stimme:

„Herr Bürgermeister Conradi und Monsieur Cotrell, ich, Katharina de Lattre, des Pfarrers in der Althanauer Gemeinde,

Herrn Bernhard Ammonius eheliches Weib, erkläre mich hiermit bereit, diese verlassene Waise an Kindesstatt anzunehmen und getreulich Mutterstelle an ihr zu vertreten, soweit ich mit meinen schwachen menschlichen Kräften, die Gott mir stärken möge, es vermag. Wollt Ihr diese meine Erklärung in die Bücher der Stadt Hanau eintragen und die erbetenen Rechte mir zuerkennen, so werde ich es Euch danken, und auch mein Gemahl wird, des bin ich gewiß . . ."

„Aber Katharina," unterbrach Herr Esaias die Tochter und legte dem die Zustimmung gebenden Bürgermeister Cotrell mit abwehrender Bewegung die Hand auf den Arm, „Du übereilst Deinen Entschluß. Hast Du bedacht, was Dein Eheherr sagen wird, wenn Du ihm in der Not dieser schweren Zeit solche Verpflichtungen auferlegst; bist Du sicher, daß er willig ist, sie zu tragen? . . . Und, merke wohl darauf: es weiß niemand, woher das Kind stammt, noch wer seine Anverwandten sind."

„Möchten wir es auch niemals erfahren," rief Frau Katharina lebhaft, „damit die Kleine für immerdar uns zugehörig bleibe! . . . Und was Bernhard, meinen lieben, freundlichen Hausherrn anlangt, so sorge ich nicht darum, Herr Vater, daß er meinen Entschluß nicht gutheißen würde. Auch ihm wird es erwünscht sein, wieder ein Kind um uns spielen und aufblühen zu sehen, und die Liebe zu der fremden, verlassenen Waise wird unserm Kind, das uns in die ewige Heimat vorangegangen ist, keine Liebe nehmen."

„Nein, das wird sie nicht," sagte jetzt eine in heftiger Erregung bebende Männerstimme hinter Katharina, und zwei Arme legten sich liebend und beschützend um sie und das Kind. „Ich danke Dir, mein Weib, daß Du aus freier Entschließung thatest, um was ich Dich noch heute bitten wollte."

Katharina sah mit einem glücklichen Lächeln zu dem Gemahl auf, der unbemerkt herzugekommen war und nun hoch und stattlich neben ihr stand. Lange hatten der Vater und Anne das Antlitz der Pfarrerin nicht so froh und heiter gesehen; aber

dennoch zitterte ein leiser Schmerz in dem Ton, als sie zu ihrem Gemahl aufsehend sagte:

„Aber Du konntest nicht dasselbe Vertrauen zu meiner Bereitwilligkeit hegen, wie ich zu der Deinigen.“

„Doch, das konnte ich,“ versetzte der Pfarrer mit Zuversicht, „aber Dir fallen die schwerern Sorgen und die größern Pflichten zu, und darum solltest Du davon wissen, bevor ich that, was Gott uns und dem Kinde zum Heil und Segen mag werden lassen.“



Siebentes Kapitel.

Das große und helle Gemach, welches in dem de Lattreschen Hause der Familie des reichen Rats- und Kaufherrn zum Wohn- und Versammlungszimmer diente, lag, entgegen der alten deutschen Bauart, mit den übrigen Teilen der Wohnung in einer Flucht und war mit diesen durch Thüren verbunden. Nicht abgesondert belegen, war es auch nicht mehr der einzige Raum, welcher zum Empfang von Gästen diente. Selbst der minder begüterte Bürger pflegte neben solchem noch ein oder mehrere Prunkgemächer zu haben, in denen er seine Feste gab, und nur in seltenen Fällen bediente er sich bei denselben noch der Säle, welche die Städte in frühern Jahrhunderten zu diesem bürgerlichen Bedürfnis errichtet hatten.

Aber nur für geladene Gäste oder angesehene Fremde wurden die Prunkgemächer geöffnet. Verwandte und Freunde pflegte man im Wohngemach zu empfangen, welches meist der größte Raum des Hauses war, und dessen Einrichtung die behagliche Gebräuchlichkeit darbot, deren die reicher ausgestatteten Zimmer gemeiniglich entbehrten.

Durch den ausgebreiteten Handel in ferne, überseeische Länder, welcher kurz vor Ausbruch des Krieges eine kaum geahnte Ausdehnung gewonnen, waren Bedürfnisse erwacht, die frühern Zeiten fremd geblieben waren, aber dazu beitrugen, das Leben reicher und vielseitiger zu gestalten.

Namentlich war dies in den Städten der Fall; denn besser, als die Ritter auf den Burgen und die Edelleute in den Höfen,

verstanden es die reichen Bürger, ihre Häuser und ihr Leben mit dem auszuschmücken, was ihr Fleiß und Unternehmungsgeist ihnen gewonnen.

Auch der bessere deutsche Unterricht in den Schulen, der Druck deutscher Bücher, das Erscheinen regelmäßiger Zeitungen, welche die Ereignisse aus allen Ländern getreulich berichteten, die leidenschaftlich gehaltenen Parteischriften theologischen und politischen Inhalts, die den eifrigen Leser wie zur Parteinahme so auch zum ernsten Nachdenken zwangen, ferner die mit dem ausgebreiteten Handel zusammenhängenden Reisen, die aus religiöser Überzeugungstreue veranlaßten Einwanderungen aus Frankreich und den Niederlanden, das alles hatte die Einsicht und Teilnahme an den Vorgängen in der Welt gehoben, eine größere Bildung verbreitet, den Sinn für Verfeinerung des Daseins geweckt, die Bedürfnisse gesteigert und das Leben in den Städten noch schärfer von dem der Bewohner des Landes getrennt.

Zwar war auch in diesen wieder vieles davon in den letzten achtzehn Jahren verloren gegangen, und vielfach war bei dem unsichern Besitz die Freude am Erwerb geschwunden; vieles hatte sich jedoch auch erhalten, und dem tüchtigen Kern der deutschen Handwerker, den rechtschaffenen, biedern Kauf- und Handelsherren und vor allem den treuen Geistlichen, welche selbst während der schlimmsten Verwüstung nicht müde wurden, die Gemeinden zu sammeln, das Wort Gottes zu predigen und ihres heiligen Amtes zu warten, gebührt das Verdienst, der starke Rückhalt deutschen Lebens gewesen zu sein. Es war ein zäher, damals ruhm- und thatenloser Widerstand, den diese Männer leisteten, indem sie festhielten an der Ordnung des Hauses, den Banden der Familie und der Entfaltung bürgerlichen Fleißes; fast ihm allein aber verdanken die Nachkommen, daß nicht alles verloren wurde, was die Väter errungen hatten.

Auch im Hause des greisen Kaufherrn Esaias de Lattre waren trotz der Blockierung der Stadt und manchem dadurch hervorgerufenen Mangel die Gewohnheiten des täglichen Lebens

fast peinlich festgehalten worden, und auch die geschäftlichen Arbeiten hatten, soweit es anging, keine Änderung erfahren, wenn schon der Verkehr nach außen unterbrochen war. Von den Arbeitern und Handlangern im Warenlager, denen gerade jetzt der Wegfall des Verdienstes ein schweres Unglück gewesen wäre, war keiner entlassen worden, und auch auf der Schreibstube waren die Gehülfen emsig über den großen Büchern beschäftigt. In einem so weitverzweigten Geschäft mußte in arbeitsvoller Zeit gar manches auf eine gelegenere Stunde verschoben werden, und Herr Esaias hatte seiner Hausfrau schon öfter versichert, daß es für ihn nicht ohne Vorteil sei, diese jetzt gefunden zu haben.

Die feuerfesten Lagerräume des Hauses bargen Schätze aus allen bekannten Weltteilen der Erde, und die Muße, welche sich nun darbot, wurde fleißig benutzt, die Waren einmal umzuräumen und neu zu buchen. Da fand sich denn noch manches fast vergessene kostbare Stück, und auch die Rechnungen und Schuldscheine, welche bei dieser Gelegenheit verglichen wurden, wiesen großen Vorteil und noch manche ansehnliche Ausstände nach. Zwar mochte vieles davon verloren sein; aber der reiche Handelsherr brauchte darum nicht Not zu leiden, und er war noch immer besser daran, als der Grundbesitzer auf dem Lande, dessen festes Haus eingenommen war, während die Dörfer verlassen zerfielen.

In den letzten Tagen war nun diese Arbeit nahezu beendet worden, und Herr Esaias hatte sich am Nachmittag dieses Sonnabends das Verzeichnis der vorhandenen Vorräte sowie die Rechnungsabschlüsse von seinem Buchhalter in das Wohnzimmer heraufbringen lassen, um das Endergebnis dieser langen Mühe selbst zu ziehen.

Schon seit geraumer Zeit saß er an dem großen Tisch in der Mitte des Zimmers und rechnete und verglich die Bücher und Briefe, während seine Hausfrau und ihre Pflegetochter Anne von Buchenau emsig nähend am Fenster saßen.

Beide wechselten nur hin und wieder ein leises Wort, um den Hausherrn nicht zu stören, und als dieser dann endlich das

große Buch zuschlug und mit dem Ausruf: „fertig!" sich müde in den Sessel zurücklegte, stand Anne auf und ging hinaus.

Sie kam bald wieder herein, und ein Glas Wein mit einer Schnitte weißen Brotes auf einem blanken Zinnteller vor den Greis hinsetzend, bat sie:

„Nehmt dies zu Eurer Stärkung, Herr Vater! Ihr habt heute die Mahlzeit kaum berührt, und in den nächsten Tagen wird der Einzug des Landgrafen von Hessen große Forderungen an Eure Kräfte stellen; Ihr müßt sie daher frisch erhalten."

Der alte Herr blickte herzlich zu dem schmeichelnden Mädchen auf und strich ihr liebkosend über die Wangen.

„Der Anblick des Landgrafen allein wird hinreichen, mir meine Kräfte zurückzugeben," sagte er lächelnd; „aber bis er erfolgt, muß ein Trunk aushelfen; denn ich fühle heute in der That, daß ich der Kräftigung bedarf."

„Glaubt nur nicht zu fest an die baldige Ankunft des Landgrafen von Hessen," warnte Frau Elisabeth vom Fenster her. „Der arme Herr hat in seinem eigenen Lande genug zu schaffen. Wäre die Nachricht so sicher, wie Ihr annehmt, so würde General Ramsai gewiß längst hier gewesen sein, sie uns zu verkünden."

„Das würde er schwerlich gekonnt haben, Elisabeth," versetzte der Gemahl. „Er wird sehr viel zu thun und anzuordnen haben und keine Zeit zu Besuchen finden. Übrigens weißt Du ja, daß Ammonius ihn gesprochen, und daß er die Nachricht, welche Kaspar Trickel hereinbrachte, für ganz zuverlässig hält."

„Ich möchte nur wissen, warum der kleine Heinrich nicht selbst zurückkam?" schaltete Anne ein.

„Ist das für die Nachricht selbst nicht einerlei?" fragte Herr de Lattre lächelnd.

„Für die Nachricht wohl," gab Anne zu, „aber für mich nicht; denn Heinrich gab mir das Versprechen, auszukundschaften, wo mein Bruder jetzt verweilt."

„Auf der Seite unserer Gegner," fiel Frau Elisabeth

scharf ein, „laß es Dir doch genug sein, daß Du dies weißt."

Herr Esaias winkte seiner Hausfrau abwehrend mit der Hand.

„Die Mutter hat Recht," sagte er dann, zu Anne gewandt. „Laß Dir an dem genügen, was Du weißt. Die Verhältnisse haben Deinen Bruder auf jene Seite gestellt und Dich zu uns geführt, das hat ihn aber nie abgehalten, sich Dir als treuen, liebevollen und fürsorglichen Bruder zu zeigen, wie manches Sümmchen ausweist, welches er für Dich gesandt, und das sich in meiner Verwahrung nicht gemindert hat. Mit diesem Bewußtsein mußt Du Dich bescheiden."

„Könnt Ihr es mir verdenken, Herr Vater, wenn ich mich sehne, von Angesicht zu Angesicht den Bruder zu sehen, von dem die Frau Mutter und Ihr mir so oft erzählt habt, mit welcher Treue er mich zu Euch getragen hat?"

„Er scheint nicht dieselbe Sehnsucht zu haben," fiel Frau de Lattre ein, bevor der Ratsherr antwortete.

Anne sah bedrückt vor sich hin, und Herr Esaias beeilte sich, sie zu beruhigen.

„Du weißt," sagte er zu seiner Hausfrau, „daß der Junker mit den Worten von uns ging, er wolle seine Kleine wieder fordern, wenn es ihm gelungen sei, sich und ihr die Heimat zurückzugewinnen. Es war ein kühnes Wort, und der es zuversichtlich aussprach, war ein stolzer, trotziger Knabe, der nicht wußte, wie Schweres er unternehmen wollte. Es ist ihm nicht gelungen, aber die Hoffnung hat er gewiß nicht aufgegeben; ich wenigstens zweifle nicht, daß er eines Tages sein Ziel erreichen wird, wenn auch auf anderm Wege, als er jetzt denkt. Bis dahin aber, Anne, bist Du unser Kind, und Du verübelst es dem Dich liebenden alten Manne hoffentlich nicht, wenn er wünscht, der Tag möchte noch fern sein, an dem er Dich verlieren soll."

Anne beugte sich nieder und küßte die Hand des Greises, die auf der Lehne des Sessels lag.

„Ihr werdet mich nie verlieren,“ sagte sie leise und bewegt. „Nur als Euer und der Frau Mutter Kind kann ich mich glücklich fühlen, und wenn ich in unserm Kreise auch den Bruder sehen möchte, der draußen einsam steht, so ist es die Frau Mutter, die mich ihn lieben lehrte und solchen Wunsch in mir erweckte.“

„Es war meine Pflicht, in Dir die Erinnerung an den wach zu erhalten, der Dir durch Bande des Blutes zugehört,“ wehrte Frau Elisabeth dem Lobe.

„Nein, Frau Mutter,“ rief Anne lebhaft, und die Arme um die Schultern der Matrone legend, drückte sie der sich sanft Sträubenden einen herzlichen Kuß auf die Lippen. „Eures Herzens Güte, die ich erfahren habe, seit ich zu denken vermag, hat dem Einsamen der Schwester Herz erhalten.“ —

Frau de Lattre erwiderte nichts. Sie rückte den Kragen zurecht, den des jungen Mädchens Liebkosungen verschoben hatten, und es trat eine Stille ein, während Herr Esaias seine Bücher und Briefe zusammenlegte und nach der Uhr sah.

„General Ramsai,“ sagte er dann nach einer Weile, „wird zwar sehr beschäftigt sein; doch hoffe ich, daß er zu seiner gewohnten Stunde bei uns einkehrt. Hast Du wohl einen Imbiß für ihn bereit, Elisabeth?“

„Immer einen Imbiß bereit für andere,“ grollte die Hausfrau ein wenig. „Er soll ihm nicht fehlen, Esaias, weil es Dein Wunsch ist, mir aber darfst Du nicht verübeln, wenn ich jede Gastfreundschaft gegen Fremde, als einen Raub an den unsrigen empfinde.“

Der Ratsherr seufzte tief.

„Das ist nicht das kleinste Entbehrnis, welches diese Zeit mir auferlegt,“ sagte er, „daß ich nicht so geben und helfen kann, wie ich es möchte. Jedoch einem Freunde, der in mühevollem Dienst sich Tag und Nacht nicht Ruhe gönnt, dem soll, wenn er zu kurzer Rast in meinem Hause einkehrt, ein Bissen Brot und ein Trunk Wein bereitstehen, so lange ich selbst noch solches habe.“

„So lange Du selbst noch solches hast,“ wiederholte die Matrone sorgenvoll. „Das wird aber nicht mehr lange sein, fürchte ich. Ich kann den Tag berechnen, Esaias, an dem unsere Vorräte zu Ende gehen werden und an dem wir uns mit dem begnügen müssen, was die Verwaltung der Stadt uns liefert. Aber auch deren Vorräte werden zu Ende gehen, und dann Esaias? . . .“

„Dann geschieht Gottes Wille auch damit, mein liebes Weib,“ sagte der Hausherr milde und reichte ihr mit ernstem, treuem Blick die Hand entgegen. „Sorge Dich doch nicht um das Morgen und vergiß nicht, wie oft schon in unserm bewegten Leben uns Hülfe wurde über Bitten und Verstehen.“

Frau Elisabeth nahm die dargebotene Hand ihres Gefährten, aber sie erwiderte nichts. Sie kämpfte mit einer Bewegung, welche sie nicht wollte Macht über sich gewinnen lassen, und sagte dann endlich in dem frühern Ton:

„Es ist ein ganz ungerechtes Verlangen, nicht an das Morgen denken zu sollen, und niemand kommt ihm nach, am wenigsten Du selbst. Stets hast Du fürsorglich die Zukunft der Deinen und der Stadt bedacht, soweit Du es vermochtest. Aber lehre mich vergessen, daß ich Dich und die Kinder habe, dann will ich gern aufhören, mich um das Morgen sorgend zu quälen.“

„Das werde ich Dir gewiß nicht zumuten,“ versicherte lächelnd der Greis; „nur Dich nicht mit Sorgen zu plagen, die Dir jede frohe Hoffnung nehmen, das möchte ich Dich bitten. Wer wie Du seine Pflicht erfüllt hat mit treulichem Haushalten, der muß auch verstehen, auf Gott die Sorgen zu werfen, die seine Kräfte übersteigen.“

„Ach Esaias,“ rief Frau Elisabeth ernst und weicher, als sie bisher gesprochen, „was wäre in dieser harten Zeit aus mir geworden, wenn ich das nicht verstanden hätte. Fast seit ich zu denken vermag, ist jedermanns Hand aufgehoben gegen jedermann. Unfrieden war es, der uns aus der Heimat trieb, Unfrieden umgiebt uns hier, und selbst wenn Deine Hoffnung sich erfüllt und der Feind von unsern Mauern abzieht, so wird darum der Frieden

nicht einkehren im Lande; denn wüste Raufbolde sind die Männer geworden, sittenlose Dirnen die Weiber, die mit den Heeren umherziehen.“

„Ja,“ sagte der Kaufherr bekümmert, „es ist ein hartes, wildes Geschlecht, welches draußen im Lande und in den Lagern aufwächst, und an Gesetz und Sitte mag es sich nicht kehren. Aber um so fester müssen darum wir Bürger in den Städten an dem festhalten, was uns von den Vätern an Gesittung überkommen, und mit aller unserer Kraft müssen wir es den Kindern und Enkeln bewahren! Vergiß niemals, Anne,“ wandte er sich zu dieser, „daß es die Aufgabe der Nachkommen sein muß, mit fleißiger Hand aufzubauen, was niedergerissen ist.“

„Es wird noch lange dauern,“ sagte die Matrone, „bis man an das Aufbauen denken darf, und es wird ein wankendes Gebäude sein, welches sich dann auf Schutt und Trümmern erhebt.“

„Schutt und Trümmer müssen hinweggeräumt werden,“ rief der alte Herr, und seine dunkeln Augen leuchteten auf; „denn unter ihnen liegt der alte Grund unbeweglich und treu. Auf ihm, der fest im Boden dieses Landes ruht, müssen die Nachkommen bauen. Er wird nicht wanken und nicht weichen und auch den stolzesten und kühnsten Bau tragen, wenn die Steine verworfen werden, die zu ihm nicht taugen.“

„Aber welches sind die Steine, die nicht taugen, Herr Vater?“ fragte Anne, und auch in ihren Augen flammte etwas von dem Glanz, welcher die des Alten strahlen machte.

„Die fremden Bundesgenossen sind es, Anne,“ sagte der Ratsherr entschieden. „Sie müssen alle aus dem Lande fort, wenn der Bau dauern soll.“

„Wir sind selbst Fremde im Lande,“ warf die Hausfrau hart ein. Sie hatte sich neben den Gemahl gesetzt und ihre Hand lag auf der seinen.

„Nein, das sind wir nicht,“ wehrte er mit Bestimmtheit das Wort ab. „Weder mein Auge noch mein Herz blickt zurück nach dem Land, in dem ich geboren, wo es mir aber verwehrt wurde,

zu meinem Gott zu beten, wie mein Glaube es mir gebot. Da zog ich von dannen und gründete mir die Heimat hier, wo man mir meinen Glauben unangetastet ließ und ihn mir nicht verargte. Ich ließ dahinten, was mir minder wert war, als mein Gott, und fand hier, was mir not that: einen Herrn, der mich ungekränkt ließ und milde regierte, ein Land, das mich ernährte und ein Volk, das mich in Treue als den Seinen aufnahm. Ich habe seine Sprache gelernt, seine Sitten angenommen, Freude und Leid mit ihm getragen. Und als Du mir dann später folgtest, Elisabeth, da sagtest Du mir das alte Wort: „Wo Du hingehst, da will auch ich hingehen; wo Du bleibst, da bleibe ich auch; Dein Volk ist mein Volk und Dein Gott ist mein Gott; wo Du stirbst, da sterbe ich auch, und da will ich auch begraben werden.““

„Ja, das sagte ich,“ versetzte Frau de Lattre weicher, als sie sonst sprach, „und so will ichs auch noch heute. Aber alles das reicht nicht aus, daß wir uns nicht doch in vielen Dingen geschieden fühlen von diesem Volke.“

„Geschieden von diesem Volke?“ rief der Greis erstaunt. „Nein, Elisabeth, ich fühle mich eins mit ihm! Eins im Glauben, eins in der Liebe und eins in der Hoffnung auf das Zukünftige.“

„Aber getrennt in vielen andern Dingen,“ beharrte die Frau. „Wird nicht in unsern Schulen in anderer Sprache gelehrt und wird nicht im Gotteshause französisch gebetet und gepredigt?“

„Wir waren nicht allein, Elisabeth, sondern es waren viele, die mit uns kamen,“ erinnerte der Kaufherr. „Männer und Weiber, Greise und Kinder, Arme und Reiche, nicht alle vermochten die schwere Sprache dieses Landes zu lernen. Sollten darum die Kinder ohne Unterricht, die Alten ohne Gebet bleiben? Aber gehe und frage sie, und alle werden Dir sagen, daß sie hier Heimat und Vaterland gefunden haben. Sind nicht unsere Kinder hier geboren? Haben nicht unsere Söhne Töchter dieses Landes gefreit, und tragen nicht unsere Töchter die Namen deutscher Männer?“

„Da kommt General Ramsai," unterbrach Anne mit lautem Ruf die Unterhaltung der Eltern. Sie stand auf und horchte nach dem Vorsaal hinaus, zu dem die Thür der herrschenden Hitze wegen weit geöffnet stand, und als jetzt Sporengeklirr von der Treppe heraufschallte, erhob sich die Hausfrau, um die auf dem Tisch liegenden Bücher zur Seite zu tragen.

„Sorge, daß man Wein und Brot hereinbringt," sagte sie zu Anne und schob einen bequemen Sessel für den Gast näher herzu. „Auch von dem Käse mag die Wirtschafterin gleich etwas hereinsenden, Butter und Wurst aber noch zurückstellen, bis ich etwa danach rufe. Der General scheint nicht allein zu sein," setzte sie hinaushorchend hinzu.

„Und da willst Du erst sehen, ob der Mitkommende Butter und Wurst wert ist?" neckte lachend Herr Esaias. „Oder willst Du den Wert von des Generals Nachrichten prüfen, bevor Du mit den Schätzen Deiner unerschöpflichen Vorratskammer herausrückst? Es wird Ammonius sein, der mit dem General kommt," fuhr er dann fort. „Katharina verhieß ja seinen Besuch für den Abend, als sie hier war."

„Es ist Bernhard und noch ein anderer," sagte Anne, dunkel erglühend.

In diesem Augenblick traten die Herren auf die Schwelle. Der General, von dem Pfarrer und einem jungen Offizier mit den schwedischen Abzeichen gefolgt, war ein großer, breitschulteriger Herr von wenig über vierzig Jahren. Über dem hellen Lederkoller trug er die blaue seidene Feldbinde der Schweden und ein kurzes Schwert mit Kreuzesgriff an der Seite, ohne jedes weitere Abzeichen seines Standes und Ranges. Sein dunkel gebräuntes Antlitz mit den etwas derben Zügen trug den Ausdruck rücksichtslosen Wollens und selbstbewußter Kraft, während der Blick seiner klaren grauen Augen unter schweren Lidern und geraden Brauen nicht ohne ernste Freundlichkeit war. Das kurzgeschnittene blonde Haar bedeckte in natürlichen Ringeln nur noch spärlich sein Haupt, von welchem er den breitrandigen braunen Filzhut mit langen

blauen und weißen Federn herabgenommen hatte und in der Hand trug.

Herr de Lattre wollte aufstehen, um dem verehrten und heute besonders sehnsüchtig erwarteten Gast entgegen zu gehen; er mußte aber den Versuch zweimal machen und sich fest auf den schweren Tisch stützen, bevor es ihm gelang, sich zu erheben.

„Die alten Beine wollen mich nicht mehr tragen, General," rief er entschuldigend. „Sie sind mehr als siebenzig Jahre über diese Erde gewandelt und verlangen nun nach Ruhe. Aber wenn ich Euch auch nicht, wie ich es wollte, an der Schwelle begrüße, so dürft Ihr darum doch gewiß sein, sie als hochgeehrter Gast zu überschreiten."

„Macht doch nicht solche Umstände mit mir, alter Freund, und behaltet ruhig Euern Platz," wehrte der General mit lauter Stimme; und sich mit tiefer Verbeugung zu Frau Elisabeth wendend, sagte er: „Erlaubt, ehrbare Frau, daß ich mir meinen Sitz nehme und vergönnt hier meinem jungen Freund gleichfalls die Ruhe an Euerm gastlichen Tisch."

Mit diesen Worten hatte er durch eine hinweisende Handbewegung die Aufmerksamkeit der Hausfrau auf den jungen Offizier gelenkt, der mit ihm gekommen war, und während er auf den Sessel zuschritt, in dem er hier fast allabendlich bei kürzerer oder längerer Einkehr zu sitzen pflegte, begrüßte Frau de Lattre den andern.

„Ihr wißt, daß Ihr hier willkommen seid, Herr von Trott," rief auch der Hausherr dem stattlichen jungen Hauptmann zu. „Sucht Euch den Platz, der Euch der liebste ist, und laßt es Euch bei uns gefallen."

Der Angeredete, der mit dem Pfarrer und Anne im Gespräch stand, verbeugte sich dankend gegen den Greis und legte die Hand auf die Lehne eines der Stühle, die umherstanden.

Ramsai hatte sich schwerfällig im Sessel niedergelassen.

„Ich habe heute nur wenig gesessen," entschuldigte er sich zu Anne gewandt, „und Ihr, Fräulein, werdet es einem müden

Kriegsmann nicht verübeln, wenn er Euch seine Huldigung sitzend darbringt; denn daß mir an Eurer Huld gelegen, habt Ihr wohl doch schon bemerkt, wenn ich es auch ungeschickt genug beginnen mag, mich darum zu bewerben."

„Ihr waret immer gütig und freundlich gegen mich, Hochvermögender Herr, und schenktet mir mehr Aufmerksamkeit, als ich verdiene," erwiderte Anne lächelnd.

„Sapristi," rief der General lachend und schwippte mit den Fingern seiner Rechten in die Luft. „Habt Ihr gehört, de Lattre, und Ihr Ammonius, wie mich das Fräulein abblitzen läßt mit meiner Höflichkeit? Es ist ihr an den Huldigungen eines alten Knaben nicht viel gelegen, wenn er auch ein „Hochvermögender" General ist, und sie weiß das mit so feinen, geschickten Worten zu sagen, daß ich fragen möchte: wer lehrt solchem jungen Kind, sich so höflich zu wehren?"

„Nein, nein, Kindchen," fuhr er gutmütig fort, als er sah, daß eine verlegene Röte in Annes zartem Antlitz aufstieg, „Ihr waret im Recht, mich merken zu lassen, daß mir solche Scherze nicht anstehen; aber Ihr werdet mir erlauben, Euch zu sagen: Seid gegrüßt, Jungfrau Anne, und wisset, daß Ihr mir lieb seid, wie alle die Euern."

„Wie mögt Ihr nur mit dem Kinde solche Umstände machen, Gnädiger Herr," mischte sich Frau de Lattre ein. Sie rückte die Stühle für den Pfarrer und den jungen Hauptmann, mit denen sie sich unterhalten hatte, näher herzu, und sich niederlassend, gab sie der Pflegetochter einen Wink, den vorhin erteilten Auftrag zu besorgen.

„Sagt uns lieber, was wir von den Neuigkeiten wissen dürfen, welche inzwischen bei Euch eingelaufen sind."

„Die dürft Ihr alle wissen, ehrbare Frau! ich habe keine empfangen, die ein Geheimnis bleiben müßten," entgegnete der General. „Doch die Hauptsache hat Euch Kaspar Trickel schon vermeldet."

„Wenn Ihr dessen Bericht die Hauptsache nennt, General,

so begreife ich nicht, daß Ihr so fest auf nahe Hülfe baut," erwiderte die Matrone und schüttelte das Haupt.

„Wie so denn?" fragte Ramsai überrascht. „Genügt es nicht, zu wissen, daß der kleine Heinrich, der am zweiten Juni in Kassel ankam, den Landgrafen im vollen Aufbruch fand? Es wurden mehr als hundert Wagen mit Korn und sonstigen Lebensmitteln beladen, die der Landgraf der Stadt zuführen wird, und er hatte seine Reiterei und das Fußvolk schon versammelt."

„Was will das in dieser Zeit sagen?" beharrte Frau Elisabeth. „Im Aufbruch gegen irgend einen Feind sind die fürstlichen Herren ja jetzt immer, und des Landgrafen Truppenzahl ist gering."

„Das macht auch mich besorgt, General," stimmte Herr Esaias seiner Hausfrau zu. „Kaspar Trickels Nachricht scheint mir für ihre Wichtigkeit gar zu knapp und kurz gehalten."

„Er war, wie Ihr gehört habt, nicht selbst in Kassel und erhielt die Aufträge von dem kleinen Heinrich mündlich. Dieser hat Fährlichkeiten im Kaiserlichen Lager gehabt und hielt es nicht für ratsam, sich einem Erkennen auszusetzen; die Nachrichten sind also nicht so ausführlich, als dieser sie würde gegeben haben; sie genügen mir aber vollkommen," versetzte der General. „Der Landgraf wird danach über Frankenberg, Rauschenberg, Kirchhain nach Windecken vorrücken; sich dort mit meinem schottischen Landsmann, dem schwedischen Feldmarschall Lesle vereinigen, der ihm weitere fünftausend Mann Truppen und dreißig Geschütze zuführt, und von dort her wird er zum Entsatz der Stadt vorgehen. Da Lesle, um zu dem Landgrafen zu stoßen, die unwegsamen Berge der Grafschaft Waldeck übersteigen muß, so kann er Tag und Stunde seiner Ankunft nicht bestimmen, aber er wird mir dieselbe in der Nacht vor dem Angriff durch große Feuerbrände kund thun. Ich werde ihm dann durch angezündete Turmfackeln und Kanonenschläge sagen, daß auch wir bereit sind."

„Das genügt, General," sagte der greise Ratsherr, von der hoffnungsvollen Nachricht so bewegt, daß er einen Augenblick

nicht weiter zu sprechen vermochte. Er faltete die Hände und neigte sein ehrwürdiges Haupt in stillem Gebet. „Ich zweifle nicht," sagte er dann, während Thränen in seinen dunkeln Augen funkelten, „daß Gott unserer gerechten Sache den Sieg verleihen wird, und danke ihm, daß er es mich erleben läßt, die teuere Stadt, welche ich erstehen sah, die ich mit bauen half, und die mir teuer und wert ist, als das Heiligtum, welches mir die irdische Heimat gab, errettet zu sehen aus der Hand unserer Feinde und zurückgegeben ihrem rechtmäßigen Herrn, unter dessen milder Hand, wie ich erbete, meine Kinder und Enkel wohnen möchten im Frieden und ehrbaren Wandel."

„Amen," sagte der Pfarrer nach kurzem Schweigen. „Möchte es so werden, Vater, aber ich sorge, es wird noch heißen Kampf kosten, und die nächsten Tage werden noch manches blutige Opfer fordern. Habt Ihr daran gedacht, daß solches auch von Euch verlangt werden kann?"

„Wir sind dazu bereit, wenn es sein muß," sagte der Kaufherr fest und reichte seiner Hausfrau die Hand, die diese rasch ergriff. „Mein Weib und ich, wir haben noch nie gefragt, ob der Platz nicht allzugefährlich sei, auf den die Pflicht unsere Söhne und Töchtersöhne stellt, und keiner von ihnen hat je gezaudert, ihn einzunehmen. Ich danke Gott alle Tage für die Gnade, daß er mir die vier Söhne ungefährdet erhielt, die draußen sind, und Pierre, der hier auf den Wällen seinen Platz hat. Wenn wir Eltern zuweilen zagen für Johannes, unsern Jüngsten, so ist das, weil wir ihn von uns ließen, bevor er ein Mann geworden war und gelernt hatte, den schlimmen Versuchungen der Welt zu widerstehen. Er ist noch nicht sechzehnjährig und in der Umgebung des Grafen Jakob Johann manchem bösen Beispiel ausgesetzt."

„Dem widersteht oft ein Junger, den die Einfalt schützt, besser als ein Alter," sagte der General. „Und dann, de Lattre, dürft Ihr es auch nicht allzustreng nehmen. Man kommt nicht gar weit in der Welt mit freundlichen Worten und höflichem

Wesen, und der ist darum noch kein schlechterer Mann, dem einmal ein höllischer Fluch über die Lippen geht. Wie sollte ich ohne solche Hülfe mein Kriegsvolk regieren?“

„Nun, ich meine, Ihr habt auch noch andere Hülfsmittel zur Hand, Herr General,“ lachte der Pfarrer. „Für unnützes Verschießen des Pulvers ist Eselreiten eine angemessene Strafe, und für Schmähreden und Widersetzlichkeiten ist sogar der Galgen da.“

„Wollt Ihr mir das zum Vorwurf machen, Ammonius?“ fragte Ramsai rasch.

„Gewiß nicht,“ beeilte sich der Pfarrer seine Worte zu erklären. „Ich wollte sagen, daß wir Euch allesamt dankbar und hochverpflichtet sind, daß Ihr Euerm Kriegsvolk keine Ausschreitungen erlaubtet. Was hätte aus der Stadt und uns werden sollen, wenn Ihr nicht mit fester und gerechter Hand die Zügel hieltet. Die Leute hatten gegen Euer genugsam verkündetes Gebot gehandelt, und die andern mußten sehen, daß Ihr nicht mit Euch spaßen laßt. Ihr waret allzeit ein Herr, dem die Truppen anhangen, die Ihr bei allen Ausfällen zu Sieg und Beute geführt.“

„Potz tausend, Herr Pfarrer,“ rief Ramsai laut lachend und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, daß er dröhnte. „Wißt Ihr wohl, daß Ihr mir da Schmeicheleien sagt, die Ihr sonst so verachtet?“

„Nein, das thue ich nicht,“ entgegnete dieser ruhig. „Ich sage Euch nur meine ehrliche Meinung. Keiner weiß, was uns die nächsten Stunden bringen, und da möchte ich, daß Ihr erfahrt, welche Achtung Ihr Euch hier erworben.“

„Achtung und herzliche Freundschaft,“ bestätigte Herr Esaias und legte seine Rechte in die des Generals.

Anne war wieder eingetreten und nahm der Magd, die den bestellten Imbiß herzutrug, die Teller und Messer ab und verteilte sie auf dem Tisch.

„Laß doch auch die Wurst und Butter hereinbringen, die in der Kammer steht,“ befahl Frau de Lattre, und sich dem General

zuwendend, sagte sie: „Wenn Ihr heute noch nicht viel gesessen habt, so werdet Ihr auch noch nicht viel gegessen haben, und ich freue mich, daß ich Euch vielleicht Besseres bieten kann, als Ihr anderwärts findet.“

„Rechtschaffenen Hunger habe ich, werte Frau,“ erwiderte er, „und ich danke es Euch, wenn Ihr gewillt seid, ihn mir zu stillen. Ihr werdet sehen, daß ich Euern guten Dingen Ehre anthue und nicht mehr fürchte, Euch allzusehr zu berauben.“

Der Hausherr hatte inzwischen dem Hauptmann von Trott die Flaschen hingeschoben, die dieser entkorkte, um die Gläser zu füllen. Der General ergriff das seine und stand auf:

„Dem edlen Herrn und Durchlauchtigsten Landgrafen, Herrn Wilhelmus von Hessen, dem nahenden Befreier und Erretter aus schwerer Not, sei dieser erste Trunk gebracht, den wir in froher Hoffnung thun,“ rief er laut und stieß mit seinem hocherhobenen Glas an das des Hausherrn an, daß es klirrte; dann trank er es in einem Zuge aus. Von allen Seiten ward ihm freudigste Zustimmung, und der Hauptmann von Trott, welcher neben Anne stand, kehrte sein Glas auf den Daumennagel seiner Linken um, auf den kein Tropfen fiel.

„Ausgetrunken bis auf die Nagelprobe,“ sagte er, den Finger zeigend. „Ihr seht, wie ehrlich ich es meine, obgleich es nicht mein Vorteil ist.“

„Nicht Euer Vorteil?“ fragte Anne.

„Gewiß nicht,“ versicherte der Hauptmann, „denn wer kann mir sagen, wie weit mich das Geschick von Euch entfernt, wenn wir hier überflüssig werden.“

„Wird das so schnell der Fall sein?“ fragte sie mit kaum zu bergendem Erschrecken und sah zu dem jungen Offizier auf.

„Würde es Euch leid sein, Fräulein?“ fragte dieser rasch, und seine blauen Augen leuchteten freudig auf.

Anne senkte den Blick und neigte leise bejahend das Haupt.

„Hauptmann von Trott,“ rief der Hausherr munter, und

hielt diesem sein leeres Glas hin. „Ihr vergeßt Eures Amtes, oder glaubt Ihr, wir wollten es uns heute mit einem Glase genug sein lassen? Schenkt ein und erlaubt mir, da der General Euch bat, das erste Glas im Gedenken des Landgrafen zu leeren, Euch zu ersuchen, das zweite in der Erinnerung an dessen edle Gemahlin Amalie Elisabeth zu trinken. Sie ist die Tochter dieser Stadt, und ihrer Liebe und Teilnahme an unserm Geschick, ihrem Mahnen und Drängen verdanken wir wohl zumeist, daß ihr Herr und Gemahl sich aufmacht zu unserer Hülfe."

Die lauteste, freudigste Zustimmung ward dem Sprecher zu teil. Hell erklangen die Gläser und jeder der Anwesenden wußte ein Wort zum Lobe der edlen Frau zu sagen, die ihrem Lande in allem voranleuchtete, was das Weib und die Fürstin ziert.

„Ist es nicht merkwürdig," sagte der Pfarrer zu Ramsai und zeigte mit seiner Rechten in dem kleinen Kreis umher, „wie allein der Name „Amalie Elisabeth" hinreicht, alle Mienen zu verklären? Sie war kaum mehr denn ein Kind, als sie von hier dem jugendlichen Gemahl nach Hersfeld folgte, wo Landgraf Moritz dem Sohne die erste Heimat bereitet hatte, aber ihr Andenken lebt in der Stadt in jedermanns Herzen. Ich frage mich oft: was that sie denn so Großes? wenn ich der reichen Liebe begegne, die man hier für sie in Haus und Hütte hegt."

„Ich wundere mich, Bernhard, daß Du so fragst," sagte Frau de Lattre mit leichtem Spott. „Sie war schön und lieblich, wie nur ein Weib sein kann, und das genügt ja wohl, die Männer zu gewinnen."

„Aber auch die Frauen gewann sie sich zu eigen," nickte Ramsai der Matrone zu. „Ihr selbst, vielwerte Frau, habt mir der Fürstin Tugenden oft gerühmt."

„Und sagte ich Euch zuviel damit?"

„Gewiß nicht," wehrte Ramsai. „Ich wollte Euch nur erinnern, daß, wenn der Fürstin Schönheit sich die Männerherzen gewinnt, die Frauen es sind, welche uns die Augen und Sinne

für deren Wert erschließen, so daß wir die hohe Frau zwiefach zu würdigen vermögen."

Frau de Lattre antwortete nicht. Sie hatte während des Gespräches den Imbiß sorglich bereitet und nötigte nun mit herzlicher, hausfraulicher Freundlichkeit ihre Gäste, sich zu bedienen, so daß man merken konnte, wie gern ihre Hand offen war, wenn nicht ernste und schwere Sorge sie schloß.

Die Sonne hatte sich inzwischen zum Untergang geneigt und es war dämmerig in dem großen Gemach geworden. Die Hausfrau wurde von einer Dienerin hinausgerufen und Herr Esaias besprach leiser mit dem General und dem Pfarrer, zwischen denen er saß, die Angelegenheiten der Stadt. Anne erhob sich und ging nach dem Fenster. Sie zog die schweren Vorhänge zurück, welche der heißen Sonne den Eingang gewehrt hatten, und das Licht flutete voll herein. Sie öffnete die hohen Flügel und atmete begierig den erfrischenden Hauch ein, der hereindrang. Drunten auf dem Marktplatz wogte eine unruhige Menschenmenge umher, und das Gesumme vieler Stimmen schallte lebhaft herauf. Auch Trott erhob sich und trat zu Anne. Eine Weile blickten beide schweigend hinab, dann sagte der Hauptmann:

„Die Nachricht von der nahenden Befreiung hat nicht Beruhigung, sondern Aufregung in die Bevölkerung gebracht, alle hasten durcheinander, als gälte es ein großes Werk zu beschicken, und doch beharrt in Wahrheit jeder in Unthätigkeit."

Anne nickte.

„Auch ich empfinde die Unruhe im Herzen, welche die Menge bewegt," entgegnete sie. „Es ist fast mehr ein Bangen vor der Entscheidung als ein Hoffen darauf. Kennt Ihr dies seltsam ängstliche Gefühl?"

Sie hob die Augen zu dem neben ihr Stehenden empor, senkte sie aber errötend wieder, als sie seinen Blicken begegnete, die warm und innig auf ihr ruhten.

„Wohl kenne ich es," entgegnete er langsam, ohne die Augen

von ihr zu wenden, „und Ihr habt recht, es ängstlich zu nennen, Fräulein Anne, seltsam aber dünkt es mich nicht zu sein. Wenn man sehnsüchtig auf die Erfüllung eines Wunsches gehofft und lange nach der Erreichung eines Zieles gestrebt, so scheint mir natürlich, daß man vor der Entscheidung bangt. . . . Wenn der Schritt mißlingt, den man nicht zum zweiten Male thun kann," setzte er nach kurzem Besinnen zögernd hinzu, „und wenn damit eine langgehegte liebe Hoffnung scheitert, so ist das Leben, vor dem man dann steht, öde und leer!"

Eine dunkle Röte kam und schwand auf des Mädchens bleichen Wangen.

„Fürchtet Ihr, es könnte dem Landgrafen mißlingen, die Feinde zu verjagen?" fragte sie beklommen. Alle Mühe, welche sie sich gab, ruhig zu erscheinen, war vergebens; ihre Stimme bebte, und auch der Hauptmann erkannte die Erregung, in welcher sie sich befand. Er bog sich tiefer herab, vermochte jedoch nicht in ihren Augen zu lesen, denn sie hielt das Haupt gesenkt, aber ihre Hände, die verschlungen auf der Fensterbank ruhten, zitterten leise.

„Ich denke nicht an den Landgrafen und sprach nicht von dem Frieden, Anne," flüsterte er hastig dicht an ihrem Ohr und legte seine Rechte fest und warm auf ihre Hände. „Ich rede von Euch und von mir, denn auch ich stehe vor der Entscheidung meines Schicksals; in Eurer Hand liegt mein Glück!"

Scheu erhob sie ihr holdes Antlitz zu dem Sprechenden, und nur einen kurzen Augenblick ruhten ihre sanften braunen Augen in den seinen, aber dennoch lange genug für ihn, um eine Antwort darin zu lesen, die ihn so hoch beglückte, daß er nur mit Mühe einen lauten Jubel zurückhielt.

„Anne," rief er mit gedämpfter Stimme voll Zärtlichkeit, „Anne, so wollt Ihr mein sein?"

Ein leichtes Neigen ihres schönen Hauptes gab die Antwort.

„Mein?" fragte er nochmals, „mein, bis der Tod uns

scheidet?“ und er preßte die Hände, welche er gefaßt hielt, an sein Herz.

„Für Zeit und Ewigkeit,“ sagte sie leise, und schlug die Augen voll zu ihm auf.

Eine Weile blieben beide stumm, dann sagte Anne schüchtern und bewegt:

„Die Eltern werden mich Euch nicht weigern, aber wie mein Bruder . . .“

„Euer Bruder?“ sagte Trott erstaunt. „Ich fürchte vielmehr, daß Frau Elisabeth . . .“

„Die Frau Mutter?“ fiel Anne ihm mit einem schelmischen Lächeln um die Lippen ins Wort und schüttelte den Kopf. „Ihr kennt sie nicht, wenn Ihr sie fürchtet. Sie schätzt Euch und will nur mein Glück, wenn sie vielleicht auch lieber einen der Kaufherren der Stadt an meiner Seite sehen möchte . . . Der Sicherheit wegen,“ setzte sie schalkhaft hinzu.

Der Hauptmann antwortete nicht. Er sah nur glückstrahlend auf das anmutige junge Mädchen herab und drückte ihre Hände fester in den seinen.

„Wißt Ihr,“ fragte sie nach einer Weile, ernsthaft zu dem Geliebten emporblickend, „daß mein Bruder von mir ging, um mir die verlorene Heimat wieder zu erkämpfen?“

Der Hauptmann neigte bejahend das Haupt.

„Und wißt Ihr,“ fragte er dagegen, „daß ich Eure Heimat kenne, die nicht allzufern der meinen liegt, und daß ich oft genug in dem stattlichen Schloß Eurer Ahnen weilte, wenn meine Mutter die Eure besuchte?“

Anne sah mit großen, weitgeöffneten Augen erstaunt zu ihm auf.

„Ihr kennt Buchenau?“ fragte sie fast atemlos, und als er nickte, setzte sie traurig, fast vorwurfsvoll hinzu: „Und Ihr spracht mir nie von dem, was mir das Liebste war zu hören?“

„Ich war noch ein Kind, als ich zuweilen dort gewesen bin, und erst seit ich erfuhr, daß es Eure Heimat ist, stieg das Bild des

alten Schlosses mit seinen dicken Mauern und gewölbten Thoren, mit seiner breiten Brücke und dem düstern Hof voll alter Linden wieder in meiner Erinnerung auf."

Anne las ihm die Worte von den Lippen und fragte hastig, als er inne hielt:

„So ist sie schön, meine Heimat?"

„Schön?" wiederholte er fragend das Wort. „Wenn ich jetzt zurückdenke, so deucht mir alles schön, was in der Heimat ist; schön, traut und hold, und ich wundere mich, daß ich sie verlassen konnte."

„Warum thatet Ihr es?" fragte Anne, und als Trott nicht gleich Antwort gab, setzte sie hinzu: „Ihr sprachet mir noch nie von Euch."

„Nein," sagte er, und suchte sich aufrichtend, die träumerische Stimmung zu bemeistern, in welche seine Erinnerungen ihn versetzt hatten, „nein, ich sprach Euch nicht von dem, was vergangen und dahin ist; denn ich fürchte, ich habe Euch nicht viel Rühmliches zu melden, wenn ich auch nichts that, dessen ich mich zu schämen brauche. Aber morgen, Anne, morgen sollen die Eltern, sollt Ihr alles von mir erfahren, was ich selber weiß, und General Ramsai wird es Euch bestätigen, daß Ihr mir vertrauen dürft."

„Dessen bedarf es nicht," sagte das junge Mädchen, ihre liebevollen Augen voll köstlichen Vertrauens zu ihm erhebend. „Ich weiß es ohne ihn. Aber sagt mir heute schon: verloret Ihr Eure Heimat durch die Feinde, wie wir?"

Trott schüttelte den Kopf.

„Nur aus dem Stadthaus in Rotenburg, welches meine Mutter als Wittum besaß, wurden wir vertrieben und es brannte nieder. Der Heimat und der allzustrengen Zucht meines Oheims entlief ich später."

„Und warum?" drängte Anne, als der Hauptmann fortzufahren zögerte.

„Warum?" wiederholte er die Frage. „Ach, aus keinem bessern Grund, als dem, darum hunderte den heimatlichen Herd

verließen, weil ich einem thörichten Traum von Ehre, Macht und Ruhm nachjagte; weil sich das wilde Reiterblut in mir regte, und weil ich es mir nicht wollte genügen lassen, die Scholle zu bauen und meinen Hintersassen ein gütiger Herr zu sein. Meinem knabenhaften Sinn dünkte es ehrenhafter, den Raufbolden des zusammengelaufenen Kriegsvolkes zu befehlen und dies durch die Lande zu führen, als daheim die ehrbare, strenge Zucht und Sitte der Väter zu verteidigen. Aber seit ich Euch kenne, Anne, gelüstet mich nicht mehr nach Zank und Streit. Sobald es die Ehre erlaubt, kehre ich zurück in die Heimat, und wenn ich mein Schwert noch ziehen muß, so soll es sein, um ihr den Frieden zu erringen. Gemeinsam wollen wir dann in dem alten Hause meines Geschlechts den Herd wieder aufbauen, und wenn Ihr neben mir daransitzt, so wird er mir wertvoller und teurer sein, als alle Macht und aller Ruhm, von dem ich träumte."

Sie sah ihm liebevoll in die ernsten Augen und nickte ihm zu.

„Ich neide es Euch fast," sagte sie, „daß Ihr die Erinnerung an eine Heimat im Herzen tragt, und daß Ihr die meine kennt. In meinem Gedenken lebt nicht solch' köstliches Gut. Ich besitze nichts aus den Tagen meiner Kindheit als die Kleider, in denen mein Bruder mich hierhertrug, und welche die Frau Mutter mir bewahrte."

„Ihr sollt sehen, was mein größtes Heiligtum ist, Anne, das einzige Zeichen der Erinnerung, welches ich mit mir nahm, als ich in die Welt hinauslief, und das mich seitdem keinen Tag verlassen hat," sagte der Hauptmann und zog aus der Brusttasche seines Wamses ein kleines, vielfach beschädigtes Buch hervor, welches in rotem Samt gebunden, ein in Gold gesticktes Wappen zeigte. „Seht," fuhr er fort und hielt Anne das Buch hin, „es ist meiner in Gott ruhenden Frau Mutter Lutherischer Katechismus, der ihr Geburtswappen und ihren Namen trägt, und den sie mir, wie ihre Schrift besagt, an meinem Tauftag zum Angedenken bestimmte."

Anne betrachtete das Buch aufmerksam von allen Seiten und las mit halblauter Stimme von dem vordern Blatt:

„Christine von Romrodin; anno Domini 1600.“ Sie sah fragend zu dem Hauptmann auf.

„Es ist der Name, den meine Mutter trug, bevor sie meines Vaters Weib ward,“ nickte dieser, und das Blatt herumwendend, zeigte er auf einige Zeilen, die hier mit steifer verschnörkelter Handschrift eingetragen waren.

„Meinem lieben Sohne Ernst Ludwig, dem Gott gnad', an seinem Tauftag zum Angedenken bestimmt von seiner Mutter,“ las Anne mühsam und versuchte den Namen zu entziffern, der seitwärts darunter sich in mehrfach hin- und hergezogenen Linien fast versteckte. Es gelang ihr nicht gleich. Der Junker kam ihr zu Hülfe. „Christine,“ las er, „Trottin zu Solz. Es ist meiner Mutter Handschrift,“ erklärte er, während er das Buch wieder in der Brusttasche seines Wamses barg. „Sie war stolz darauf, daß sie verstand, die Züge ihres Namens in allerlei Schlingwerk zu verbergen, so daß niemand ihn ihr nachzuzeichnen vermochte.“

Anne seufzte tief auf.

„Ich weiß gar nichts von meiner Mutter,“ sagte sie.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und Frau Elisabeth kam in das Zimmer zurück. Ihr Auge flog zu dem jungen Paar in der Fensternische, und verlegen trat Anne, von Trott gefolgt, an den Tisch heran.

„Katharina hat herübergesandt,“ sagte die Matrone zum Pfarrer, „und läßt sagen, daß wir sie heute Abend nicht mehr erwarten mögen.“

„Sie wird mit dem Kinde zu thun haben,“ nickte dieser. „Ich habe es mir wohl gedacht.“

„Ich will nur wünschen,“ sagte Frau Elisabeth hart, „daß Ihr niemals Ursache findet, zu bereuen, dies Kind angenommen zu haben. Ihr wißt nicht, woher es gekommen, noch wem es angehörte. Katharina kann es dabei leicht ergehen, wie einer

Henne, die ein Entchen ausgebrütet hat. In tausend Ängsten läuft solch armes Tier am Ufer, immer in der Furcht, gänzlich entschwinden zu sehen, was es sich ja doch durch Liebe und Sorge zu eigen gemacht."

Frau de Lattre hatte zu Ammonius gesprochen, dabei die Blicke aber nicht von Trott und Anne abgewandt, und letztere fühlte sehr wohl, wie vieles von den Worten ihr galt. Auch der Pfarrer bemerkte es und lächelte.

„Trotz solcher Befürchtungen, Frau Mutter," erwiderte er, „danke ich Gott, daß er uns dies Kindlein zugeführt. Auch von unserm eigenen Fleisch und Blut müssen wir uns gefallen lassen, daß es Wege einschlägt, die nicht die unsern sind, und ich hoffe, daß wir, wenn einst solche Stunde an uns herantritt, Liebe genug zu dem Kinde haben, um allein an dessen Glück und nicht an uns zu denken. Jetzt aber ist uns die Kleine wie ein Sonnenschein in die Öde und Leere unseres Hauses gefallen, und Ihr werdet Euch freuen, wenn Ihr seht, welches Wunder sie schon darin bewirkte. Mit Staunen gewahrte ich, wie jedes helle Lachen des Kindes, jede Frage, welche Antwort erheischt, jede Mühe, die es in Anspruch nimmt, mir mein holdes Weib früherer Tage zurückgiebt."

„Sie wird um des fremden Kindes willen ihr eigenes Kind nicht vergessen," beharrte die Mutter.

„Wie könnte sie das, und wie dürfte ich das wünschen," rief Ammonius lebhaft. „Aber sie wird in dem festen Glauben, daß unser Kind den Leiden der Erde entrückt ist und ein besseres Leben lebt, mehr Ruhe und fröhliche Zuversicht finden, wenn ein Kind, welches sie lieben und sorglich behüten kann, wieder an ihrem Herzen liegt."

General Ramsai hatte sich erhoben. Während er seine Feldbinde zurechtschob und nach seinem Schwert griff, sagte er zu Frau Elisabeth:

„Ich wundere mich, werte Frau, daß Ihr an dem Thun

Eurer Tochter keinen Gefallen findet, während Ihr selbst doch einst dieselbe Barmherzigkeit übtet."

„Doch nicht dieselbe, Gestrenger Herr," erwiderte die Frau und zog die Brauen zusammen. „Damals war noch sorglosere Zeit; meine Küchlein waren noch alle unter meinen Flügeln, und nicht viel kam darauf an, ob eines mehr von der Schüssel pickte. Auch will ich nicht besser vor Euch erscheinen, als ich bin. Mir war damals gerade mein dreizehntes Kind geschenkt, und wenn mir mein Häuflein auch oft groß erschien, so wollte ich doch meinen kleinen Johannes nicht entbehren, dessen zartes Leben mich oft mit banger Sorge erfüllte. Ihr kennt wohl die Sage, daß, seit Judas den Herrn verriet, den Dreizehnten im Kreise der Tod bedroht? So wurde ich's zufrieden, auch das vierzehnte Kind in meine Schar zu nehmen."

Der General lachte laut und schallend auf.

„Ihr versteht es wahrlich, vielwerte Frau," rief er belustigt, „Euer Thun in ein Licht zu setzen, das verwunderlich leuchten würde, wenn man's nicht besser wüßte."

„Glaubt's oder glaubt's nicht," sagte Frau de Lattre ärgerlich, „wahr ist's darum doch, und Esaias weiß es gut genug."

„Ja, ja," nickte dieser. „Der weiß es gut genug, daß sein getreues Weib oft wunderliche Gründe für ihr Thun zu finden versteht."

Vom Markte herauf klang der Trommelschlag, welcher die Soldaten in die Quartiere rief. Ramsai zog den Schwertgurt fester und griff nach seinem Hut.

„Nehmt Abschied, Hauptmann," rief er Trott zu, der neben Anne stand und gedankenvoll in ihr bewegtes Antlitz sah. „Die Zeit ist abgelaufen, wo Ihr um Frauenhuld und Minne werben durftet, jetzt gilt's für Euch, sie zu verdienen."

Anne zuckte bei des Generals Worten zusammen. Sie

sah zu Trott auf, und ihre Augen füllten sich mit Thränen, als sie ihre Hand in seine Rechte legte.

„Ihr geht in den Kampf," sagte sie leise mit bebenden Lippen.

„In Kampf und Sieg," sagte Ammonius, der neben ihr stand und die Worte gehört hatte.



Achtes Kapitel.

Es war eine unruhige Nacht gewesen, die der hell und strahlend heraufziehende Morgen des zwölften Juni vertrieb. Das Kriegsvolk, welches nicht zum Wachtdienst auf die Wälle befehligt war, hatte die Weisung, sich in den Quartieren bereit zu halten, und auch die Bürgerschaft war durch die Nachricht von dem nahenden Entsatz in begreifliche Aufregung versetzt.

Die wehrpflichtigen Männer, denen der Zutritt auf die Wälle gestattet war, hatten die Nacht dort zugebracht in unablässigem Spähen, ob nicht die verheißenen Feuerzeichen des anrückenden Landgrafen aufflammten, oder ob nicht eine Bewegung im feindlichen Lager dessen Annäherung verriete.

Jedoch die Nacht war verlaufen, ohne daß Ungewöhnliches ihre Stille unterbrochen hätte. Bei den Kaiserlichen hatte man die Lagerfeuer zur gewohnten Stunde entzündet, und wie immer waren sie auch heute gegen Morgen langsam verglühend erloschen. Von den Schanzen her waren streifende Wachen, wie allnächtlich, bis unter die Wälle herangekommen, hier und da hatte man Schüsse gewechselt, und es waren Bettelsäcke*) in die Stadt geflogen. So war das alles schon seit vielen Monaten gewesen, und als dann auch die Sonne wieder brennend heiß emporstieg und die von den Wällen ermüdet

*) Geschosse, die aus gepichten zusammengeflochtenen Seilen angefertigt und innen mit Eisenstücken, Steinen, Kugeln und Pulver gefüllt waren. Sie wurden entzündet und sollten dann zerplatzend Tod und Brand erzeugen, richteten aber meistens keinen nennenswerten Schaden an.

heimkehrenden Männer in die enttäuschten Mienen ihrer Frauen und Kinder, auf die wankenden Gestalten der durch die Straßen schleichenden Nachbarn sahen, da sank gar manchem der Mut, den die Nachrichten des vorigen Tages gehoben, und die frohe Hoffnung auf Errettung, welche die Mattigkeit und den Hunger weniger fühlbar gemacht hatte, erlosch wieder.

Ein kleiner Wandel nur in den äußern Dingen würde hingereicht haben, eine gewisse Freudigkeit lebhaft zu erhalten; ein erfrischender Lufthauch, ein erquickender Regen, der auf das versengte Grün der Gärten gefallen wäre, würde auch die Herzen mit frohem Mute erfüllt haben, während die Unveränderlichkeit, die sich überall zeigte, auch wieder die alte Hoffnungslosigkeit erweckte.

Neue Erkrankungen und mehrere Todesfälle, welche während der Nacht in beiden Stadtteilen vorgekommen, erregten dazu noch die Befürchtung, daß die schreckliche Seuche des vorigen Jahres abermals ausbrechen möchte.

„Wenn doch nur die Sonne nicht so prachtvoll scheinen wollte,“ sagte auch Anne von Buchenau zu ihrer Pflegemutter, als sie sich an diesem strahlenden Sonntagsmorgen langsam und ermattet zum Kirchgang rüstete. „Es überkommt mich beinahe wie ein Schmerz, wenn ich in die leuchtende Helle sehe und dabei an das Elend und all den Jammer denke, welchen das Himmelslicht bescheint.“

„So denke nicht daran,“ entgegnete Frau de Lattre kurz. „Du kannst ja genug anderes in Gedanken bewegen, was Dich froh macht,“ setzte sie dann hinzu. Sie ging in dem großen Gemach hin und her, schob die Sitze zurecht, zupfte und rückte an den fast auf allen Geräten liegenden Zierdecken, welche teils durch ihre mühsamen, kunstvollen Stickereien, teils durch die Kostbarkeit ihrer Stoffe außerordentlich wertvoll waren, und wischte mit einem feinen Tuch das letzte Restchen Staub von den glänzend gebohnten Platten der Tische, Spinde und Simse.

Anne sah mit feuchten Augen zu ihr hin. Sie hatte ihr am Abend zuvor des Hauptmanns von Trott Liebesgeständnis

und seine Absicht, heute bei den Eltern um sie zu werben, mitgeteilt, und Frau Elisabeth hatte nur schweigend zugehört. Weder ein Wort der Teilnahme noch der Mißbilligung war über ihre Lippen gekommen, und bloß die halblauten Worte von der Henne, der das Entchen verloren geht, welche sie am Nachmittag schon einmal geäußert, hatte sie nach längerer Stille vor sich hingemurmelt.

Der Rest des Abends war dann still und ernst verflossen. Bei dem Gutenachtgruß aber hatte die Matrone, ihren weicheren Gefühlen nachgebend, ihre Arme um Annens Nacken gelegt, und ihr mit einem warmen Kuß auf die Stirn einen herzlichen Segenswunsch leise zugeflüstert.

Sie hatte diese damit zwar hoch beglückt; denn Anne liebte die Pflegemutter aufrichtig und empfing deren karge Zärtlichkeitsbezeugungen stets mit einem fast ehrfurchtsvollen Gefühl; aber an diesem Abend war dennoch die Sehnsucht nach einem Kuß, nach einem liebevollen Wort der eigenen Mutter lebendiger als je in ihrem Herzen geworden, und als sie, auf ihrem Kissen liegend, Vergangenes und Zukünftiges überdachte und Gott anflehte, den Segen ihrer Eltern auf ihr und demjenigen ruhen zu lassen, dem sie sich angelobt für diese und jene Welt, da erschien es ihren Gedanken weitaus als das höchste Glück, daß heilige Rechte sie mit dem Geliebten verbanden, und daß es nun auch für sie Einen auf Erden gab, dessen Eigentum sie sein würde, dem sie angehören wollte, und von dem niemand und nichts, auch der Tod nicht, sie scheiden konnte.

Mit solchem Glücksgefühl war sie eingeschlafen und erwacht; aber die Sorgen der Zeit hatten ihren Schleier darüber gebreitet, und der Mutter kurze Weise that ihrem Herzen heute weher als sonst. Bevor sie jedoch eine Erwiderung auf deren Worte fand, ward nach einem schnellen Klopfen die Thür hastig geöffnet, und der Sohn des Hauses, Herr Pierre de Lattre, erschien mit gerötetem Antlitz und staubbedecktem Anzug auf der Schwelle. Erschöpft und müde, warf er seinen Filzhut, den er in der Hand

trug, auf den Tisch, und während er die Lederhandschuhe mit den breiten Stulpen abstreifend, Anne zunickte, trat er auf die Mutter zu, um ihr ehrerbietig die Hand zu küssen.

„Du kommst von draußen?“ fragte diese hastig, ohne die Höflichkeit des Sohnes weiter zu beachten. „Wo hast Du die Nacht verbracht?“

„Auf dem Wall unweit des Frankfurter Thores.“

„Und was bringst Du heim?“

„Große Müdigkeit, fast unerträgliche Hitze und ..... ich kann es Euch wirklich nicht verschweigen, Frau Mutter ..... einen brennenden Hunger,“ antwortete der Sohn mit einem Versuch, zu scherzen.

„Danach fragte ich Dich nicht,“ sagte Frau de Lattre, während Anne hinausging, um einen Imbiß zu besorgen, „das konnte ich Dir ansehen; aber gab es nichts Neues draußen bei den Schanzen oder im Kaiserlichen Lager?“

„Nein,“ seufzte Pierre, sich schwer in einen der Sitze niederlassend; „es ist alles beim alten draußen, und das läßt mich fürchten, daß die Befreier noch weit entfernt sind. General Lamboi würde sonst gewiß Kundschaft haben und Vorbereitungen treffen, die ihn gegen einen plötzlichen Überfall sichern.“

Anne kam zurück und setzte eine Platte mit einem Teller dampfender Suppe und einer kleinen Schnitte Brot vor ihm nieder.

„Butter und Wurst,“ sagte sie leise zu ihm, „ist bis auf weniges für den Vater gestern Abend aufgezehrt worden, Du mußt Dich mit diesem begnügen.“

„Was ist es denn?“ fragte er, die ziemlich dicke Suppe mißtrauisch mit dem Löffel rührend.

„Würzwein oder Warmbier, wie Dir sonst wohl geboten wurde, ist es nicht,“ mischte sich die Mutter ein. Sie hatte die Frage verstanden und sah nun, wie der Sohn mit zweifelnden Blicken die Suppe betrachtete. „Iß nur,“ redete sie ihm zu.

„Für den Hunger ist Hafer in Wasser gekocht noch immer gut genug.“

„Es ist Salz daran,“ fügte Anne hinzu. Auch diese Würze fing allmählich an zu fehlen, und das machte die gekochten Speisen für viele fast ungenießbar. „Versuch es nur, es wird Dir gewiß schmecken!“

Aber Pierre schob den Teller zurück und griff nach dem Brot.

„Ich will die Suppe nur ein wenig abkühlen lassen, ich bin selbst so heiß,“ entschuldigte er sich, als er dem mißbilligenden Blick der Mutter begegnete. Er lehnte sich in den Sessel zurück und fühlte jenes Übermaß von Hunger und Müdigkeit, welches nur die vollste Ruhe und die schmackhafteste Nahrung zu befriedigen vermag.

Anne nahm den Löffel und zerrührte die Haut, welche sich auf der dicken Suppe zu bilden begann.

„Du solltest versuchen, etwas davon zu essen, Pierre,“ redete sie diesem zu. „Gerade heute war die Suppe so wohlschmeckend; nicht wahr, Frau Mutter?“

„Jawohl, gerade so wohlschmeckend, wie Kleister nur sein kann,“ antwortete diese, eifrig beschäftigt, die Platte eines Tisches glänzend zu reiben.

Pierre wandte sich nach ihr um. Er wunderte sich, daß sie selbst heute die Gewohnheiten ihrer hausfraulichen Pflichten so unbeirrt erfüllte; als aber dabei sein Auge auf die ringsum herrschende Ordnung und Zierlichkeit fiel, auf den fast peinlich saubern Anzug der beiden Frauen, auf die gefällige Weise, mit welcher Anne ihm sein einfaches Mahl aufgetragen hatte, kam es ihm plötzlich vor, als ob sich ihm hier eine Erkenntnis enthüllte, welche ihm bisher verborgen geblieben war. Vorhin, als er sich nach der Mutter umwandte, war ihm deren Thun zu klein, ja fast armselig erschienen in diesen Stunden der Not, und nun mit einemmale erkannte er, daß gerade in diesem kleinen Thun Großes verborgen liege. Überall war sein Auge draußen auf Verfall

und Zerrüttung gestoßen, fast überall hatte die Mutlosigkeit Platz gegriffen, welche die Hand nicht mehr ausstrecken mag, um das zu halten, was noch nicht unrettbar verloren war. Hier aber herrschte noch, von fester Hand gehalten, Zucht und Ordnung, an der sich gewißlich manches wieder aufzurichten vermochte, und riesengroß erschienen ihm mit einemmale alle diese kleinen Obliegenheiten, die wie ein unübersteigliches Hindernis, von Frauenhand aufgetürmt, vor dem Abgrund standen, dem die Menschheit zuzueilen schien. Hier, an der festgefügten Ordnung und der strengen Sitte des Hauses scheiterte die Roheit des Kriegslebens, und Pierre lächelte, als ihm einfiel, wie eben das kleine Wischtuch in seiner Mutter Hand seinen gesunkenen Mut wieder höher hob, als die stolzesten Worte es gethan hätten. Denn das wußte er: so wie seine Mutter strebten Tausende von Frauen in den Städten des Reiches, sich das Heim zu erhalten, um den Männern und Kindern eine Stätte des Friedens zu bereiten, von der aus dereinst der Same neuen Wachstums konnte ausgestreut werden.

Er zog den Teller mit Suppe wieder zu sich heran und begann zu essen.

„Schmeckt sie nicht gut?" fragte Anne, die an dem Tisch stehen geblieben war und nun zusah, wie er auch den letzten Rest derselben mit dem Löffel zusammenkratzte.

„Sehr gut," lächelte er ihr zu. „Ich schmecke deutlich, daß Deine Hand sie mir versüßte," scherzte er.

„Versalzte, willst Du wohl sagen," verbesserte sie ihn lachend.

* * *

Die große Kirche von Alt-Hanau, vor deren Thür einige Stunden später Anne und Pierre mit Katharina Ammonius zusammentrafen, war ein alter, auf einem kleinen Platz im Mittelpunkt der Altstadt belegener Bau, der nicht gerade unschön war, doch auch keinerlei Besonderheiten darbot. Die Enge des Raumes, auf dem er stand, die um ihn her belegenen hohen Häuser und die ihm teilweise anhängenden kleineren Bauten für Schul- und

andere Zwecke hinderten einen freien Überblick und ließen ihn massenhafter und düsterer erscheinen, als er in Wirklichkeit war.

Beim Eintritt der Geschwister war sein geräumiges Innere schon fast ganz mit Andächtigen gefüllt, und noch immer strömten solche von allen Seiten und durch alle Thüren herein; denn wie groß die Verwilderung und Sittenlosigkeit auch vielfach sein mochte, die Kirchenglocken riefen niemals vergeblich, und mehr noch als sonst drängten heute die Bewohner herzu, um Gottes Segen herabzuflehen auf die nahenden Erretter der geängstigten Stadt, und um sich von ihrem verehrten Seelsorger Trost und Hoffnungsfreudigkeit in die mutlosen Herzen gießen zu lassen.

Die Pfarrerin mit Anne und Pierre hatten ihre Plätze eingenommen. Nachdem das Geläute verstummt und die Thüren geschlossen waren, empfanden alle drei in der sie nun umgebenden Kühle und feierlichen Stille die wohlthätige Ruhe, welche sie hier von der Welt abschloß und ihre Herzen zu Gott emporhob.

Und als dann die rauschenden Töne der Orgel durch das Gotteshaus brausten und der Gesang der Gemeinde immer mächtiger anschwoll in dem hohen Lied der evangelischen Kirche: „Eine feste Burg ist unser Gott“, da war es, als ob die felsenfeste Zuversicht auf den Sieg des Gerechten, die Luther in diesem seinem Liede zum freudigsten Ausdruck gebracht, immer bewußter und lebendiger auch die Versammelten durchströmte. Immer zuversichtlicher erklangen die gewaltig gefügten Akkorde durch den hohen Raum, und nachdem das Lied geendet und in der eingetretenen Stille der Pfarrer Ammonius die Kanzel betreten, stand er vor einer Gemeinde, die, obwohl elend und verhärmt, doch mit Augen zu ihm aufschaute, aus denen alles Zagen und Bangen verschwunden war.

Ein anderer stand der Pfarrer hier an dieser Stelle, denn draußen im Leben. Er erschien größer in dem langen, faltenreichen Talar, und der Widerschein eines zitternden Sonnenstrahls auf seiner weißen Stirn ließ sein Antlitz wie in

Verklärung leuchten, während er jetzt mit emporgehobenen Händen Gott um Erhörung in dieser Stunde der Not anrief.

Er hatte aus der Verheißung des Propheten Sacharja an die Stadt Jerusalem seiner Gemeinde die Worte verlesen: „Siehe Dein König kommt zu Dir, ein Gerechter und ein Helfer," und sie waren auch ihm selbst wie eine trostvolle Verheißung der nahenden Rettung im Herzen erklungen.

Er vermochte heute nicht die messianische Weissagung seinen Zuhörern zu erklären, er konnte nur Gott in inbrünstigem Gebet anrufen, den König, den Gerechten und den Helfer, den er der Stadt Jerusalem zur Errettung aus geistigem Elend verheißen und erweckt, auch seiner Vaterstadt zur Rettung aus leiblicher Not zu senden.

„Ja, laß ihn auch zu uns kommen, o Herr!" flehte er laut, „den König, den Gerechten und den Helfer! Denn wer da kommt von Dir gesandt, Allmächtiger Gott, als Freimacher, der ist ein König und schlägt nieder die Hand derer, die uns ängstigen und quälen. Nicht einen der Mächtigsten dieser Welt sendest Du uns, o Herr, und nicht kommt der Gerechte, um uns als Eigentum zu gewinnen, sich zum irdischem Vorteil, sondern Du führst ihn heran als einen Helfer, der unserer Not sich erbarmen will.

„Du, ewiger Gott, hast es dem Fürsten ins Herz gegeben, daß er die Stadt, deren vielgeliebte Tochter sein Weib ist, nicht verderben lasse. Du sendest uns als mächtigen Befreier einen Fürsten, wie wenige auf Thronen sitzen, einen Herrn, der ein Herz hat für sein armes, zertretenes Volk!

„Mehr als andere deutsche Gauen hast Du sein Land leiden lassen unter der furchtbaren, schier unerträglichen Geißel dieses Krieges. Viele seiner blühenden Städte sind verbrannt, beraubt und geplündert; zerstört sind seine Dörfer, wüst liegen seine Äcker, und die Mauern seiner Burgen sind gebrochen! Aber Du, o Ewiger, gossest Barmherzigkeit in sein Herz, und der Fürst zieht zu uns heran!

„Ein Gerechter kommt er, ein Mann, an dem selbst seine

Feinde keinen Makel finden, indem sie von ihm bekennen: „„daß sein Volk ihn aus Pflicht verehre, aus Zuneigung liebe und aus Ehrfurcht bewundere; daß er lebe als ein Fürst, seinen Genossen als ein Kamerad und im Kampfe stehe als ein Mann; er zeige keinen Prunk, unterliege keiner Ehrsucht und übe keine Ränke; standhaft halte er jede Zusage und niemals schwanke seine Treue!““

„Und diesen Gerechten, o Allmächtiger Gott, führst Du zu uns als unsern Helfer!

„Ihn, den Enkel jenes Hessenfürsten, der den Lehren Deines Kämpfers Luther die Stätte unter uns bereitete, ihn sendest Du, damit wir abermals frei werden von der Gewalt des Unglaubens und der Finsternis, die uns umlagert, und gegen welche wir streiten seit langer Zeit und in schwerer Not!

„Von Dir allein, o Herr, kam uns die Kraft, allen Fährlichkeiten und Anfechtungen bisher zu widerstehen, und Dich, Herr Himmels und der Erde, rufen wir an und bitten Dich, uns ferner die Stärke zu verleihen, deren wir bedürfen, um die schweren Stunden zu überwinden, die jetzt vor uns liegen!

„Ja, laß es uns festiglich glauben, daß Deine Gnade uns helfen will, sie siegreich zu bestehen, und nimm das Gelöbnis unserer Treue und unseres Dankes, welches wir heute hier vor Deinem göttlichen Angesichte leisten, gnädig an. So lange wir leben, wollen wir des Jammers eingedenk sein, der in unsern Häusern wohnt, und des Dankes für die Befreiung durch Deine Gnade nicht vergessen. Unsere Kinder wollen wir mahnen, daß sie es bewahren im Herzen der Enkel und Nachkommen, aus welcher Not und Gefahr Du uns errettetest, auf daß die Erinnerung an den, den Du gesandt hast, für uns ein König, ein Gerechter und ein Helfer, in unserer Stadt nie ende!

„Führe ihn, leite ihn und laß Deinen Segen und Deine Gnade auf ihm und seinem Lande ruhen, o Herr, der Du warest, der Du bist und der Du sein wirst in Ewigkeit; Amen!“

Während dieses hoffnungsvollen, zuversichtlichen Gebetes des Pfarrers war draußen der Lärm vieler Stimmen laut geworden, und als nach dem „Amen" sich jetzt Trommelwirbel von der Straße hören ließ und sich mit den Tönen der Orgel mischte, da erhoben sich die meisten der Anwesenden von ihren Plätzen und drängten nach den Thüren, welche der Küster öffnete, um zu erfahren, was geschehen.

Aber keiner der Vorübereilenden schien es zu wissen. Die Fragen und Rufe um Auskunft blieben ohne Antwort und alle eilten nach den westlichen Wällen und dem nach Süden belegenen tiefen Thor, welches am Ende der Marktgasse unter dem durchbrochenen Wall und über eine Zugbrücke des Festungsgrabens aus Alt-Hanau nach der von dieser Seite offenen Neustadt führte.

Auch Pierre de Lattre verfolgte mit seinen beiden Begleiterinnen diesen Weg, und erst vor dem nahe am Thor belegenen Pfarrhaus erfuhren die Geschwister durch einen auf Ammonius wartenden Bürger, daß General Ramsai alles Kriegsvolk sowie die wehrhaften Männer aus den Quartieren zur Bereitschaft unter den Wällen versammelt habe, weil man seit etwa einer Stunde lebhafte Bewegung im feindlichen Lager beobachte.

Mehr wußte jener nicht zu berichten, und Pierre reichte Katharina die Hand hin.

„Ich will Anne heimgeleiten und mich bereit machen, meinen Platz auf dem Wall einzunehmen," sagte er sich wendend. „Du wirst nicht mit uns gehen wollen?" setzte er dann fragend hinzu.

Die Pfarrerin schüttelte mit dem Kopf.

„Du erwartest gewiß nicht, was Du fragst," sagte sie, Anne und ihm je eine Hand bietend. „Bernhard ist durch sein Amt hier an die Altstadt gefesselt, und mein Platz ist an meines lieben Hausherrn Seite. Grüße die Eltern und sage ihnen, daß, wenn es mir nicht möglich sein sollte, noch einmal zu ihnen herüber zu

kommen, ich festiglich hoffte, sie morgen im befreiten Hanau wiederzusehen!"

„Und denkst Du nicht daran, Katharina, welche Opfer der Kampf noch kosten mag?" fragte Anne leise, ohne der Pfarrerin Hand loszulassen.

Diese sah nach ihr um, und Thränen in ihren Augen gewahrend, zog sie das junge Mädchen sanft näher zu sich heran.

„Ängstige Dich nicht, Anne," sagte sie liebevoll. „Wir sind heute nicht in größerer Gefahr, denn alle Tage, und wir wissen ja, daß die Haare unseres Hauptes gezählt sind."

Anne nickte.

„Ich sorge nicht um mich," sagte sie, und verstohlenes Schluchzen klang aus ihrer Stimme.

„Gewiß nicht," entgegnete Katharina rasch. „So selbstsüchtig ist meine kleine liebevolle Anne nicht; aber für wen es auch sein mag, Du sollst Dich nicht sorgen; denn inmitten aller Gefahren stehen wir in des Höchsten treuer Hut und sind eingeschrieben in des Herren Hand. Denke daran, wenn die Angst Dich übermannt, welch ein köstliches Eigentum wir alle sind. Und nun gehe in Gottes Namen, Kind."

Mit diesen Worten winkte sie Pierre noch einen Gruß und trat in das Haus, dessen schwere Thür sich dröhnend hinter ihr schloß.

* * *

Pierre hatte Anne heimgeleitet, nahm sich aber keine Zeit, die Eltern zu begrüßen, sondern eilte, nachdem er seine Waffen angelegt, nach dem Wall, um dort seinen Posten einzunehmen.

Das junge Mädchen fand Vater und Mutter beisammen in einem kleinen Gemach, welches sich Herr Esaias in dem Turm hatte einrichten lassen, der sein stattliches Haus zierte. Von den Fenstern desselben, die nach französischer Bauart bis zum Fußboden reichten und mit einem schützenden Gitter versehen waren, genoß man einen weiten Fernblick und konnte die Vorgänge im Kaiserlichen Lager und bei den Schanzen wohl beobachten.

Es herrschte eine drückende Hitze in dem kleinen Zimmer, der greise Ratsherr schien sie jedoch nicht zu empfinden. Er sah eifrig durch ein vor seinem Sessel aufgestelltes Fernglas nach der Gegend des Lagers, während Frau Elisabeth, mit im Schoße verschlungenen Händen neben ihm sitzend, nachdenklich hinabschaute in die Gassen der Stadt. Schweigend nickte sie flüchtigen Gruß, als Anne hereintrat, aber Herr Esaias richtete sich auf und wandte sich um:

„Es ist Bewegung in die Sache gekommen," rief er der Pflegetochter heiter entgegen, „und die Entscheidung rückt stündlich näher heran."

Trotz des freudigen Tones fiel es Anne auf, wie schwach und ermattet die Stimme klang; sie trat rasch näher, und als sie nach ehrerbietiger Verneigung dem Vater in das zu ihr erhobene Antlitz sah, erschrack sie über die Veränderung, welche sie darin wahrzunehmen glaubte.

Zwar strahlten die großen Augen im gewohnten Glanze, aber sie waren von dunkeln Schatten umgeben, und um Mund und Nase hatte sich ein scharfer Zug gelagert, der ihr in dem milden Greisenantlitz fremd erschien. Sie beugte sich auf die dargebotene Hand herab und drückte einen warmen Kuß darauf.

„Aber welche Entscheidung wird es sein, Herr Vater?" fragte sie ängstlich, neben dem Sessel des alten Herrn niederknieend.

„Eine gnädige, Kind, ich hoffe es zuversichtlich," entgegnete er und strich ihr leicht liebkosend über ihr blondes Haar.

„In solchen Stunden, Anne," fuhr er nach kurzem Schweigen fort, „darf der einzelne nicht an sich selbst und sein eigenes Leid denken. Jeder muß willig sein, die Opfer zu bringen, die Gott von ihm fordern kann; auch Du mußt es sein."

„Ich kann nur beten, daß der Kelch an mir vorüber gehen möchte," versetzte das junge Mädchen mit bebender Stimme.

„Wir beten es mit Dir, mein Kind," erwiderte der Vater,

und seine Augen ruhten voll Mitleid auf ihrem lieblichen Angesicht, aus dem alle Farbe gewichen war.

„Die Hand Gottes wird nicht schwerer auf uns liegen, als wir zu tragen vermögen," fuhr er tröstend fort, „und wenn Du Dich der Sorgen entschlägst, die nichts zu ändern vermögen, so wirst Du erfahren, daß nichts auf Erden so schwer ist, selbst wenn das härteste Schicksal hereinbricht, als die Furcht davor es Dir ausmalte. Es ist einem Wunder gleich, wie die Kraft uns wächst, wenn wir Leid und Widerwärtiges ernstlich bewältigen wollen, und wie der Mut sich uns stählt, wenn wir in der Gefahr stehen. Wir erfahren alle erst, wieviel wir überwinden können, wenn die Not unsere Kräfte herausfordert."

Anne entgegnete nichts, und ein kurzes Schweigen trat ein.

„General Ramsai war hier und der Hauptmann von Trott," sagte dann der Greis und legte seine Hand auf die des jungen Mädchens. Er fühlte das leise Beben der schlanken Finger, vermochte aber nicht in ihren Mienen zu lesen, denn sie hielt den Kopf gesenkt.

„Du weißt es, Anne, welch ein teures und kostbares Gut der General für seinen jungen Freund von uns begehrte?"

Anne neigte das Haupt noch tiefer, und aus ihren Augen fielen Thränen auf des Vaters Hand.

„Wir haben die Bitte des Junkers gewährt," fuhr der Greis bewegt fort; „denn wir dachten an Dich, Kind, und sind willig, Dich dem Fremden zu geloben, die Mutter und ich."

Ein leises Schluchzen war alle Antwort, welche Anne zu geben vermochte, und segnend die Hand auf den tief gesenkten Scheitel der Pflegetochter legend, setzte der alte Herr nach einer Weile hinzu:

„Möchtest Du glücklich werden, Kind, und möchte es Dir lange vergönnt sein, in Frieden zu schalten und zu walten als ehrbare Hausfrau am Herdfeuer des Gemahls."

„Ich danke Euch von Herzen, Herr Vater," sagte Anne tief bewegt, „und auch Euch, Frau Mutter," wandte sie sich der

Matrone zu, die gleichfalls segnend ihre Hände auf das jugendliche Haupt der tief sich vor ihr Neigenden legte.

„Es ist uns schwer geworden, Anne, dem Vater und mir,“ sagte sie dabei, „gerade jetzt die Bitte des Hauptmanns zu gewähren. Ich hätte Dich gern geborgen gesehen in ehrbarem, reichen Bürgerhause an der Seite eines Mannes, der nicht täglich und stündlich sein Leben für Sold zu Markte trägt; aber Art läßt nicht von Art, und ich habe mir seit lange gesagt, daß mein Entlein zu seinem gefahrvollen Element zurückkehren würde . . . Die Flügel der alten Henne sind ferner nicht mehr gut genug, Dich warm zu decken,“ setzte sie mit einem Anflug von Bitterkeit hinzu.

Anne richtete sich auf und schlang zärtlich ihre Arme um die Schultern der Frau, die so getreulich Mutterstelle bei ihr vertreten hatte, und von der sie wußte, daß, je herber ihre Worte klangen, um so tiefer ihr Herz bewegt war.

„Zürnt Ihr mir, Frau Mutter,“ fragte sie traurig, „daß ich den liebe, den Ihr selbst der Liebe wert hieltet seit langer Zeit, und der mir sein Leben zu eigen bot?“

„Ich zürne Dir nicht,“ wehrte Frau Elisabeth, „denn ich weiß, daß Du nicht anders kannst; aber ich möchte Dich glücklich sehen . . .“

„Ich bin es, Frau Mutter,“ versicherte Anne ihr ins Wort fallend.

„Du bist es?“ fragte diese, zweifelnd die Schultern hebend, „mit thränenden Augen und unter Zagen und Bangen?“

„Ich bange nicht um des Junkers Liebe, ich zage um sein Leben, weil ich weiß, daß ihm die nächsten Stunden schon Gefahr und Tod bereiten können.“

„Das ist es ja,“ brach Frau Elisabeth aus, „was mich gegen den Junker stimmt, daß er Dich zu solcher Zeit begehrt.“

„Aber solche Zeit ist es jetzt immer und für jedermann,“ mischte Herr Esaias sich ein, „stehen nicht auch unsere Söhne draußen auf den Wällen und erfüllen die Pflicht, die sie der

Stadt schulden, und können wir hoffen, den Frieden endlich wieder zu erringen, wenn die Männer nicht für ihn streiten, die sich sehnen, am häuslichen Herd zu ruhen bei Weib und Kind? . . . Ich bin alt, Anne, und müde," fuhr der Greis nach kurzer Stille fort, „und weiß nicht, wie lange der Herr mir noch vergönnt, auf Erden zu wandeln. Auch vor meiner treuen Gefährtin liegt keine lange Strecke mehr; deshalb denken wir daran, Dein Schicksal an der Seite eines treuen Mannes geborgen zu sehen, und wir können gegen den Junker von Trott nichts einwenden. Es beunruhigt die Mutter, daß er zu dem Kriegsvolk gehört; ich aber sorge nicht darum; denn jedes Leben steht in Schutz und Schirm des Höchsten. Auch Dein Bruder wird Dich gern an jenes Seite sehen; er teilt Glauben und Heimat mit Dir und ist Deines Standes. Darum sagte ich Dich ihm zu, als General Ramsai selbst für ihn warb."

Das anhaltende Sprechen hatte den Greis ermüdet, und er lehnte sich matt mit geschlossenen Augen in den Sessel zurück.

„Ist der Junker schon lange fort?" fragte Anne die Mutter.

Diese nickte stumm.

„Und er wollte mich nicht hier erwarten?"

„Er vergaß nicht seine Pflicht über seine Liebe," antwortete Frau Elisabeth kurz. „Weißt Du nicht, was draußen vor den Wällen vorgeht?"

Anne schüttelte den Kopf.

„Niemand auf den Gassen vermochte es zu sagen," entgegnete sie, „doch General Ramsai? . . ."

„Wußte auch nicht mehr, als wir hier sehen. Es ist Bewegung in die Sache gekommen, wie der Vater sagt; doch was es ist, müssen wir erwarten," versetzte Frau Elisabeth, aufstehend und näher an das Fenster tretend. „Die Kaiserlichen bringen Geschütze nach den Schanzen und fahren den Troß ihrer Weiber und Kinder samt Fuhrwerk und Gepäck durch die steinige Furt bei Kesselstadt und über die Brücke, welche sie bei Steinheim

geschlagen, auf das jenseitige Ufer des Mains in Sicherheit. Das sieht nicht nach Abzug aus, vielmehr bereiten sie sich wohl zum Widerstand oder vielleicht gar zum Angriff auf die Stadt, und deshalb versammelte der General das Kriegsvolk und die Bürger."

Anne sah mit Spannung nach der bezeichneten Richtung hin, und Frau de Lattre nahm ihren Sitz neben dem Gemahl wieder ein. Es herrschte längere Zeit Schweigen im Gemach. Frau Elisabeth wehrte die Fliegen, die laut summend umherschwirrten, von der klaren Stirn ihres Eheherrn, und während ihre Augen sinnend auf der müden Gestalt des Greises ruhten, kehrten ihre Gedanken in die fernen Tage ihrer Jugend zurück. Sie sah den Gemahl wieder vor sich, wie er ihr einst in rüstiger Kraft die Hand gereicht, und ihr Stab und Schutz und Schirm gewesen in allen Fährlichkeiten des Lebens. Sein an Anne gerichtetes Wort, daß er alt und müde sei, hatte ihr Herz getroffen, und jetzt, wie sie ihn behütend, still an seiner Seite saß, gewahrte sie zum ersten Male, wie hinfällig er geworden, wie gebrochen seine Kraft war. War das so allmählich gekommen, daß sie es nicht bemerkt hatte, oder war es wirklich so plötzlich über ihn hereingebrochen, wie sie es jetzt erkannte? Die Frage stieg vor ihr auf, und sie vermochte nicht mehr, sie von sich zu weisen. Eine beinahe wilde Angst vor einem Etwas, das all ihrem Fürchten und Sorgen wie eine Unmöglichkeit fern gelegen, vor einem Schicksal, das sie nicht zu denken wagte, überfiel sie jetzt, und sie zuckte zusammen.

Anne wandte sich erstaunt um; Herr Esaias öffnete die Augen und sah sie forschend an.

„Was hast Du denn?" fragte er.

Sie strich sich mit der Hand über die Stirn, als könne sie damit die bösen Gedanken verscheuchen.

„Ich weiß es nicht," sagte sie mit unsicherer Stimme und hielt inne.

„Seid Ihr nicht wohl, Frau Mutter?" fragte Anne, die den verstörten Ausdruck ihres Auges gewahrte.

„Ich glaube, die Hitze hier oben hat mich übermannt," antwortete sie, froh, daß ihr Annens Frage einen Ausweg bot; denn sie hatte sich wenig gewöhnt, ihre Befürchtungen zu bergen.

„Ja, sie ist drückend," bestätigte Anne, „und ich wundere mich, daß Ihr sie ertragen könnt, Herr Vater."

„Im Alter hat man nicht leicht Übermaß davon," sagte der Ratsherr, sich mit ihrer Hülfe mühsam erhebend. „Aber wir wollen hinuntergehen in die kühleren Räume; denn hier oben ist nicht viel mehr zu erspähen, und ich muß sparsam sein mit meinen Kräften.

* * *

So verging unter Hoffnungen und bangen Sorgen der Tag. Der Abend senkte sich hernieder, und weder eine Nachricht war eingedrungen, noch war etwas geschehen, was sonst Aufklärung über die Vorgänge außerhalb der Wälle gebracht hätte. General Ramsai und seine Offiziere, die Besatzung und die Bürgerschaft waren den ganzen Tag nicht von ihren Posten gewichen; auch der Oberschultheiß der beiden Städte, Doktor Erkenbrecht, die beiden Bürgermeister sowie die Herren der Gräflichen Kanzlei und des Hofgerichtes hatten die Plätze, welche ihnen ihr Dienst anwies, nicht verlassen. Eine fieberhafte, peinvolle Erregung hatte die Gemüter ergriffen, und was man neun lange Monate hindurch klaglos erduldet, erschien nun in diesen letzten Stunden schier unerträglich.

Eine Ungeduld hatte sich der Bevölkerung bemächtigt, die nirgends Ruhe fand, und es erschien schon eine Erleichterung, nur durch die Gassen und über die Plätze zu eilen. Die Geistlichen hatten gegen Abend nochmals ihre Gemeinden in den Kirchen versammelt, und gewißlich fand ihr aus tiefstem Herzen kommendes Flehen zu Gott um Erhörung und Errettung mächtigen Widerhall bei ihren Zuhörern; aber selbst das Gebet vermochte die Unruhe dieser Stunden nicht zu bannen. Herausgetreten aus der Stille des Gotteshauses und wieder umfangen von der wogenden, sorgenden, hoffenden Menge, wurden die kaum

beruhigten Herzen wieder ergriffen von der Unruhe, die zu natürlich war, um bewältigt zu werden.

Auch Frau Elisabeth und Anne hatten unter der sorgenvollen Ungewißheit dieses Tages gelitten, und weder das Befinden des Hausherrn, das mit dem Eintreten der Abendkühle sich gekräftigt hatte, noch die kurze Anwesenheit des Hauptmanns von Trott, der gekommen war, um Anne zu sehen und ihr ein Wort der Liebe und Ermutigung zu sagen, hatten sie zu mindern vermocht.

Zum ersten Male vielleicht, seit sie ihres Hausherrn Weib geworden, hatte es Frau Elisabeth, trotzdem sie gesund war, heute nicht über sich gewinnen können, die kleinen häuslichen Obliegenheiten zu erfüllen, die ihr so wertvoll schienen; sie war Anne nach dem Turm gefolgt, um durch Spähen in die Ferne den eigenen Gedanken zu entfliehen.

Die Sonne war im Untergehen. Ein leichter bläulicher Duft lag auf der Erde, und hinter seinem Schleier sank das Tagesgestirn in feuriger Glut langsam hinab. Die Gegend war nach der andern Seite hin schon in Schatten gehüllt, und nur der breite Strom glänzte im Abendlicht silbern aus der Ferne.

Es war das Bild eines friedlich dahinscheidenden Tages; aber der aus den Straßen der Stadt herauftönende Lärm, der von lauten Befehlen unterbrochene Trommelschlag und die regelmäßig erklingenden Schritte der Bewaffneten hinderten die Frauen, die Lage auch nur für einen Augenblick zu vergessen.

Beide standen schweigend. Anne hatte den Arm um die Mutter geschlungen, und so fand sie Herr Esaias, als er später, von einem Diener geleitet, heraufkam.

Anne schob ihm den Sessel an eines der Fenster, von dem aus man den Bruchköbeler Wald mit der dahinter liegenden Anhöhe sehen konnte.

Nur wenige Worte wurden zwischen den Dreien gewechselt, und längere Zeit verging in ernster Stille. Die Nacht sank immer tiefer herab. In den Häusern der Stadt wurden Lichter angezündet, und von den siebzehn feindlichen Schanzen leuchteten

die glimmenden Lunten und Feuer bedrohlich herüber. Der Ratsherr saß mit geschlossenen Augen in seinem Sessel, und seine Hausfrau hatte ihren Platz neben ihm eingenommen. Sie sah gedankenvoll auf seine hohe Stirn, die weiß in dem Halbdunkel des Gemaches leuchtete, und auf die gefalteten Hände, die sich hell und scharf von der dunkeln Schaube abhoben, welche des Greises Gestalt umhüllte.

Da machte plötzlich Anne, welche am Fenster stehen geblieben war, eine hastige Bewegung, und ein Ausruf entfuhr ihren Lippen.

Herr Esaias erschrack und richtete sich auf, aber es war alles unverändert und dunkel, wie zuvor.

„Was thust Du denn, Anne?" fragte Frau de Lattre, ungeduldig, daß ihres Gemahls Ruhe gestört war.

„Dort," rief diese hastig, mit stockendem Atem und zeigte hinüber nach dem fernen Horizont, von dem, in der lichten Sommernacht deutlich erkennbar, ein einzelner Baum sich abhob. „Es war Feuer dort!"

Die Augen der Eltern folgten der angegebenen Richtung, aber nichts war zu erspähen.

„Es ist nichts," sagte der Greis.

„Doch, Vater! . . . da . . . seht hin!" rief Anne lebhaft und beugte sich vor. „Dort, an dem Baum! seht nur hin! gebt acht, Frau Mutter! Seht Ihr? seht Ihr nicht die Funken? Es ist Feuer, es ist wahrlich Feuer!" brach sie dann in lauten Jubel aus, als es wirklich in der bezeichneten Richtung hell aufflammte, erst in kleinen Lichtern und Funken, dann lief es züngelnd empor. In schmalen und breit und breiter werdenden Streifen loderten die Flammen auf, bis eine mächtige, weithin sichtbare Feuersäule am nächtigen Himmel aufstieg und die ganze Anhöhe mit ihrem Schein erhellte.

Lautlos, kaum einer Bewegung fähig, blickten der Greis und die Frauen nach den sich immer gewaltiger ausbreitenden Flammen, um welche herum man jetzt auch deutlich viele Gestalten gewahrte,

die ihnen Nahrung zutrugen. Auf den Straßen war der Lärm verstummt und hatte einer fast atemlosen Stille Platz gemacht, und inmitten dieser, wie mit einem Zauberschlag, flammte es auch auf dem Turm des Schlosses in der Altstadt auf, und vom Walle her sandte der rollende Donner der Geschütze, der langsam in dem weiten Thale verhallte, dem anrückenden Befreier seinen Gruß.

Ein tausendfacher Schrei der Freude und des Jubels brach sich Bahn; immer lauter und mächtiger schwoll er an und pflanzte sich fort über alle Plätze und durch alle Gassen bis an das fernste Ende der Stadt. Fackeln bewegten sich durch die Straßen, und ihre Träger sammelten sich auf dem Marktplatz, um hier in lauten Hoch- und Heilrufen für den herangezogenen Landgrafen Wilhelm und seine Gemahlin Amalie Elisabeth ihrer Liebe und ihrer Dankbarkeit Ausdruck zu geben. Alle Herzen waren von einer Freude ergriffen, die für den Augenblick vergessen ließ, daß der morgende Tag noch schwere Opfer verlangte.

Mit feuchten Augen und gefalteten Händen schaute der greise Ratsherr hinab auf das nächtliche Bild, und fester drückte Anne die Hand der Mutter, die hochaufgerichtet und unbeweglich neben ihm stand und nicht zu verbergen versuchte, daß auch ihr die Thränen aus den ernsten Augen tropften.

Da erklangen eilige Schritte; gleich darauf trat Frau Katharina Ammonius mit der kleinen angenommenen Waise auf den Armen herein.

„Vater, Mutter!“ rief die sonst so ruhige, gefaßte Frau jubelnd den Eltern entgegen und beugte sich nieder, um einen inbrünstigen Kuß auf die dargereichten Hände derselben zu drücken. „O Gott, o Gott, wie groß, wie herrlich ist es, diese Stunde zu erleben!“

Der Vater erwiderte nichts, er strich ihr liebkosend über die erhitzten Wangen, und Frau Elisabeth versuchte ihr das Kind abzunehmen, das sich erschreckt mit großen, ängstlichen Augen umsah.

„Du bist ganz außer Dir, Katharina,“ sagte sie, „und ich begreife nicht, warum Du die Kleine jetzt mit hierherbringst.“

„Sie soll die Feuer flammen sehen,“ entgegnete die Pfarrerin und führte das Kind an das offene Fenster, wo es, mit beiden Händchen sich an das Geländer klammernd, ruhig stehen blieb und mit weit geöffneten Augen hinüber in die flammende Helle und hinunter auf den erleuchteten Platz in das wogende, jauchzende Menschengewühl starrte. „So lange meine Kleine lebt, wird die Erinnerung an diese Feuerzeichen in ihrem Herzen nicht erlöschen,“ setzte sie, auf das Kind blickend, hinzu.

„Sie ist zu jung dazu,“ entgegnete die Mutter. „Was weiß ein solches Kind von den Drangsalen dieser Zeit.“

„Nicht viel, und Gott sei es gedankt, der ihm solches Wissen ersparte,“ gab Herr Esaias zu; „aber dieses hier wird sie nicht vergessen; denn das Ungewöhnliche, nur Halbverstandene lebt am längsten in der Seele fort. Siehe das Kind an, wie es dasteht, und über den ihm neuen Anblick Müdigkeit und Weinen vergißt. Schwerlich wird es jemals wieder ein nächtliches Feuer sehen, ohne dabei an dieses zu gedenken, und unsere Aufgabe muß es sein, den Kindern und Enkeln die Geschichte dieser Tage in die Herzen zu schreiben, damit sie wissen und würdigen, wie vieles wir erlitten, um ihnen die Heimat und den Glauben zu retten.“



Neuntes Kapitel.

Unter den gut geleiteten Vorbereitungen der tapfern Verteidiger brach der Morgen des dreizehnten Juni an, und bei seinem ersten Grauen ward es überall um die Stadt herum lebendig. Aus dem Kaiserlichen Lager waren die Truppen schon abends zuvor in die Schanzen gerückt und erwarteten nun vor denselben in festen Stellungen den Angriff des Landgrafen, der mit seinem Heere zwischen Windecken und der Bruchköbeler Höhe gelagert hatte und beim Erwachen des Tages sich anschickte, seine Truppen voranzuführen. — Er hatte den größten Teil der Nacht in ernsten Beratungen mit seinem getreuen General-Kriegskommissar von der Malsburg und andern Räten verbracht und war erst gegen Morgen in einen kurzen Schlummer verfallen, aus dem ihn der Ruf zum Gebet bald wieder weckte.

Mit entblößtem Haupte vor seinen Truppen stehend, hörte er mit Andacht auf die flehenden Worte des Geistlichen, und als er sich dann wandte, sein Roß zu besteigen, und als bei den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne seine Blicke hinunter in das Thal fielen, darin die Stadt von Feinden umzingelt lag, trat es lebendig vor seine Seele, welche gewaltigen Anforderungen er heute an die Ausdauer und Tapferkeit seines Heeres stellen mußte.

„Wir werden schweren Stand haben, Otto," sagte er zu dem neben ihm haltenden Malsburg und zeigte hinab auf die Feinde; „aber wir müssen siegen."

„Und wir werden siegen, Fürstliche Gnaden," antwortete dieser zuversichtlich. „Das Heer vertraut Eurer Führung, und wenn Ihr den Regimentern noch einmal sagt, was Ihr von ihnen erwartet, so folgen sie Euch, wohin Ihr sie geleitet."

Der Landgraf nickte und wandte sein Roß. Langsam ritt er an den aufmarschierten Reihen des Kriegsvolkes entlang und erwiderte mit ernstem Neigen des Hauptes die ehrfurchtsvollen Begrüßungsrufe, die ihm entgegenschallten.

Dann ließ er durch die Obersten und Hauptleute die Regimenter zusammentreten, und in ihrer Mitte haltend, redete er die Soldaten in der ihm eigenen eindringlichen Weise an, die soviel dazu beitrug, ihm die Herzen zu gewinnen.

„Soldaten," rief er ihnen zu, „blickt hinunter auf die Stadt, die wir zu befreien gekommen sind, und sehet, wie ein grausamer Feind sie in eiserner Umarmung hält. Seit neun Monaten, unablässig, bei Tag und Nacht ängstigt er sie und droht sie zu vernichten!

„Gedenkt nicht der Gefahren, denen wir entgegengehen, aber gedenket daran, daß wir von weit her gekommen sind, um unsere Glaubensgenossen aus ihrer Bedrängnis zu befreien; gedenket der inbrünstigen, heißen Gebete, die in der Heimat für uns zu Gott aufsteigen, und seid gewiß, daß auch drinnen in der Stadt die Hände für uns erhoben sind zu dem Gott, dessen gnädige Hand dem Gerechten den Sieg verleiht, den Ungerechten aber läßt zu Schanden werden!

„Euer fester Wille, Eure Tapferkeit, Euer Gehorsam und Eure Treue werden alles überwinden! Lasset den Mut nicht sinken, wenn der Feind sich Euch tapfer entgegenstellt! Schlaget den Feind, Soldaten, schlaget ihn nieder und harret aus, auf daß Euer Arm nicht erlahme, bevor Ihr unsere Siegeszeichen vor den Schanzen aufgepflanzt, von denen jetzt die feindlichen Fahnen wehen! Seid eingedenk unseres alten Ruhmes, und neuer Ruhm und neue Ehre wird Euer Lohn sein! Und nun folget mir sonder Zagen und Bangen!"

Begeisterte, laute Rufe aus den Reihen antworteten dem geliebten Fürsten und bewährten Führer, der sich nun selbst an die Spitze setzte und sein Heer durch den taufrischen, wonnigen Sommermorgen zum blutigen Ringen führte.

Im Bruchköbeler Walde stießen die Truppen auf die ersten feindlichen Vorposten, die nach kurzem Gefecht zurückwichen, und es gelang der geschickten Führung Wilhelms, seinen rechten Flügel um die Altstadt herum gegen die Hauptschanze an der Frankfurter Straße vorzuschieben. Unterdessen umging der linke Flügel im Schutz des schlecht besetzten Waldes vier kleinere feindliche Schanzen und nahm im stürmenden Anlauf die Brücke*) über die Kinzig nebst der sie verteidigenden Schanze, der man den Namen „das Storchnest" gegeben hatte, und unterbrach dadurch die Verbindung des Feindes.

Dieser erste glänzende Erfolg erhöhte den Mut der Angreifer, die mit immer steigendem Ungestüm vordrangen und die zaghaft gewordenen Feinde zurückwarfen. Nach vierstündigem heißen Kampf erreichte das an der Spitze des linken Flügels befindliche weiße Regiment der Hessen das Nürnberger Thor, von welchem General Ramsai die Verrammlung hatte entfernen lassen, um durch dasselbe den Befreiern entgegen und zu Hülfe zu eilen.

Mehr als tapfer, mit einer wahren Wut verteidigten die alten Tillyschen Soldaten des Kaiserlichen Heeres die Schanzen, und das Blut floß bei dem entstehenden Handgemenge in Strömen. Dreimal schlugen sie den ungestümen Angriff der Hessen zurück, und dreimal sammelten sich die tapfern, ihrer Führer und eines großen Teils ihrer Offiziere schon beraubten Regimenter und erneuten den Versuch, die Feinde aus ihrer festen Stellung zu vertreiben, wobei sie zuletzt durch eine kleine Abteilung unterstützt wurden, die ihnen ein junger Hauptmann, welcher die schwedischen Abzeichen trug, aus der Festung zuführte. Jedoch die Feinde hatten gleichfalls Verstärkung erhalten. Aus

*) Bis auf den heutigen Tag Lamboi-Brücke genannt.

der nächsten Kaiserlichen Redoute waren mehrere Fähnlein Fußvolks und eine Abteilung Reiterei ihnen zu Hülfe geeilt und warfen sich mit aller Macht gegen die wiederanrückenden Hessen. Einen Augenblick schienen diese der Übermacht weichen zu müssen, dann aber gelang es dem schwedischen Hauptmann, mit einem schnell gesammelten Trupp entschlossener Soldaten sich der Reiterei entgegenzustellen, diese aufzuhalten und dadurch das Vorrücken des Fußvolkes zu ermöglichen. Es entstand ein Ringen, in welchem jeder Einzelne um sein Leben kämpfte. Die Bande der Fähnlein untereinander lösten sich; die Befehle der Offiziere unbeachtet lassend, drangen die Soldaten voran. Ohne Sturmleitern und schweres Geschütz berannten sie die Schanzen und zwangen den verzweifelten Feind zur Ergebung und Gefangenschaft.

Mit einer wahrhaft verwegenen Kühnheit hatte der Haufe, den der schwedische Hauptmann befehligte, einen kleinen feindlichen Reitertrupp umzingelt, der dicht um seinen Fähnrich mit der Kornette geschart, diese mit Erbitterung verteidigte, und es war ihm wirklich gelungen, den Knäuel der Reiter zu sprengen, den Fähnrich zum Gefangenen zu machen und die Kornette zu erbeuten. Im Gewühl und bei der Verwirrung des Kampfes hatte niemand beachtet, daß einer der fliehenden Kaiserlichen Reiter sich des schwedischen Führers gerade in dem Augenblick bemächtigte, als dieser sein Schwert gegen den feindlichen Fähnrich erhoben und von dessen Streich getroffen, zusammenbrach; so blieb es ungewiß, ob der fremde Hauptmann sich unter den zweihundert Toten befand, welche nach diesem glänzenden aber teuer erkauften Sieg das Feld deckten, auf dem der Feind noch weit größere Verluste erlitten hatte.

* * *

In der Stadt hatte man sich inzwischen bereitet, den Landgrafen festlich zu empfangen und die Verwundeten zu verpflegen. Auch Frau Elisabeth de Lattre hatte in den schönen luftigen Räumen ihres großen Hauses Lagerstätten herrichten lassen und

sorgte nun, daß Leinen und Salben und was sonst zur Linderung dienen konnte, bereitstanden. Die Thätigkeit, welcher sie sich hingeben konnte, schien ihre Sorgen zu zerstreuen, und Frau Katharina, welche schon früh eingesprochen hatte, sowie Anne hüteten sich, ihre Hülfe anzubieten, weil sie wußten, welche Befriedigung die Mutter in solchem Walten fand.

Beide saßen mit dem Vater im Wohngemach und zerzupften emsig und still kleine Leinwandstücke zum Verband der Wunden, die man sich draußen schlug.

Der Ratsherr, der dem Fenster zunächst saß, beobachtete mit Aufmerksamkeit die auf dem Platze unablässig hin- und herwogende Menge, und Anne vermochte nicht die Thränen zurückzuhalten, die ihre Augen immer wieder verdunkelten. Sie ängstigte sich nicht nur um den Geliebten, der draußen im heißen Kampfe stand, sondern in der Nacht war ihr auch die Sorge um den Bruder erwacht. Lange schon hatte sie nicht mehr gehört, bei welchem Heeresteil er weilte, und in ihren Gedanken war plötzlich die Möglichkeit aufgestiegen, er könne sich bei den feindlichen Truppen befinden. Sie hatte bisher noch nicht daran gedacht, aber nun diese Sorge in ihr lebendig geworden war, ließ sie sich nicht wieder abweisen. Immer aufs neue erwog sie alle Für und Wider, und wenn sie in einem Augenblick ihre Thorheit schalt, sich so zu quälen, so fiel ihr im nächsten ein, daß gerade der Umstand, daß sie seit so lange nichts über seinen Aufenthalt erfahren, ihre Angst bestätige. Aber sie wollte nicht Katharina oder den Vater mit ihren Befürchtungen behelligen und war auch von jeher gewohnt, diejenigen Sorgen, die sie als ihr besonderes Eigentum betrachtete, und von denen sie voraussetzte, daß niemand sie ihr nachfühlen konnte, auch allein zu tragen, und so schwieg sie.

Auf der Kirche schlug die Uhr.

Frau Katharina zählte die Schläge.

„Elf Uhr,“ seufzte sie. „Wie langsam die Stunden

verrinnen, wenn man sie in solcher Angst und Spannung durchlebt," setzte sie hinzu.

Heftiger Geschützdonner, der sich zu nähern schien, erklang, und das Geknatter der Musketen wurde hörbarer als bisher.

„General Ramsai scheint den größten Teil der Besatzung am Nürnberger Thor zusammenzuziehen," sagte der Ratsherr, der die Vorgänge auf dem Platz mit Aufmerksamkeit verfolgte.

„Man wird doch die Stadt nicht von dieser Seite angreifen?" rief Katharina besorgt. „Bernhard hält die dortigen Befestigungen für sehr schwach."

„Sie sind nicht schwächer, als es die um die Neustadt überhaupt sind," versetzte der Vater. „Hätte General Lamboi ausreichend schweres Geschütz gehabt, so würde die Tapferkeit der Bürger und der Besatzung nicht viel genützt haben. Sein Mangel war unsere Macht."

Eine heftige Geschützsalve unterbrach die Worte und machte die Luft erzittern. Eine zweite und dritte folgte ihr, und zwischen dem Geknatter der Gewehre und kleineren Mörser schienen Axtschläge zu erklingen. Gleich darauf erdröhnte es dumpf und prasselnd, wie der Zusammenbruch mächtiger Holzstöße.

Die Frauen waren erschrocken aufgesprungen und an die Fenster geeilt. Der Ratsherr hatte sich erhoben, um sich weiter hinauszubeugen. Auch unten auf dem Markt und in den nächsten Straßen stand die Menge lautlos und unbeweglich, wie im Schrecken erstarrt.

Doch das währte nur eine kurze Weile; dann erklang lauter Jubel aus der Ferne, erst in vereinzelten Rufen, dann pflanzten diese sich fort und kamen näher. Immer wachsend, brausend, ungestüm schwollen sie an, bis es war, als ob ein einziger unermeßlicher Freudenschrei die Luft erfüllte. Immer aufs neue brach er hervor. Aus allen Häusern und Straßen strömten die Bewohner herzu, und sich gegenseitig umarmend, zurufend, winkend und jauchzend drängte die Menge über den Platz nach dem Nürnberger Thore hin.

Die Worte: „Frei", „das Thor ist offen", „der Landgraf kommt", waren deutlich vernehmbar, und als jetzt Frau Elisabeth mit demselben Ruf auf den Lippen ins Zimmer trat, sanken auch hier sich Eltern und Kinder erschüttert in die Arme. Selbst Anne vergaß für den Augenblick die Angst um den Geliebten und die Sorge um den Bruder, die sie trug.

Doch die Freudenrufe verstummten, als jetzt die ersten Verwundeten anlangten. Geführt und getragen, auf Karren, Bahren, Stühlen und Bänken, brachte man sie herein. Ein langer Zug von Freund und Feind!

Stumm und ehrerbietig wich die Menge nach zwei Seiten auseinander, und in der Gasse, welche so gebildet wurde, erkannte Anne den Sohn des Hauses, der langsam neben einer Bahre herschritt, auf welcher, halb gedeckt von den Seidenfalten einer großen Fahne, ein Mann gebettet lag.

Mit einem schweren Atemzug und unvermögend, nur ein Wort zu sagen, deutete sie hinaus auf die sich langsam Nähernden.

Frau de Lattre hatte den Sohn erkannt; sie nickte.

„Pierre bringt einen Wunden," sagte sie ruhig. „Was ist dabei? Er weiß, daß ich Vorbereitungen zur Aufnahme solcher gemacht. Oder glaubtest Du, die Stadt könne befreit werden ohne solche Opfer?"

Anne schüttelte den Kopf.

„Mein Bruder," stammelte sie, „Pierre versprach mir, nach ihm zu forschen."

„Thorheit," entgegnete Frau de Lattre ungeduldig. „Wie konnte Pierre so etwas versprechen, und wie sollte er es halten, da niemand weiß, wo Dein Bruder weilt. Überdies," setzte sie nach einem kurzen Schweigen tröstend hinzu, als sie auf Annens bleiche Wangen und bebende Hände sah, „Du siehst ja an der Fahne, daß es einer vom Fußvolk ist."

„Elisabeth," rief Herr de Lattre, der am andern Fenster stand und erst jetzt den Sohn erkannte, „dort bringt Pierre einen,

der Deiner Hülfe bedarf. Gedenke daran, was wir seiner Tapferkeit danken, und laß es ihm nicht mangeln."

„Ich sah es schon," erwiderte die Hausfrau, die sich bereits zum Gehen gewandt. „Er soll haben, was das Haus vermag; wenn es auch freilich nicht viel ist, so soll doch niemand ohne Hülfe von unserer Schwelle scheiden."

Inzwischen waren die Träger mit der Bahre, auf welcher der Verwundete lag, vor dem Hause angelangt, und Katharina, welche sich weit aus dem Fenster gelehnt, wandte sich um.

„Es scheint einer von den Kaiserlichen zu sein," sagte sie langsam nach Anne hinblickend. „Er trägt eine rote Feldbinde und scheint noch jung."

„Er gehört zu dem Fußvolk," nickte ihr diese, ihre Meinung verstehend, zu.

„Von den Kaiserlichen?" rief Frau de Lattre, die schon in der Mitte des Zimmers stand. „Was fällt denn Pierre ein, mir einen fremden Römischen ins Haus zu bringen."

„Er dachte wohl daran, daß diese am wenigsten bereitwillige Hände finden würden," wandte ihr der Gemahl in mildem Tone ein, „und des Herrn Wort von dem barmherzigen Samariter, der nicht erst fragte, woher des Weges und wohin des Zieles, war lebendig in ihm. Hast Du selbst es ihm doch ins Herz gepflanzt, Elisabeth."

„Aber der, welchen der Samariter fand, war allein unter die Räuber und Mörder gefallen. Der Barmherzige ließ nicht neben ihm Freunde hülflos liegen," entgegnete Frau de Lattre abweisend. „Und dann ... ein Römischer ..."

„Ist doch auch ein Mensch, der fühlt und leidet," fiel Katharina ein.

„Und wer sagt Dir denn, daß es ein Römischer ist?" setzte der Ratsherr hinzu. „Denke daran, wie viele Römische auf unserer, wie viele Evangelische auf jener Seite kämpfen."

„Ach nein," entgegnete Frau de Lattre unwirsch, „ich habe jetzt keine Zeit, dem nachzuspüren. Wenn Wunden zu verbinden

sind, so soll man es thun, bevor sich das Leben daran verblutet; zum Bedenken finden sich später Stunden."

Der Ratsherr sah ihr mit lächelndem Kopfschütteln nach, wie sie mit raschen Schritten das Zimmer verließ.

„Mein treues, warmherziges Weib," sagte er dann in weichem Tone. „Wer sie nicht kennt, könnte sich von ihr verleiten lassen, zu glauben, sie sei wirklich so hart, wie sie erscheint."

„Die Mutter hart?" rief Anne erstaunt. „Wer würde das glauben?"

„Scheint sie es nicht zu sein?" fragte Katharina. „Ich habe oft darüber nachgedacht, warum sie wohl andern so erscheinen will?"

„Sie will andern nicht so erscheinen," wehrte der Ratsherr lebhaft. „Sie hält sich damit nur selbst in Schranken; denn in harter Zeit, unter großen Sorgen und in schweren Nöten hat sie selten ihrem Herzen folgen dürfen. Oftmals in unserm langen Leben mußten wir bei fremdem Elend und Jammer die Augen abwenden und die Hand, die gern gegeben hätte, geschlossen halten, um nicht ungetreu zu werden an dem Häuflein, welches uns gegeben war. Schwer nur hat es meine treue Gehülfin gelernt, daß man erst gerecht sein muß, ehe man gütig sein darf, und gar leicht verliert das Weib, welches nicht seinem Herzen folgen darf, die Anmut des Gebens, die auch die kleinste Gabe wertvoll macht."

Von den Wällen und Außenwerken drang noch immer das Getöse des Kampfes herein. Die Menschenmenge, welche vorhin nach dem geöffneten Thore hingedrängt hatte, flutete zurück, und die Glocken begannen ihr lautes feierliches Geläute. Langsam, mit mächtigen Schlägen, schallten sie über die Stadt und weithinaus in die Gefilde, um mit feierlicher, gemessener Stimme die Befreiung der Stadt zu verkündigen.

Aufs tiefste bewegt von dem, was in diesen letzten Tagen ihm das Herz ergriffen, schauerte der greise Ratsherr unter den

mahnenden, rufenden Lauten zusammen und faßte nach dem Fenstersims, um sich zu halten.

Anne legte besorgt den Arm um seine Schulter, und Katharina, die einen Sessel herbeizog, bat:

„Ihr solltet Euch setzen, Herr Vater. Das Stehen ermüdet Euch.“

„Es ist nichts,“ lehnte aber dieser lächelnd die Sorge der Seinen ab. „Freude und Glück haben wohl noch niemand krank gemacht, und nach allem, was ich auf Erden erlebte, erscheint mir der heutige Tag der freudvollste meines Daseins. Das Gute, was uns heute wiederfuhr, beglückt Tausende mit uns und wird fortleben im Andenken der spätesten Enkel.“

Erneute jauchzende Rufe durchzitterten die Luft, als jetzt von der Nürnberger Straße her ein Fähnlein hessischen Fußvolkes heranzog, um zwischen der Menge einen freien Durchgang zu bahnen.

Gleich darauf trat Frau Elisabeth, von Pierre und dem Pfarrer Ammonius gefolgt, in das Zimmer.

„Ein herrlicher, ruhmvoller Sieg,“ rief der letztere in freudiger Aufregung, die Seinen begrüßend. „Die Hessen sind überall mit unwiderstehlicher Tapferkeit vorgedrungen und haben die Kaiserlichen vom Walde her bis an das Steinheimer Thor aus allen ihren Verschanzungen zurückgeworfen, obgleich sich dieselben wahrlich wie Männer schlugen. Unter Ramsais Führung ist die Besatzung ausgebrochen und hat dem Landgrafen, der eben mit General Lesle und andern Befehlshabern einreitet, den Weg gebahnt. . . . . Der Hauptmann von Trott ging wie ein Löwe voran,“ setzte er dann zu Anne gewandt hinzu. „Ich sah, wie er einem hessischen Haufen zu Hülfe eilte, den die Verteidiger einer Schanze mehrmals zurückgeworfen hatten.“

„Und?“ fragte Anne, aus deren Wangen alles Blut gewichen war.

„Die Hessen sind unter seiner Anführung Sieger geblieben, wie ich hörte, sie führen eine große Anzahl Gefangene herein.“

„Einen davon hat uns Pierre schon ins Haus gebracht," sagte Frau de Lattre.

„Einen Gefangenen?" fragte der Pfarrer erstaunt.

„Einen Verwundeten," verbesserte Pierre. „Einen jungen Fähnrich, der schwer zu leiden scheint."

„Wie kommst Du dazu?" fragte Ammonius. „Der Rat der Stadt wird für die feindlichen Verwundeten sorgen."

„Es werden der Stadt außer ihm noch genug verbleiben," entgegnete Pierre, „und ich versprach einem seiner Kameraden treuste Sorge für ihn. Konnte ich solche bessern Händen anvertrauen als denen meiner Mutter?"

„Wem versprachst Du das?" fragte diese verwundert, mit einer Bewegung der Hand, die jedes Lob ablehnte.

„Dem gefangenen Fähnrich eines Reiterregiments," antwortete Pierre und sah nach Anne hin, die neben dem Vater im Fenster lehnte und die Worte nicht verstand.

Die Glocken, welche eine kurze Zeit geschwiegen, begannen wieder ihr Geläute, und der näher kommende Schall von Trommeln, der alle Anwesenden an die Fenster zog, unterbrach den Bericht.

„Der Landgraf wird mit seinen Begleitern hier vorüber nach der Altstadt ziehen," sagte der Pfarrer. „Er will dort in der Kirche einen Dankgottesdienst feiern und dann im Schloß sein Mahl beim General Ramsai einnehmen. — Ihr werdet den edeln Herrn gealtert finden, Vater," wandte er sich Herrn de Lattre zu. „Man sieht ihm an, daß Mühen und Sorgen schwer auf ihm lasten, und daß er der Ruhe und Erholung bedarf."

Niemand antwortete; denn aller Aufmerksamkeit war jetzt nach draußen gerichtet, wo eben mehrere Fähnlein des hessischen Leib-Regimentes unter Trommelschlag und mit flatternden Fahnen auf den Markt einbogen. Ihnen folgten eine große Anzahl Kriegsobersten und Hauptleute zu Pferd, zwischen denen die gefangenen Kaiserlichen Offiziere aller Grade gesenkten Hauptes einherschritten.

Lautlos ließ die Bevölkerung den Zug vorübergehen, aber stürmisch erhoben sich die Freudenrufe, als dann der Landgraf Wilhelm, mit den Generalen Ramsai und Lesle zur Seite, hinter einer Abteilung seiner hessischen Reiterei folgte. Er war in voller Rüstung mit glänzendem Brustharnisch und hielt den Hut mit den wallenden roten und weißen Federn zum Gruße in der Hand. Freundlich ernst winkte er mit demselben der jauchzenden Bevölkerung zu, und als er jetzt die schwermütigen dunkeln Augen zu den Fenstern des ihm wohlbekannten Ratsherrn hob und auch ihn mit gütigem Nicken begrüßte, beugte sich der Greis mit einem laut gerufenen Segenswunsche weit hinaus. So blieb er, so lange sein Auge noch dem verehrten Fürsten zu folgen vermochte. Als er sich dann endlich langsam aufrichtete, lag auf seinem Angesicht ein Ausdruck, den seine Hausfrau noch niemals darauf erschaut.

„Esaias,“ sagte sie innig, als sie ihn wanken sah, und während sie ihn mit der Linken umfaßte, hielt sie mit der Rechten seine Hand.

Er ließ sich von ihr stützen und wandte ihr seine liebevollen Augen zu. Wie in den Tagen seiner Jugend, da sie zum ersten Male seinen Namen genannt, war ihm dieser soeben von ihren Lippen erklungen, und wie im traumhaften Fluge zogen in einem einzigen Augenblick alle die langen Jahre an seiner Seele vorüber, die er an seines Weibes Seite verlebt.

Er wollte eine Bewegung machen, aber die Kräfte versagten ihm. Der Pfarrer und Pierre sprangen hinzu und halfen der Mutter, ihn in den Sessel zu bringen, den Katharina herbeirückte.

„Du mußt ruhen, Esaias,“ sagte Frau Elisabeth, sich zu ihm niederbeugend. „Es ist zu viel für Dich.“

Er erhob die Hand und strich sanft über den grauen Scheitel der Frau.

„Mein geliebtes Weib,“ sagte er leise. „Ich danke Gott innig, daß er mich diese Stunde erleben ließ.“ Dann erhob er

die Blicke zu den Seinen, die ihn stumm umstanden. Alle gewahrten die Veränderung, welche sich langsam, als ob ein Schleier hinweggezogen würde, auf dem friedlichen Greisenantlitz ausbreitete, und niemand wagte, mit einem Wort die Stille zu unterbrechen.

Anne war neben dem Sessel niedergekniet und sah mit thränenden Augen zu dem geliebten Vater auf.

Wie segnend legte er seine zitternde Hand auf ihr Haupt.

„Gräme Dich nicht," sagte er in ermutigendem Ton. „Derselbe Gott, der Dein Leben bis heute gnädiglich führte, wird Dich auch ferner geleiten, und Dein Bruder . . ." er brach ab und sah suchend umher, „der Hauptmann . . . Ernst Ludwig . . . wird Dir zur Seite . . ." So kamen die Worte dann keuchend von seinen nach Atem ringenden Lippen. Die Hand, welche er zu erheben versuchte, fiel schwer herab, und der Kopf sank zur Seite.

Frau Elisabeth beugte sich vor und wies die Nähertretenden zurück. Bleich wie eine Tote, wortlos, ruhig und gefaßt schob sie ihren Arm um die zusammenbrechende Gestalt des Gatten und bettete sein Haupt an ihrer Brust.

„Mein Esaias," sagte sie mit einem Ton dicht an seinem Ohr, der ihren umstehenden Kindern die Thränen in die Augen trieb und das entfliehende Leben des Greises zurückrief. Er schlug die herabgesunkenen Augenlider auf und ließ seine Blicke lange auf dem Antlitz seiner Gefährtin ruhen.

„Sage mit mir . . . Elisabeth . . . Herr . . . nun lässest Du . . ." flüsterte er in abgebrochenen Lauten, während seine Lider wieder schwer auf die erlöschenden Augensterne sanken.

„Deinen Diener in Frieden scheiden," fügte Frau de Lattre mit klarer fester Stimme hinzu. Die Worte erreichten sein Ohr; ein letztes beseligtes Lächeln glitt über das edle Antlitz und blieb darauf stehen.

Die Matrone beugte sich herab und drückte ihre warmen

Lippen auf die weiße Stirn, die unter ihrem Kuß erkaltete, bis mit einem letzten Seufzer die leise und leiser werdenden Atemzüge erstarben.

„Er hat einen guten Kampf gekämpft und hat Glauben gehalten bis in den Tod,“ sagte der Pfarrer, der Katharina fest umschlungen hielt, und legte seine Hand auf Frau Elisabeths Arm. Sie zuckte bei der Berührung zusammen und richtete sich auf, ohne den Gemahl aus den Armen zu lassen. Ihre Augen waren thränenlos, aber sie sah umher, als erkenne sie die nicht, die um sie standen, und auf ihren schönen, ernsten Zügen lag ein solcher Schmerz, daß Katharina laut aufschluchzend sie in ihre Arme zu ziehen versuchte. Jedoch sie wehrte der Tochter, und ihr Antlitz wieder dem Gestorbenen zuwendend, fielen ihre Augen auf Anne, die aufgelöst in Schmerz zu des Toten Füßen kniete.

„Katharina,“ sagte sie sanft und leise, und blickte von der Tochter zu dem jungen Mädchen hin, „sie war des Vaters letzte Erdensorge.“

„Und wird uns allen heilig und teuer sein, so lange wir leben,“ erwiderte diese ebenso und beugte sich herab, um Anne in die Höhe und in ihre Arme zu ziehen.

Unterdessen war, durch Pierre herbeigerufen, der Arzt hereingekommen, dessen Hülfe man für den Verwundeten in Anspruch genommen hatte, und mit ihm zugleich waren die Dienstboten des Hauses eingetreten. Bei der hierdurch entstandenen Bewegung hatte niemand das Kommen eines fremden Offiziers beachtet, der eine kurze Weile wie gebannt auf der Schwelle stand.

Seine Blicke flogen unruhig suchend über die Anwesenden hin und blieben an Anne hängen, die noch immer, von Katharina umfangen, dastand. Er trat einen Schritt voran, und beim Klirren seiner Sporen sah das Mädchen auf.

Ihre Augen begegneten den seinen; sie richtete sich auf, und

sich hastig aus Katharinas Armen befreiend, fuhr sie mit der Hand über die Stirn, setzte den Fuß vor und zögerte doch zu gehen.

„Anne?“ sagte da der Fremde halblaut fragend und breitete die Arme aus.

Mit einem leichten Schrei eilte die Gerufene einige Schritte voran und blieb wieder zagend stehen.

Bei dem leisen Ruf hatten sich alle Anwesenden umgewandt und sahen mit Erstaunen zu dem Fremden hin, den die rote Feldbinde als einen Kaiserlichen Offizier bezeichnete, und dessen Anwesenheit sich niemand zu erklären vermochte.

Auch Frau Elisabeth hatte sich beim Klang der Stimme in die Höhe gerichtet. Einen Augenblick starrte sie verwundert die fremde Erscheinung an; dann aber flog es wie ein Erkennen über ihre Züge.

Langsam zog sie den Arm unter des Gemahls Haupt zurück, und faßte nach Annens Hand.

„Junker Wolf Herbord,“ sagte sie mit leiser klarer Stimme, und führte das Mädchen dem Fremden entgegen. „Hier ist das Kind, welches Ihr einst unserer Hut vertrautet, und welches Ihr nun wohl zu fordern kommt, da ihr der Vater gestorben. Anne, siehe, dies ist Dein Bruder.“

Und bevor diese noch wußte, wie es geschehen, fühlte sie sich von des Bruders Armen umschlungen und seine Küsse auf ihren Wangen brennen.

O wie oft hatte sie sich in ihren Träumen diese Stunde ersehnt, und wie oft hatte sie Gott um Gewährung dieses Glückes angefleht! Und nun es ihr gegeben war, war es so vollkommen, wie sie geträumt?

Stumm machte sie sich von des Bruders Armen frei, und seine Hand ergreifend, führte sie ihn zu der Leiche dessen, den sie Vater genannt.

„Er ist gestorben,“ sagte sie leise, „mit einem Segens-

wunsch für mich auf den Lippen, der sich mir schon erfüllt hat; Du aber kannst ihm seine treue Sorge für mich nicht mehr danken."

„Er weiß es nun, wie warm ich ihm von je im Herzen gedankt," sagte der Junker von Buchenau und beugte sich nieder, um die kalte Hand des Greises zu küssen.



Zehntes Kapitel.

Der Entsatz von Hanau hatte des Landgrafen Ruhm und Ansehen bei der evangelischen Partei vermehrt und ein Bündnis mit ihm doppelt wertvoll gemacht, in Wien aber die übelste Stimmung gegen ihn hervorgerufen. Zwar zeigte man sich dort anfänglich geneigt, die Friedensverhandlungen fortzusetzen, weshalb der Landgraf seine Truppen in Quartiere der kleineren Städte legte und das schwedische Hülfsheer entließ. Dasselbe hatte ihm bei dem Rückzug durch das Darmstädtische Oberhessen durch Raub und Plünderung den schlimmsten Verdruß mit seinem Vetter, dem Landgrafen Georg bereitet, und Wilhelm war daher froh, so arge Freunde entbehren zu können.

Anstatt der erwarteten Friedensvorschläge erschienen jedoch zwölftausend Kroaten unter dem grausamen Parteigänger Johannes von Götz und drangen, unterstützt vom Landgrafen von Darmstadt, durch die Wetterau bis Ziegenhain vor. Sie nahmen Amöneburg, plünderten Treysa, äscherten Neukirchen und Schwarzenborn ein, wandten sich nach Hersfeld und rückten dann nach Homberg vor.

Hier trafen sie auf den heftigsten Widerstand.

Der Adel der Umgegend, Bauern und Bürger verteidigten Stadt und Schloß mit heldenhafter Tapferkeit, mußten sich aber, durch Wassermangel gezwungen, ergeben, eine wöchentliche Kontribution von eintausend achthundert Thalern zahlen und

daneben eine viermonatliche Kaiserliche Besatzung erdulden, die Schloß und Rathaus, in welchen beiden sich die wertvollsten Urkunden befanden, vor ihrem Abzug mutwillig verbrannte.

Ebenso grausam hauste Peter, des Generals Johann von Götz Bruder, in Hersfeld, bis es dem Landgrafen dann endlich gelungen war, einen Teil seines Heeres mit dem des schwedischen Generals Banèr in Westfalen zu vereinigen und die Feinde zum Abzug zu zwingen.

Inzwischen hatte sich der Kaiser Ferdinand II. zum Kurfürstentag nach Regensburg begeben und dort, bevor die Versammlung vollzählig war, die Achterklärung gegen den Landgrafen Wilhelm beantragt: „weil er die Kaiserliche Geduld mißbraucht, *Hanau entsetzt, dadurch öffentlicher Friedensbrecher und des Reiches Feind geworden sei.*“

Infolgedessen wurde derselbe seiner Lande, Würden und Leute für verlustig erklärt, seine Diener, Landstände, Lehnsleute und Unterthanen wurden der Pflichten gegen ihn entbunden und angewiesen, dem Landgrafen Georg von Darmstadt den Eid der Treue zu leisten.

So hatten sich also durch die Befreiung Hanaus die Drangsale für des Fürsten eigenes Land von allen Seiten gemehrt, und obwohl Wilhelm sich auf die Treue seines Volkes verlassen konnte, so reichten doch seine Kräfte zur Abwehr aller dieser Gefahren nicht aus, und er mußte sich nach einem Zufluchtsort für seine Familie und nach Hülfe durch anderweitige Bündnisse umsehen.

Er ging deshalb Ende August nach dem Haag, um persönlich mit dem Statthalter Friedrich Heinrich von Oranien zu unterhandeln, während seine Stände gleichwie die von Darmstadt sich vergebens bemühten, ihn mit seinem Vetter Georg zu versöhnen.

Unter diesen Bemühungen war das Jahr 1636 verstrichen, und den Hoffnungen, welche am 15. Februar 1637 der Tod Kaiser Ferdinands II. erweckte, folgte alsbald die Enttäuschung; denn sein Sohn und Nachfolger Ferdinand III. zögerte keinen

Augenblick, in des Vaters Fußstapfen zu treten und vernichtete sofort alle auf ihn gesetzten Erwartungen der Evangelischen.

Er erneute schon am 24. April die gegen den Landgrafen ausgesprochene Acht und wies dessen Stände, Lehnsleute, Beamte und Unterthanen bei Strafe und Verlust ihrer Lehen, ihres Leibes und Lebens, ihrer Habe und Güter zur Eidesleistung und Huldigung an den Landgrafen Georg.

Jedoch im Lande zu Hessen knüpfte dieses Kaiserliche Machtwort die alten Bande der Treue nur fester, und der Kaiser schickte sich an, dieselben mit allen ihm zu Gebote stehenden Schrecknissen zu zerreißen.

Unmenschliche Marter, qualvolle Grausamkeiten und unerhörte Verwüstung hat er über das Land verhängt; aber die angestammte Liebe und beschworene Treue hat er damit nicht bezwungen.

Schon früher waren von Fulda her unter ihren Obersten Forgacs und Korpes neue Kroatenbanden in Hessen eingerückt, und mit dem Gründonnerstag des Jahres 1637 begann für das arme Land die Kreuz- und Marterzeit, welche es niemals wieder ganz verschmerzt hat.

Von allen Seiten zogen die Feinde heran. Von Kreuzburg und Wannfried rückte Geleen mit Butlers Dragonern und Speerreuters Fußregiment an, während Lamboi und Wahl von Westfalen her einfielen und sich die entsetzten, fliehenden Einwohner in die Arme trieben. Der verzweifelte Widerstand, welchen die im Lande stehenden Regimenter, die zusammengerotteten Bauern, der Adel und die Bürger leisteten, wurde durch die feindliche Übermacht gebrochen und vernichtet, und als endlich die Feinde abzogen, waren achtzehn Städte, sieben und vierzig Burgsitze, mehr als hundert Dörfer verbrannt, verwüstet und zerstört, und ein Drittel der Einwohner, Männer, Weiber und Kinder, getötet, verhungert oder an der Pest gestorben.

Der Landgraf, welcher mit sechs Fuß- und sieben Reiterregimentern nach Westfalen vorgedrungen war, hatte seine

Gemahlin mit den Kindern erst nach Rinteln, dann nach Bremen in Sicherheit gebracht und zog nun mit seinem Heere in das reiche, vom Krieg noch wenig berührte Ostfriesland, wo er sich im Einverständnis mit dem Statthalter Friedrich Heinrich von Oranien festsetzte, und sandte von hier aus Lebensmittel und Vieh in das gänzlich ausgesogene Hessen.

Kassel hatte trotz mannigfacher Bedrohung während dieser schweren Zeit weder eine Belagerung erlitten, noch hatten fremde Truppen seine Straßen betreten; aber durch die Überfüllung der Stadt mit den aus verwüsteten Orten geflüchteten Bewohnern war die Pest hier ausgebrochen, und vor ihrem Schrecken floh nun wieder, wer irgend konnte, hinaus aufs Land.

Auch die Gemahlin des General=Kriegskommissars und Obervorstehers Otto von der Malsburg, Frau Maria, hatte ihr Haus am St. Martinsplatz zu Kassel mit den Ihrigen verlassen und in den ersten Tagen des September ihr festes Schloß Elmarshausen, unweit Wolfhagen bezogen.

Nur streifende Banden der feindlichen Heere waren bis in die hinter dem Habichtswald gelegene Gegend gedrungen, und der Gutsmeier hatte der Herrin berichtet, daß es ihm nicht nur gelungen sei, das Vieh und einen Teil der reichen Ernte in den großen Waldungen der Umgebung zu bergen, sondern daß auch noch auf eine große Obsternte zu hoffen sei. — In Wolfhagen waren einige Fähnlein des grünen Regiments eingelegt, die, unter dem Befehl des jungen Hauptmanns Eckebrecht von der Malsburg stehend, dem Schloß soviel Schutz und Sicherheit gaben, als in dieser Kriegszeit überall zu erwarten stand.

Nach der Ankunft Frau Marias, mit welcher, außer ihrer einzigen noch unvermählten Tochter Dorothea, auch Anne von Buchenau als Gast eingetroffen war, hatte Eckebrecht einen Teil seiner Leute im Meierhofe untergebracht, der hinter dem Schlosse belegen, mit dem ältesten und düstersten Flügel desselben in Verbindung stand; und das gab ihm die erwünschte Gelegenheit,

noch öfter hier einzukehren, als ihm seine nahe Verwandtschaft mit dem in Friesland weilenden Hausherrn gestattete.

Die alte feste Thalburg, welcher verschiedene Generationen des alten Geschlechtes je nach Bedürfnis und Laune Anbauten zugefügt hatten, war dadurch zu einem Schlosse von seltener Größe und Stattlichkeit herangewachsen und bildete nun ein von breiten Wassergräben umgebenes Viereck, welches einen düstern, engen Hof umschloß. Ein einziges breites, aber niedrig gewölbtes Thor, das durch eine über den Graben führende Zugbrücke geschützt war, führte zu ihm ein und sicherte ebenso wie die hohe Ringmauer, welche die sämtlichen Gebäude und Gärten umschloß, vor plötzlichem Überfall.

Wie in allen Behausungen des Adels auf dem Lande, so hatte auch im Schlosse Elmarshausen das große Wohngemach etwas von dem Aussehen der alten Ritterhallen bewahrt und zeigte in seiner einfachen Einrichtung wenig von dem Reichtum, der sich in den städtischen Häusern kundgab. Es lag in dem neusten, mit Türmen, Erkern und verzierten Giebeln geschmückten Flügel des Baues und ging durch dessen ganze Tiefe, so daß man aus seinen Fenstern nicht nur den innern Schloßhof, sondern auch den großen freien Platz übersehen konnte, der zwischen der Ringmauer mit dem Eingangsthor und dem Wassergraben mit der Zugbrücke belegen war.

Die Sessel des Hausherrn und der Hausfrau, welche früher auf dem erhöhten Herrensitz ihren Platz am Feuer des Kamines gehabt, waren jetzt, wo ein mächtiger, weitvorspringender Kachelofen den Raum genügend erwärmte und den Sitz am Feuer entbehrlich machte, in die breiten tiefen Fensternischen gerückt, oder standen, wenn die langen Winterabende die Hausgenossen versammelten, einander gegenüber vor dem großen Tisch, der die Mitte des Zimmers einnahm.

Wohl kam es noch vor, daß tagsüber neben der Hausfrau die Schaffnerin oder saubere Mägde am Spinnrocken und Webstuhle beschäftigt saßen; aber niemals mehr teilte der Reisige oder

Knecht die Ehre, mit seinem Herrn im Wohngemach zu verweilen, und noch weniger saß das Ingesinde hier mit am Mahle.

Herrschaft und Dienerschaft waren durch keine Gemeinsamkeit mehr verbunden und durch mehr als nur eine Schwelle geschieden.

Und dennoch war die Schranke, welche die Stände voneinander getrennt hatte, leichter übersteigbar geworden! Es konnte jetzt auch dem niedriggeborenen Manne gelingen, sich die Rechte des Adels zu erwerben und in den Reihen der Edelleute zu leben; denn Wissen und Geld waren eine Macht geworden, welche die alten Grenzen verrückt hatte. Wer an eine volle Geldkatze schlagen konnte, vermochte sich in Wien gar leicht Adel und damit Ansehen zu kaufen, den wiederum andere, wie einst die Väter der alten Geschlechter, durch Tüchtigkeit im Rate ihrer Fürsten oder durch Tapferkeit und geschickte Führung auf dem Schlachtfelde sich errangen, oft wohl auch nur durch die Liebe und Bevorzugung, welche sie an einem der zahlreichen kleinen Höfe genossen, zugeteilt erhielten, und das hatte den Unterschied der Stände vielfach verwischt.

Die Bildung und Gesittung war, seit Luther, Hutten und andere ihre Schriften in deutscher Sprache herausgegeben hatten, zwar nicht mehr auf die Klöster und den kleinen Kreis der Gelehrten beschränkt, aber sie war doch allein noch ausschließliches Eigentum der bessern Stände, der Bürger und höhern Handwerker und trennte nun den Bauern, den niedern Arbeiter, das Gesinde und den Hörigen mehr als jemals von den Herren. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit war schon erloschen, als der Krieg nun auch gewaltig an dem letzten Rest der Vergangenheit, dem alten Besitzstand rüttelte. Nur die Reicheren unter den Adelsfamilien vermochten es, ihn sich ungeschmälert zu erhalten, und viel von dem Landbesitz geriet damals in bürgerliche Hände. Auch die gemeinsamen Gefahren, welche es zu bestehen gab, hatten die Stände einander genähert, und obgleich der Adel überall eifrig sich bemühte, die Schranke zu erhalten, welche er zwischen

sich und Bürgertum fast unübersteiglich errichtet, so hatte doch in dieser Zeit sich mancher Ritter sein Weib in reichem ansehnlichen Bürgerhause gefreit, und ebenso oft wohl schaltete die Tochter aus altem Geschlecht als ehrbare Hausfrau im Eigentum des geachteten Kaufherrn.

Nur langsam hatten diese Änderungen sich vollzogen; viele waren sich derselben gar nicht bewußt geworden, und wenn die Eltern den Kindern aus den goldenen Tagen ihrer Jugend erzählten, so konnte man wohl merken, daß sie hofften, jene Zeit, die so glänzend in ihren Erinnerungen lebte, würde mit dem ersehnten Frieden wiederkehren.

Aber die Jüngern lächelten dazu und freuten sich wohl gar, daß solche Beschränktheit und altväterischer Brauch sie nicht mehr belästigte; denn sie glaubten es nicht, daß sie an Stelle der alten wieder eine neue Beschränkung sich aufrichteten. Umständlich und weitläufig waren die alten Sitten und Bräuche gewesen; vieles Formenwesen mußte bedacht und beachtet sein, bevor man sich freundschaftlichen Verkehrs erfreuen durfte, aber das, was jenes steife Ceremoniell leicht gemacht hatte zu erhalten: die Trennung der Stände untereinander, das mußte nun, da der Adel seine Sonderstellung behaupten wollte, die vornehme Geringschätzung thun, mit welcher er auf alles herabsah, was außerhalb seines Kreises lag.

Frau Maria von der Malsburg war sich dieser weniger bewußt als Dorothea, das Kind seiner Zeit. Erstere hing an den alten Bräuchen und hielt sie um sich her aufrecht, soweit sie konnte.

Mit vielem Behagen erzählte sie einige Tage nach ihrer Ankunft in Elmarshausen ihrem jungen Gast und der Tochter von dem feierlichen Prunk, mit welchem man sie hier empfangen, als der Gemahl sie zum ersten Male als junge Hausfrau in das Schloß seiner Ahnen geführt.

Sie ging, während sie sprach, geschäftig in dem großen Gemach hin und her, legte Decken auf die Tische und schob

die Sessel und Schemel zurecht, damit sie bequeme Ruheplätze boten.

Mit Stolz zeigte sie dabei Anne manch prächtiges Tafelgerät, Becher, Humpen, Schüsseln und sonstige kostbare Schaustücke aus wertvollem Material, die, von den Vorfahren erworben und gesammelt, in einem Schrein aufbewahrt wurden, der mit großer Kunst in die schöne Täfelung der Wand eingefügt war.

Daß alle diese seltenen Stücke, welche mit den Erinnerungen an die Vorfahren verknüpft waren, der Beutelust der streifenden Banden entgangen, erfüllte sie mit herzlicher Freude, und sie bemerkte mit Erstaunen, daß sich Annens Augen während ihrer lebhaften Erzählung mit Thränen gefüllt hatten.

„Weinst Du?“ fragte sie näher zu dem Tisch am Fenster tretend, an dem die jungen Mädchen stickend saßen. „Rührt es Dich, diese alten Dinge zu sehen?“

Anne nickte. Sie sah bleich aus, und die schwarze Trauerkleidung, welche sie noch immer trug, sowie der Zug von Leid, der über ihr sanftes Antlitz gebreitet lag, ließen sie zarter und jünger als Dorothea erscheinen, obgleich sie älter war als diese.

„Verzeiht mir, gnädige Frau,“ sagte sie mit einem Versuch zu lächeln; „denn ich muß Euch thöricht erscheinen. Aber Eure Freude gemahnt mich an die Pflegemutter, welcher auch die alten Dinge, die sie noch von ihren Eltern und Vordern besaß, kostbarer und wertvoller erschienen, als manche bessere Habe. Auch mühten sich die Eltern und Katharina Ammonius stets mit freundlicher Gesinnung, den Waisen, für welche die Stadt Hanau sorgte, eine oder die andere Erinnerung an die Heimat zu bewahren. Nur ich besitze nichts von solch teuerm Gut, und schmerzlich fühle ich dabei, wie losgelöst von der Vergangenheit und wie einsam Wolf Herbord und ich sind.“

„Du wirst in Buchenau auch noch eines oder das andere finden, was Deine Eltern einst besaßen ....“ tröstete Frau von der Malsburg, aber Anne fiel ihr ins Wort:

„Als mein Bruder dort war,“ sagte sie, „um sein Besitzrecht

geltend zu machen, fand er alles zerstört, geplündert und ausgeraubt, wie Ihr ja wißt. Selbst die Fenster und Thüren fehlen und von dem Heim, welches so traulich in seinem Herzen lebte, war nichts erhalten als die kahlen Mauern."

„Aber immerhin sind es dieselben guten alten Mauern, die seit Jahrhunderten Deinem Geschlechte Schutz und Schirm gegeben," versetzte Frau Maria ermutigend, „und auch Dein Bruder wird sich den Herd wieder dort erbauen. Der Anfang ist schon gemacht; denn seine Lehnsrechte sind anerkannt, und der Bischof von Fulda wird ebenso wenig zögern, ihm die Lehnsbriefe zu erteilen, wie der Landgraf es that. Die Landesherren, mögen es nun Fürsten oder Bischöfe sein, sind jetzt alle froh, wenn Adel und Bauern sich wieder ansässig machen. Die Verwüstung, welche dadurch entsteht, daß sich alles in die Städte drängt oder zu den Fahnen läuft, schädigt das gesamte Land. Man fängt an, dies in den Fürstenschlössern zu begreifen, und ist nicht mehr so beeifert, die verlassenen Lehen einzuziehen, wie im Anfang des Krieges."

Anne seufzte tief, antwortete aber nichts auf die tröstlichen Worte der gütigen Hausfrau, und diese fuhr fort:

„Nein, in der That, Anne, Du darfst Dich nicht nur trüben Gedanken hingeben. Die Gefangennehmung Deines Bruders ist ein wirklicher Glücksfall für ihn gewesen, denn sie hat ihn in das Land seiner Geburt zurückgeführt, und das Gut seiner Eltern wird ihm hier fast mühelos zu teil."

„Durch Eures Gemahls Güte, gnädige Frau," entgegnete Anne warm. „Wäre er nicht der Freund meines in Gott ruhenden Pflegevaters und gerade in jenen traurig-schönen Stunden in Hanau anwesend gewesen, wer weiß . . .?"

„Aber es war so," fiel Frau von der Malsburg dem jungen Mädchen ein wenig ungeduldig ins Wort. „Gott fügte alles so, wie es zu Euerm Besten diente, und das muß Dich mit dankbarem Vertrauen erfüllen. Blicke zurück auf Dein und Deines Bruders Leben und frage Dich, wann es Euch je an gnädiger

Führung gefehlt? Warum willst Du für die Zukunft bangen? Ihr werdet in dem alten Erbe wohnen, und ein junges Geschlecht wird um Wolf Herbord erblühen."

„Mein Bruder denkt jetzt nur an mich und giebt dem Gedanken an eine Heirat keinen Raum um meinetwillen," entgegnete Anne.

„Er glaubt, Dich lange Jahre vernachlässigt zu haben, und will nun versuchen, seine Versäumnis nachzuholen und nur Dir zu leben, so weit es ihm die Zeit und sein Schicksal erlaubt," bestätigte Frau Maria. „Jedoch auch Dich wird ein anderer begehren und dann . . ."

„Er versäumte nichts gegen mich," unterbrach Anne die Redende mit einer abwehrenden Bewegung der Hand. „Er sorgte mehr als brüderlich für mich. Es waren große Summen, die er dem Vater gesandt, und was mir dann nach dem Tode meiner teuern Pflegemutter zufiel, macht mich ja fast reich."

„Das ist es, was ihn drückt," antwortete Frau von der Malsburg, „daß Fremde Dir soviel . . ."

„Fremde!" rief Anne und erhob bittend die Hände, „o, gnädige Frau, nennt niemals so die teuern Verehrten, die mir alles, alles gaben, was ein glückliches Kind bedarf. In ihrem Hause fand ich Liebe, Heimat, Geschwister, Freude und Frieden. Sie verstanden, mir alles freundlich erscheinen zu lassen, was in meinem Geschick schmerzlich war, und immer werde ich mich ihnen zugehörig fühlen. Wo eines der Geschwister weilt, da werde ich immer eine Heimat finden, und nur mein Wunsch, Wolf Herbord nahe zu sein, und der Gedanke, hier in Hessen . . . vielleicht etwas . . . etwas von . . . dem Andern zu hören, machte Katharina Ammonius meiner Bitte, Eure gütige Einladung annehmen zu dürfen, geneigt."

Anne hatte die letzten Worte mit Überwindung, stockend und errötend gesprochen, und als sie schwieg, trat eine längere Stille ein. Frau von der Malsburg verschloß den Schrein, welcher die alten Erbstücke enthielt, und verließ das Gemach.

Es herrschte längere Zeit Schweigen im Zimmer. Anne bog sich öfter aus dem Fenster, um nach dem äußern Thore zu sehen, neben dem zwei starke Bluthunde an kurzen eisernen Ketten lagen, und Dorotheas Augen folgten ihren Bewegungen mit teilnahmsvollen Blicken.

„Anne," sagte sie dann endlich herzlich, „Anne, wollt Ihr mir nicht sagen, wer „der andere" ist, von dem Ihr hier Nachricht erwartet?"

Die Angeredete schrak zusammen, und Röte und Blässe wechselte auf ihren Wangen.

„Zürnt mir nicht, Fräulein," entgegnete sie, „aber ich kann, ich darf Euern Wunsch nicht erfüllen."

„Wir wissen," fuhr Dorothea nach kurzem Sinnen unbeirrt fort, „daß Ihr nicht nur um Eure Pflegeeltern trauert, sondern daß Ihr auch um einen weint, dessen Weib Ihr werden solltet, und um dessen Geschick Ihr bangt. Kann ich Euch nicht helfen?"

„Nein," versetzte Anne leise. „Ihr könnt es nicht, und niemand kann es. Ich muß geduldig warten."

„Warten?" fragte Dorothea erstaunt, „worauf?"

„Auf ihn', dessen Namen ich Euch verschweigen muß, von dem wir aber glauben, Wolf Herbord und ich, daß er lebt."

„Ihr seid ihm angelobt und wißt nicht, ob er lebt?"

„Nein, Fräulein," entgegnete Anne, „aber wir glauben es aus mancherlei Gründen und hoffen, daß er kommen wird, mich zu fordern, sobald er kann. Die Eltern haben mich ihm gelobt, bevor er in den Kampf ging, der die Stadt frei machte, aus dem er aber nicht wiederkehrte. Wie ich ihn erwartete in jenen Stunden, von denen ich Euch schon oft gesprochen, da der Vater starb, und ich den Bruder fand, das fühlte nur Eine mit mir, die Mutter, die, selbst voll Leid und bittern Wehes, doch die erste war, die nach ihm forschte, als er am Abend jenes Tages in unserm Kreise fehlte."

„Und seitdem?" fragte Dorothea, als Anne stockte.

„Hörte niemand wieder von ihm."

„Und Ihr glaubt, er würde sich hier finden?"

„Nein," entgegnete Anne trübe lächelnd, „das dachte ich nicht; aber er hat seine Heimat hier im Lande und wird in das Haus seines Geschlechts, in dem er für verschollen gilt, zurückkehren, um sein Erbe in Anspruch zu nehmen, sobald er frei ist."

„So glaubt Ihr, daß er in Gefangenschaft geriet?"

Anne nickte.

„Er befand sich nicht unter den Toten," sagte sie, „und das ist meine Hoffnung."

„Aber forschte denn seine Sippe nicht nach ihm?" fragte Dorothea verwundert. „Wie könnt Ihr hoffen, Nachrichten von ihm zu erlangen, wenn Ihr seinen Namen verschweigt?"

„Die Mutter hielt es für recht, und ihre Meinung ist mir teuer," entgegnete Anne. „Er war Waise und seinem Vormund als Knabe schon entlaufen. Niemals hatte er von seinem Leben den Seinigen Kunde gegeben und wollte dies nur persönlich thun. Weil wir die Gründe hierzu nicht kannten, fürchtete die Mutter, ihm Ungelegenheiten zu bereiten, wenn wir nach ihm fragten."

In diesem Augenblick schlugen die Hunde, welche bisher behaglich im warmen Sonnenschein zu schlafen schienen, ein entsetzliches Geheul an. Sich bäumend, zerrten sie an den kurzen Ketten und machten wütende Versuche, sich zu befreien.

Dorothea und Anne beugten sich vor, um zu sehen, wer komme; aber niemand war zu erspähen, und der gemächlich heranschlendernde Wärter hatte Muße, durch freundlichen Zuspruch die aufgeregten Tiere zu besänftigen.

„Es sind unheimliche Tiere," sagte Anne, nach den Hunden blickend. „Ihr Geheul erfüllt mich immer mit der Angst, es könnte ihnen einmal gelingen, sich loszureißen, um sich auf den Kommenden zu stürzen."

„Das wird hoffentlich niemals geschehen," entgegnete Dorothea. „Sie sind blutdürstig wie die Raubtiere und von einer Stärke, der nur wenige gewachsen sein dürften. Aber wir können sie nicht entbehren; denn sie sind die treusten, zuverlässigsten

Wächter, die wir in solcher Zeit haben können. Seht hinaus, Anne, erst jetzt reiten die ein, deren Kommen sie schon vor einer langen Weile verkündigt haben."

Anne bog sich vor, um nach den Reitern zu spähen, die soeben unter dem niedrigen, von der Wohnung des Wächters überbauten Thore erschienen.

Voran ritten zwei Offiziere in der kleidsamen Tracht der Zeit. Über dem weichen Lederkoller trugen sie den blanken Harnisch mit Arm- und Beinschienen, und um die Hüften schlang sich die breite grünseidene Binde, welche durch ihre Farbe den Namen des Regiments bezeichnete, welchem sie angehörten. Auch die Federn auf den großen Filzhüten waren grün und ebenso die Bandschleifen, welche die kurzen Hosen über den bis zu den Knieen reichenden faltigen Stiefeln schlossen. Ihnen folgte ein Herr in ritterlicher Tracht, doch ohne die Abzeichen des Kriegsvolkes, und dann kam nach längerer Weile ein Trupp Berittener, die mit Speeren und kurzen, aber schweren Musketen bewaffnet waren.

„Prinz Friedrich," rief Dorothea erstaunt, als sie die Gäste erkannte, und es war, als ob eine leise Unzufriedenheit über den unerwarteten Besuch aus der Stimme klinge.

„Und mein Bruder mit dem Hauptmann Eckebrecht," sagte Anne, indem sie aufsprang und die große Stickerei, mit welcher sie beschäftigt war, auf den Tisch legte.

Eine hohe Röte hatte Dorotheas Antlitz überzogen, aber sie blieb ruhig sitzen und zog gleichmäßig die bunten Fäden durch den Stoff des Teppichs, an dem sie stickte, während Anne in sichtbarer Erregung sich die Spuren ihrer Arbeit von dem langen faltigen Trauerkleid ablas.

„Darf ich wohl meinem Bruder entgegengehen, Fräulein?" fragte sie unschlüssig und zögernd in der Unkenntnis, wieweit ihr hier die Sitte erlaubte, dem Wunsche ihres Herzens zu folgen.

In dem bürgerlichen Hause, in welchem sie aufgewachsen war, hatte man zwar niemals Höflichkeit und gute Sitte außer acht gelassen, ja gar manches Wort, welches man hier nicht

scheute, und manches Gespräch, dem man hier lachend zuhörte, war dort streng ausgeschlossen geblieben, aber die Formen, an welche man sich hier mit Peinlichkeit band, hatte man dort weniger ängstlich beobachtet. Sie war von Kindheit auf gewöhnt, den Regungen ihres Herzens frei zu folgen und sah sich nun hier einem Zwang und Rücksichten gegenüber, für welche ihr jedes Verständnis fehlte. Das gab ihrem sonst so offenen Wesen eine Zurückhaltung, die sie unbehülflich erscheinen ließ.

Dorothea dagegen waren die einfachen ungezwungenen Formen des bürgerlichen Verkehrs bisher ebenso fremd geblieben, wie im Gespräch das ängstliche Vermeiden jedes anstößigen Wortes. Sie begriff nicht, wie man sich nach einer Seite rückhaltlos offen allen Empfindungen hingeben konnte, um dann wieder jedes Gespräch auszuschließen, welches menschliche Beziehungen und Verhältnisse derb und ungescheut mit den Namen benannte, welche sie trugen. Die öfteren Fragen Annens: „Darf ich?“ „soll ich?“ „muß ich?“ ließen ihr daher diese unselbständig, ja unbedeutend erscheinen, und auch jetzt wieder hatten deren Fragen ihre Ungeduld erregt. Sie sah auf und sagte schärfer, als sie vielleicht wollte:

„Dem Hausherrn und der Hausfrau allein gebührt es, willkommenen Gästen den ersten Gruß zu bieten. Ich wundere mich, daß Ihr das nicht wißt.“ Aber dann gewahrend, wie das bleiche Antlitz jener sich höher färbte, setzte sie freundlich lächelnd hinzu:

„Hat es denn solche Eile für Euch, Anne, den Bruder zu begrüßen, daß Ihr darum die Rechte der Herrin schmälern wollt? Meine Mutter würde es Euch gern vergönnen, an ihrer Seite zu stehen, wie man es vornehmern Gästen ja stets gestattet; aber der Prinz und Eckebrecht würden vermeinen, adlige Sitte sei Euch gänzlich unbekannt.“

„Das ist sie auch, Fräulein,“ entgegnete Anne sanft. „Im Hause meiner teuern Eltern herrschte gute und ehrerbietige Sitte. Ihr dürft glauben, daß keines von uns Kindern es an Liebe und Achtung vor Vater und Mutter fehlen ließ; denn wir lernten

alle frühe schon das einzige Gebot, welches Verheißung hat. aber dem hochwillkommenen Gast den Gruß so schnell wie möglich zu bieten war niemandem verwehrt, und wir jungen Behenden kamen den Eltern darin meist zuvor."

Über Dorotheas ernstes Antlitz flog ein Lächeln.

„Ich wollte Euch nicht beleidigen, Anne," sagte sie zu dieser, die regungslos in der Mitte des Zimmers stand und hinauslauschte, ob nicht die Schritte der Kommenden hörbar wurden. „Ihr dürft nicht vergessen, daß ich Euch Antwort auf eine Frage gab, aber nicht Euch meistern wollte."

„O, thut das doch," rief Anne eifrig dagegen. „Ich folge gern Euerm Rat und möchte nichts thun, was Euch anstößig erscheint. Nur das eine bitte ich: denkt darum, weil ich es anders gewöhnt bin, nicht gering von dem Hause, in welchem ich aufwuchs, noch von den edeln, gütigen Menschen, die mich auferzogen haben."

„Wie könnte und wie dürfte ich das, Anne!" rief Dorothea Sie stand auf, und näher an das junge Mädchen herantretend, legte sie ihren Arm liebkosend um sie her. „Ihr könnt doch unmöglich glauben, ich blickte mit mangelnder Achtung auf den ehrenwerten, fleißigen Bürger herab, der allein in dieser Zeit feststeht und nicht von dem Posten weicht, auf den ihn Gott der Herr gestellt. Ihr solltet einmal hören, wie hoch Seine Fürstliche Gnaden der Landgraf und unsere teuere Frau Landgräfin den Bürgerstand halten, und was beide von ihm allein erhoffen. Amalie Elisabeth nennt ihn den Hort und Hüter deutscher Art und Sitte und verheißt, daß er dereinst, wenn der Frieden kommt, der kräftige Stab und die starke Stütze sein wird, an welcher sich das arme verwilderte, zertretene Volk wieder aufrichtet zu neuem Gedeihen. Aber von uns, von dem Adel geschieden in allen Dingen muß das Bürgertum doch ewig bleiben. Gerade so, wie es bestrebt sein muß, die Schranke aufrechtzuerhalten, die es von dem Bauern und dem fahrenden Volke scheidet, so ist es unsere Pflicht, auch die Rechte und Gewohnheiten nicht fahren zu lassen, welche

uns von ihm trennen. Und da Ihr durch Eure Geburt zu den Unsern gehört, Anne, so müßt Ihr Euch auch unsern Sitten anbequemen."

„Thue ich das nicht, sobald Ihr mich mahnt, Fräulein? Stehe ich nicht hier und warte geduldig, bis mein Bruder von seinem Pferde gestiegen, und die Herren von Eurer Frau Mutter begrüßt sein werden?"

„Das thut Ihr wohl," lächelte Dorothea, „aber mich mit meinem Namen anzureden, wie ich Euch „Anne" nenne, das verweigert Ihr mir standhaft, obgleich ich Euch schon sagte, daß es die Sitte zwischen den Töchtern der alten Geschlechter so erheischt."

„Ach nein, nein," wehrte Anne eifrig. „Glaubt doch nicht, daß dies eine Absicht von mir ist und vergebt mir die alte Gewohnheit!"

Auf dem Vorplatz erklangen die Stimmen und Schritte der Angekommenen.

„An der Schwelle des Gemaches gestattet auch uns die Sitte, die Gäste zu empfangen," sagte Dorothea und führte die Gefährtin weiter vor.

Die Herren, welche sich mit Hülfe der Knechte draußen ihrer Harnische und Waffen entledigt hatten, folgten der voranschreitenden Hausfrau in das Zimmer, und während Prinz Friedrich und Junker Eckebrecht Dorothea begrüßten, konnte Anne sich unbeobachtet der Umarmung des Bruders erfreuen, der in der kleidsamen Rittertracht noch stattlicher, aber auch noch ernster und düsterer erschien als früher.

Das eigentümliche Zusammenfinden der Geschwister nach dem Entsatz von Hanau war durch General Ramsai dem Landgrafen gemeldet worden, und der gefangene Junker von Buchenau erfuhr dessen Teilnahme zunächst durch verschiedene Vergünstigungen und Erleichterungen, die man ihm zu teil werden ließ.

Nach der Sitte jener Zeit wurden Kriegsgefangene, bis zu denjenigen Offizieren hinauf, welche keine Befehlshaberstellen einnahmen,

in das Regiment eingesteckt, in dessen Hände sie geraten waren, und Junker Wolf Herbord mußte es daher als eine besondere Gunst ansehen, daß er dem Grünen Regiment, in dessen Gefangenschaft er sich befand, nur zugeteilt wurde. Er war verpflichtet, demselben an dessen jedesmaligen Aufenthaltsort zu folgen, brauchte aber nicht in seinen Reihen zu dienen, und fühlte dankbar, welch hartes Los ihm damit erspart war.

Und als wenige Monate später Frau Elisabeth de Lattre, die sich nach dem Abscheiden des Gemahls nicht wieder im Leben festzustellen vermochte, diesem im Tode gefolgt war, erfuhr auch Anne einen Teil des Wohlwollens, welches man ihrem Bruder in Hessen entgegentrug, dadurch, daß der General-Kriegskommissar von der Malsburg und seine Hausfrau sie einluden, als Gast ihres Hauses dem Bruder nahe zu sein, bis dessen Angelegenheiten betreffs seines Erbes in Hessen Erledigung gefunden haben würden.

Landgraf Wilhelm, der überall bestrebt war, sich die ihm entfremdeten Glieder des Adels wiederzugewinnen, hatte dem Junker die ihm zustehenden hessischen Lehen bereits erteilt und unterstützte thatkräftig die dieserhalb gepflogenen Unterhandlungen mit dem Bischof von Fulda, so daß seine Gefangennehmung Wolf Herbord dem Ziele, sich das Erbe seines Hauses wiederzugewinnen, näher gebracht hatte, als alles, was er früher zu diesem Zwecke unternommen.

Während Dorothea mit den inzwischen näher getretenen Herren plauderte, hatte Frau Maria die Stühle um den Tisch gerückt, und Anne war ihr behülflich, Teller und Gläser zierlich für den Imbiß zu ordnen, den das Gesinde herzutrug.

Freundlich lud dann die Hausfrau zum Niedersitzen ein und bot dem Junker von Buchenau mit gewinnender Herzlichkeit den Platz an ihrer Linken, während sie dem Prinzen den Sessel an ihrer rechten Seite zurückschob.

Wolf Herbord dankte ihr wärmer, als es andern gegenüber in seiner Art lag; denn er empfand das einfache, heitere Wesen

der Hausfrau um so wohlthuender, als es seiner ernsthaften grübelnden Sinnesweise so ganz entgegengesetzt war.

„Nun unterhaltet Euch aber auch gut, Junker," sagte sie ihm heiter. „Schüttelt die Sorgen der Zeit Euch mehr vom Herzen, als Ihr bisher gethan, und denkt daran, daß wir sie weder verschuldet haben, noch sie ändern können. Das muß uns in schlimmen Tagen trösten und in guten erfreuen."

„Und thue ich das nicht?" fragte Buchenau sich setzend.

„Ihr vermögt es nicht immer und laßt Euch allzuoft von dem Joch der Vergangenheit niederdrücken, ohne mit frohem Vertrauen in die Zukunft zu blicken."

„Woher soll bei einem Blick in die Zukunft frohes Vertrauen kommen, gnädige Frau?"

„Woher?" lachte die Hausfrau, „das kann ich Euch freilich nicht sagen; denn Gutes oder Schlimmes pflegt fast niemals von da zu kommen, von wo wir es hoffen oder fürchten; aber man darf nur die Erwartung niemals aufgeben, daß es kommen kann."

„Das Schlimme," sagte der Junker im Tone ernster Bestätigung.

„Oh, nun bin ich schon mit Euch zufrieden, Herr von Buchenau," rief Frau von der Malsburg munter. „Wenn Ihr anfangt, es genau zu nehmen und die Worte zu wägen, die Ihr gut genug verstanden habt, so seid Ihr in Eurer besten Laune."

„Nun, und Du, Käthe," wandte sie sich zu einem kleinen Mädchen von etwa acht Jahren um, das ziemlich verlegen hereingekommen war und nun zutraulich an den Knieen des Junkers von Buchenau lehnte. „Du hast wohl heute nur einen Gruß für Deinen Freund, den Junker?" Die Kleine war die Nichte der Hausfrau, ihres Bruders, des Hofmarschalls von Günderode Tochter und während der Abwesenheit ihrer Eltern, die beide mit dem Landgrafen und der Landgräfin in Ostfriesland und Bremen weilten, der Base anvertraut. Sie war ein schönes Kind, und ihr sanfter Liebreiz begann schon seine Macht zu üben.

„Ich wundere mich, Anne," fuhr Frau von der Malsburg fort, „daß Du diese zärtliche Freundschaft so ohne Eifersucht erträgst."

Sie wandte sich um und legte ihre Hand liebkosend auf das blonde, lockige Köpfchen des Kindes.

„Eifersüchtig?" fragte sie lächelnd; „auf meines Bruders kleine Frau? o nein, Euer Gnaden, so neidisch bin ich doch nicht, daß ich ihm solche kleine Zuneigung nicht gönnte, und . . . nicht wahr, Käthe, Du hast Base Anne auch sehr lieb?"

Das Kind schüttelte langsam den Kopf und sah ernsthaft zu ihr auf.

„Nicht so lieb, wie den Junker," sagte es dann bedächtig.

„Das nenne ich ein mutiges Bekenntnis," lachte Prinz Friedrich von der andern Seite des Tisches herüber, wo er mit Dorothea leise und, wie es schien, ernste Worte gewechselt hatte.

„Ein mutiges Bekenntnis, Fürstliche Gnaden?" fragte Frau Maria, auf das Kind zeigend, welches des Junkers Knie erkletterte und seine Arme eben um dessen Hals schlang. „Wenn solche Thatsachen reden?"

„Zeigt alles großen Mut, gnädige Frau," beharrte der Prinz. „Keine der hier anwesenden Damen würde ihn haben."

„In gleichem Falle, warum nicht?" sagte Dorothea.

„Würdet Ihr den Mut haben, Eure Liebe so offen zu bekennen?" rief der Prinz zweifelnd. „Hochherzig genug wäret Ihr wohl dazu; aber dennoch glaube ich, Ihr würdet es nicht thun."

„Warum glaubt Ihr das, Fürstliche Gnaden?" fragte Dorothea mit einem für das harmlose Gespräch fast traurigen Ernst. „Wenn ich eine so unschuldige und so erlaubte Liebe im Herzen trüge, wie Käthe, würde ich sie auch ebenso offen bekennen."

Der Prinz antwortete nicht, und Eckebrecht rief lebhaft:

„Nehmt Euch in acht, Mühmchen, mit dem, was Ihr sagt; sonst könnte man glauben, Ihr trüget unerlaubte Liebe."

„Wer könnte das glauben?“ fragte Dorothea stolz, und eine hochmütige, kühle Abweisung klang aus ihrer Stimme.

Es trat eine kurze Stille ein; dann sagte Anne schüchtern:

„Aber wenn es wäre, Dorothea, was könntet Ihr dazu? Ist Liebe nicht ein Ding, welches man sich nicht nehmen und nicht geben kann?“

„So gesteht Ihr derselben also ihre Berechtigung zu?“ fragte Prinz Friedrich.

Aber Dorothea antwortete an Annes Statt:

„Ihr Dasein vielleicht,“ rief sie heftig, „ihre Berechtigung niemals! Keine Macht der Welt darf einer ehrbaren Frau das Bekenntnis einer unerlaubten Liebe entreißen.“

„Eines Bekenntnisses soll es selten bedürfen,“ sagte der Prinz gutgelaunt. „Kennt Ihr nicht das alte Wahrwort, welches besagt, daß es nur zwei Dinge auf Erden giebt, die auch der Klügste nicht verbergen kann?“

Dorothea schüttelte den Kopf, und Frau von der Malsburg fragte lachend:

„Und das ist Liebe und . . .?“

„Husten,“ antwortete der Prinz.

Alle lachten und machten ihre heitern Bemerkungen über die mehr oder weniger große Wahrheit des Ausspruchs, und nur Dorothea sagte:

„Was nicht in Worte gekleidet und zugestanden ist, ist auch nicht da.“

„Darüber läßt sich streiten,“ sagte Buchenau, der dem Gespräch mit Teilnahme gefolgt war und eine Bedeutung darin zu finden glaubte, welche die andern demselben nicht beizulegen schienen.

„Doch was versteht Ihr unter unerlaubter Liebe, Fräulein?“

„Eine Liebe, die über oder unter meinem Stande ist.“

„Und welche nennt Ihr so?“

„Wenn ich sie einem Fürsten oder einem Bürgerlichen gewähren wollte,“ antwortete Dorothea mit Entschiedenheit.

„Aber das ist ein Vorurteil," rief Anne lebhaft. „Wenn Ihr die Bürgerlichen kenntet wie ich, so würdet Ihr wissen, wie edel, treu und wahrhaft diese Männer sind, und wie in einem bürgerlichen Hause die gute, ehrbare Sitte alles ausschließt, was ungeziemend, roh und widerwärtig ist."

„Mag sein," gab Dorothea ruhig zu. „Jedoch der Adel ist von jeher vom Bürgertum geschieden gewesen, und ich weiß von mir, daß ich niemals die Kluft überschreiten könnte, welche uns trennt."

„Warum wollt Ihr eine Kluft zwischen uns und das Bürgertum legen, Dorothea?" fragte Eckebrecht verweisend. „So festiglich ich glaube, daß die verschiedenen Stände Gottes- und nicht Menschensatzung sind, so gewiß glaube ich aber auch, daß es die Aufgabe aller Stände, der Fürsten, Edelleute, Bürger und Bauern ist, Hand in Hand die Arbeit zu vollbringen, welche Gott der Welt gesetzt hat."

„Ich hatte gehofft," mischte sich Frau von der Malsburg ein, „wir würden uns in dieser ernsthaften Zeit durch ein vergnügliches Gespräch erheitern, Ihr aber werft Fragen auf, die bei der Streit- und Händelsucht unserer Tage genügen könnten, einen Krieg zu entzünden. Ich will aber keinen Elmarshäuser Krieg," setzte sie lachend hinzu. „Wir sind mit dem böhmischen noch nicht fertig, der nun nahezu zwanzig Jahre durch die Lande tobt."

„Es ist ein günstiges Jahr für uns zum Kriege, edle Frau," sagte der Prinz, „und ich meine, wir sollten es wagen, loszuschlagen. Der Quinte, der alte verschwundene Schattenfürst, tränkt heuer seine Rosse an der Glies, und wir könnten auf seine mächtige Hülfe zählen."

„O Fürstliche Gnaden," wehrte Frau von der Malsburg mit scherzhaftem Schrecken. „Nun kommt Ihr auch noch mit dem Quinten. Da wird des Für und Wider, ob er auszieht oder nicht, kein Ende sein."

„So glaubt Ihr nicht daran, daß eine unsichtbare, schützende

Macht unserm alten Stamme zur Seite steht und ihm von Zeit zu Zeit eine Stärke verleiht, welche ihn trotz seiner geringen Anzahl von Streitern unwiderstehlich macht?"

„Ich glaube an die unwiderstehliche Tapferkeit meiner hessischen Landsleute, die kein Hindernis kennt, wenn ihre langmütige Geduld erschöpft ist. Und dazu ist immer erst einige Zeit erforderlich," erwiderte Frau von der Malsburg mit einer höflichen Verbeugung gegen den Prinzen und die beiden andern Herren. „Was den Quinten anlangt, so meint mein Gemahl, die Märe von dem alten Chattenfürsten habe allzuviel von dem heidnischen Glauben unserer Altvordern an sich, und ich muß als gehorsame Frau wohl der Ansicht meines Eheherrn beipflichten."

„Und doch," sagte der Prinz sinnend, „ist es auffallend und wunderbar, wenn man die Aufzeichnungen sieht, welche seit meines Urgroßvaters Philipp Regierung gemacht wurden, wie bedeutungsvoll die Quintenjahre für unser Haus und oft auch für unsern Stamm geworden sind. Es war ein Quintenjahr, als zum ersten Male die liguistischen Truppen in Hessen einfielen, und es war ein Quintenjahr, in welchem unser Vetter Gustav Adolf landete und uns durch sein Bündnis vor gänzlicher Erdrückung rettete. Nun stehen wir wieder in einem Quintenjahre, und Ihr müßt mir einräumen, daß wohl nie Entsetzensvolleres über ein Volk hereinbrach, als was in diesem Jahre in unserm Lande geschah. Was die Städte an der Werra und Fulda, die Ortschaften an der Schwalm und Edder erduldeten, das läßt sich nicht beschreiben. Unzählige Dörfer sind niedergebrannt, die Burgen zerstört, die Gutshöfe verwüstet und die meisten Bewohner erschlagen. Die wenigen, denen die Flucht gelang, irren elend in den Wäldern umher und fristen ein jammervolles Dasein. Alle Männer im kräftigen Alter sind bei dem Heere oder sie zogen mit den wilden Banden hinweg. Was aber Greise, halbwüchsige Knaben, Frauen, Mädchen und Kinder ertrugen und überlebten, das können Worte nicht ausdrücken. Wollte ich Euch berichten, in welcher Weise man Weiber und Jungfrauen

mißhandelte und verstümmelt in die Wälder trieb, so würdet Ihr zugestehen, daß ein Raubtier barmherzig ist gegen die Banden der Kroaten."

„O schweigt davon, Fürstliche Gnaden," rief Dorothea abwehrend und verbarg ihr Antlitz in den Händen. „Vor einigen Tagen war der Herr Statthalter Helferich Deinhardt hier, um den Zustand des Landes zu erforschen, und was er von den Martern erzählte, welche über unser armes Volk gekommen sind, hat mich seitdem bei Tag und Nacht verfolgt."

„Warum verfolgt Euch das, Dorothea, und warum erfüllt es Euch nicht vielmehr mit Stolz?" fragte Eckebrecht, und in seinen dunkeln Augen leuchtete eine düstere Glut. „Unser Volk hat alle diese Marter auf sich genommen und seinen freien Nacken gebeugt. Aber seine Treue ist nicht gebrochen, und es wird sein Haupt wieder erheben. Mögen die Nachbarn von uns sagen, daß wir der Tugenden bar seien, welche das Leben leicht und lieblich machen, aber das müssen sie zugestehen, daß unser Stamm ein Rechtsgefühl, eine Beharrlichkeit und eine Treue besitzt, die nichts erschüttern kann."

„Es ist ein kriegerisches Volk hier zu Lande," stimmte Buchenau zu, „und es hat große Lust an Kampf und Streit."

„Ihr irrt Euch, Junker," entgegnete Eckebrecht ruhiger. „Wir Hessen ziehen wohl freudig das Schwert für unseres Landes Recht und kämpfen dafür mit all der Zähigkeit, welche uns die Väter als Erbe übermacht; aber noch weit lieber sitzen wir fest auf unserer Scholle, die uns werter und teurer ist, als alles andere Land der Erde. Wir sind nicht leicht geneigt, mit Fremden in Freundschaft zu verkehren, auch haben wir wenig Gaben, uns die Herzen zu gewinnen. Wem wir aber einmal die Hand gereicht, der mag auf uns zählen in Not und Tod. Treubruch ist im Lande der Hessen ein unerhörtes Ding."

Dorothea hatte mit leuchtenden Augen dem Vetter zugehört und reichte ihm die Hand, da er nun schwieg.

Der Prinz biß sich auf die Lippen und sagte dann mit einem zweifelnden Lächeln:

„Meint Ihr ernstlich so, Malsburg?“

„Denkt Ihr anders von Euerm Volke, Fürstliche Gnaden?“ fragte der Hauptmann scharf, und seine ernsten Augen blickten fast drohend auf den jungen Prinzen, der an dem zu zweifeln wagte, was ihm ein Heiligtum war.

„Nun, nennt Ihr das auch Treue, daß die Ritterschaft meinem in Gott ruhenden Herrn Vater beim Ausbruch des Krieges die Mittel zu demselben ebenso verweigerte, wie den Zuzug zum Heere, und daß sie dann später bei Tillys und Wallensteins Einbrüchen Schutz- und Trutzbündnisse mit diesen schloß?“

„Kurzsichtigkeit mag es gewesen sein, Fürstliche Gnaden,“ gab Malsburg zu, „aber Mangel an Treue und Liebe solltet Ihr nicht darin finden. Euer hochseliger Herr Vater hatte ehrgeizige Pläne, und wir vermeinten, er wolle das Land zu Hessen zu einer Macht erheben, die unsere Kräfte übersteigt; denn er hatte mancherlei Neuerungen eingeführt, deren Nutzen wir nicht erkannten. Ich sagte vorhin schon, daß wir Hessen mehr als andere am Alten hängen und dem Neuen abhold sind. Auch war der Krieg fern in Böhmen ausgebrochen, und wir vermeinten, daß, wenn wir Seiner Fürstlichen Gnaden die Mittel, ihn zu führen, weigerten, so könnten wir das Land vor seinen Drangsalen bewahren. Als derselbe dann doch hereinbrach, waren die Bündnisse mit den Kaiserlichen Feldherren eine Notwehr, freilich eine Notwehr, die uns nichts half. Aber auch Euer Herr Bruder, Landgraf Wilhelm, unser gnädiger Herr, stellte es uns nach seinem Bündnis mit Schweden frei, ob wir uns unter seinen oder des abermals einrückenden Tilly Schutz stellen wollten, und ich glaube, es ist Euch genugsam bekannt, wie wir von der niederhessischen Ritterschaft, die ganze Sippe der Malsburg, Riedesel, Boyneburgk, Dalwigk, Eschwege, Keudell, Scholley, Gilsa, Dörnberg, Hundelshausen, Hertinghausen, die Treusche von Buttlar

und andere, uns darauf anheischig machten, ein Regiment zu Pferd, acht Fähnlein, jedes Fähnlein zu hundert fünf und zwanzig Mann zu werben, zu richten und zu bewahren. Dazu verpflichteten wir uns, noch weitere sechstausend Reichsthaler zu ferneren Anwerbungen zuzuschießen."

„Das thatet Ihr allerdings," sagte der Prinz mit leichtem Neigen seines Hauptes, „allein Ihr versäumtet nicht, dem Abkommen hinzuzufügen, daß Ihr nur ausnahmsweise diese Geldbewilligung machtet, und anläßlich der Werbung beriefst Ihr Euch auf Eure altherkömmlichen Verpflichtungen."

„Nahmen Euer Fürstliche Gnaden und Dero Herren Brüder aus der zweiten Ehe des hochseligen Herrn Landgrafen Moritz nicht auch ihre gewährleisteten Rechte in Anspruch, und verlangten Euer Gnaden nicht auch bei den Zugeständnissen, welche die augenblickliche Notlage erforderte, daß man anderseitig keine Verpflichtungen für spätere Zeiten daraus folgere?" fragte Malsburg.

Dorothea und Anne, die sich inzwischen mit dem Junker von Buchenau und der kleinen Käthe vergnügten, hatten das Gespräch zwischen dem Prinzen und Eckebrecht wenig beachtet; Frau Maria aber war aufgestanden und hatte dem Neffen die Hand leicht auf die Schulter gelegt, um ihn zu erinnern, daß er zu einem Prinzen von Hessen rede, dem sie keine Beleidigung in ihrem Hause mochte zufügen lassen.

„Es ist schrecklich," sagte sie halb ernst, halb scherzend, „daß selbst beim Gespräch am gedeckten Tisch der Krieg jetzt beständig entflammt. Die Friedensgöttin muß die Welt verlassen haben. Wüßte ich nur, wo sie weilt, ich würde sie herbeiholen, und wenn ich sie an den Haaren herzuschleifen müßte."

„Dann seid Ihr ja noch schlimmer als wir, gnädige Frau," lachte der Prinz, „denn Ihr wollt sogar Gewalt gegen den Frieden üben."

„Ja, was bleibt denn schließlich anders übrig," seufzte Frau von der Malsburg, „als mit Gewalt die Göttin herbeizuschaffen.

Sitzt sie nur erst einmal wieder auf dem Throne, so hoffe ich von ihrer Schönheit, daß sie sich Euch Männer zu ihren Füßen zwingt."

„Aber sie hat keine Gelegenheit, ihre Schönheit zu zeigen," sagte Eckebrecht. „Sie hat ihr Haupt mit einem Trauerflor umhüllt, und Gram entstellt ihre Züge. Erst wenn sie auf verschlungene Hände und gesenkte Schwerter niederschauen kann, erkennen die zu ihr erhobenen Augen den Segen, der von ihrer heitern Stirne strahlt."

„Wie Ihr die Worte zu setzen vermögt, Junker Eckebrecht," rief Anne bewundernd, und während Dorotheas Augen an dem Vetter hingen, rief der Prinz, schnell abgelenkt von seinem kriegerischen Ehrgeiz:

„Wahrlich, man möchte bei Eurer Schilderung das Schwert zur Seite werfen, um das schöne trauernde Weib zu suchen und zu trösten. Aber wo sie finden?"

„In jedem Hause, Fürstliche Gnaden, in dem eine Frau mit milder, sanfter Hand den Mann zu fesseln versteht," antwortete Eckebrecht.

„So muß also jeder Mann seine eigene Friedensgöttin haben, über deren Anbetung er den Krieg vergißt?" rief der Prinz lachend, und Buchenau fragte ernsthaft:

„Meint Ihr, die Frauen könnten den Frieden herbeiführen, und wir sollten uns ihrer Führung unterwerfen?"

„Nicht wie Ihr es auffaßt, meine ich es," erwiderte Eckebrecht dem Junker, „doch glaube ich, daß die Frauen große Gewalt haben, wenn sie weder in guter noch in böser Zeit aufhören, neben dem Manne als seine Gehülfin und Genossin zu stehen, welche aufrecht erhält die Zucht und Sitte des Hauses, die Ordnung darin und das Behagen. Sie muß die treue Mutter der Kinder sein und sie lehren, Gott zu fürchten, den Nächsten zu lieben nnd Barmherzigkeit an ihm zu üben. Sie soll die treue Verwalterin dessen sein, was der Mann erwirbt, und es willig denen zum Genusse bieten, die ihrem Hause dienen.

Linderung und Labung, sei es mit Wein und Brot oder mit sanftem Worte, soll sie zu jedem tragen, der in Not und Unglück schmachtet, und das Haus, welches jeden Weibes wahrer Thron ist, wird dadurch immer das Heiligtum des Friedens sein, welches der Mann verteidigt bis zu seinem letzten Atemzug, aber aus dem es ihm nicht gelüstet hinauszuziehen in die weite Welt, um Raub und Beute zu machen."

„Aber wo sind die Frauen, welche so hohe Anforderungen erfüllen?" fragte Buchenau.

„Wo sie sind?" rief Malsburg erstaunt. „O blickt doch um Euch, und Ihr werdet deren viele finden, und so lange Ihr sie findet, so lange dürft Ihr auch gewiß sein, daß dieses Volk sein Haupt wieder erheben wird von dem Unglück, welches es jetzt niederbeugt. Seht doch auf unsere edle Landgräfin, ob sie nicht also neben dem Gemahl steht, geschmückt mit jeder holden Tugend des Weibes, der Mutter und der Fürstin! Und seht auch auf die Herrin dieses Hauses. Erfüllte sie nicht auch treu und gewissenhaft alle Pflichten, die sie am Altar dem gelobte, der ihr Herr ist? Ist sie es nicht, die uns hier inmitten des Krieges das Behagen des Friedens an ihrem Herd bereitet, den zu verteidigen ihr Gemahl auszog? Und wie die Fürstin und die Edelfrau, so stehen zu Tausenden die Weiber der Bürger an ihrer Männer Seite und halten in aller Verwilderung und Verwirrung, in Not und Tod und Trübsal fest an der altehrwürdigen Sitte der Väter. Und glaubt Ihr, das arme, wie das Wild gehetzte Weib des Bauern sei minder treu? Verstümmelt und mißhandelt, hungernd und dürstend, elend an Leib und Seele habe ich sie hier im Versteck des Laubwaldes gefunden und gesehen, wie sie den Kindern lehrten, die Hände zu falten und Gebete zu lallen. Dabei habe ich gelernt, daß es die Frauen sind, welche dem Frieden die Stätte bereit halten, zu der sie den Mann locken!"

„Ihr vergeßt, Herr Hauptmann," sagte Buchenau, „die keifenden, zankenden Weiber, die schmutzig, trunken und frech mit den Männern durch die Lande ziehen und allem ins

Angesicht schlagen, was ehrbare Sitte und Wohlanständigkeit erfordert. Denkt an den Troß der Heere. Von Jahr zu Jahr nimmt er zu; die Kinder, welche darin aufwachsen, übertreffen an Zuchtlosigkeit und Roheit die Mütter."

„Ich vergaß sie nicht," schüttelte Eckebrecht das Haupt; „denn wie könnte ich die vergessen, die in ihrer frechen Aufdringlichkeit die bescheidenen Tugenden jener andern unscheinbar machen. Aber das Weib, welches sich seines Besten begiebt, der holden Scham und Sitte, wird den Mann nicht fesseln und binden. Er wird sich ihr ab- und jener zuwenden, bei der er Erholung und Ruhe findet."

„Aber wann wird das sein, Eckebrecht?" rief Dorothea, die des Vetters Worten mit leuchtenden Augen gelauscht, „und wie viele Frauen werden die hohe Aufgabe begreifen, die Ihr ihnen zuweist?"

„Sehr viele, Dorothea," entgegnete Malsburg. „Unbewußt des heiligen Werkes, welches sie erfüllt, fühlt jede echte Frau, was sie dem Mann und ihren Kindern sein muß: die Hausfrau! Giebt es einen schönern Titel, und kann eine Sprache ein höheres Wort für das Wirken des Weibes haben? Sie ist nicht nur des Mannes Weib, nicht nur der Kinder Mutter, nicht nur des Gesindes Herrin, sondern die Frau des Hauses, in dem alles wurzelt: Mann, Kind, Gesinde und jegliche Tugend!"

„Wir haben Ursache, Dir zu danken, Eckebrecht," sagte Frau von der Malsburg, freundlich dem Neffen zunickend; „denn wahrlich, Du gönnst uns eine hohe Stellung und umgiebst unsere einfache Würde der Hausfrau mit einem wirklichen Glorienschein."

„Keine höhere Stellung, Base, als unser Volk sie seinen Frauen von jeher zuerkannte," antwortete Eckebrecht. „Aber das Bewußtsein von der Ehre dieser Würde muß bei den Frauen wieder lebendig werden, und wenn dann das Haus und das ehrbare Weib darin wieder das Heiligtum unseres Volkes sein

wird, dann wird auch der Friede einkehren, und die Friedensgöttin wird in jedem Hause und an jedem Herde weilen."

„Bei Gott, Hauptmann von der Malsburg," rief der Prinz heiter, „ich hielt Euch immer für einen stillen, ernsten Mann und höre nun mit Verwunderung, wie Ihr den Frauen huldigt. Ich beneide Euch die Weise; denn seht Euch um und erkennt, wie aller Augen nur an Euern Lippen hängen, während ich hier sitze und mir nichts einfällt, womit ich mir ein Lächeln gewinnen könnte."

Das Anschlagen der Hunde und gleich darauf deren wütendes, anhaltendes Geheul unterbrach das Gespräch. Alle sprangen auf, und Frau Maria eilte nach der Thür. Eckebrecht ergriff sie bei der Hand.

„Sorgt Euch nicht, Base," beruhigte er sie. „Ich erwarte Reiter mit Nachrichten aus Kassel und habe dieselben hierher beschieden. Ich hätte es früher sagen und Euch diesen Schreck ersparen sollen."

Frau von der Malsburg lächelte, als sie den Neffen ansah, aber dieser fühlte, wie ihre Hand in der seinen bebte.

„Ich bin recht thöricht," sagte sie. „Jedoch seit dem Überfall des schwarzen Peter im vorigen Jahre bin ich schreckhaft geblieben, und bei jedem unerwarteten Geräusch erfaßt mich wieder das Entsetzen, welches mir damals tagelang in allen Gliedern lag."

„Wie mögt Ihr Euch deshalb thöricht schelten, Base," erwiderte der Hauptmann. „Es war wahrlich schrecklich genug, daß Ihr es mit ansehen mußtet, wie jene Bande hauste, und wäre Euch nicht noch in letzter Stunde von Volkmarsen her Hülfe gekommen, so würde wahrscheinlich heute dieser alte Burgsitz ein Trümmerhaufe sein, wie so viele im Lande."

„Aber gerade die Ankunft dieser Hülfe ist es, an welche ich nur mit Schaudern denke," sagte Frau Maria, indem sie, von dem Neffen gefolgt, nach einem der Fenster schritt. „Unsere Erretter — schwedisches Fußvolk — waren grausamer als unsere

Angreifer. Diese hatten nur Beute machen wollen. Ihre zerlumpten Weiber und Kinder durchsuchten nach Kleidern und kleinem Hausrat alle Winkel, und die Männer schlugen nur diejenigen nieder, die ihnen Widerstand leisteten. Jene aber, die, von dem nahen Berge gedeckt, unbeachtet herangekommen waren, richteten nicht nur ein furchtbares Gemetzel an, sondern steckten auch die Scheunen und Ställe in Brand, in welche sich viele der Bande verkrochen hatten, und stießen unbarmherzig mehrere in die Flammen zurück, welche durch den Rauch und Qualm hervorgetrieben waren. Nur mit Gefahr ihres eigenen Lebens gelang es damals Dorothea, zwei unglückliche Kinder zu retten."

„Dorothea rettete zwei Kroatenkinder?" rief Eckebrecht erstaunt darüber, daß er von diesem Teil jenes Erlebnisses noch niemals gehört. Aber in einer Zeit, wo derartige Dinge fast zu den täglichen Vorkommnissen gehörten, blieben solche Einzelheiten oftmals unerörtert.

Unterdessen hatte der Thorhüter die Ankunft eines Reitertrupps mit Botschaft für den Hauptmann von der Malsburg gemeldet, und die Knechte hatten die schweren Flügel des äußern Thores geöffnet. Gleich darauf rasselte die Zugbrücke langsam über den Graben nieder, und unter Anführung eines Feldweibels ritten zehn bis zwölf Schwerbewaffnete in den innern Schloßhof ein.

Als Eckebrecht nach der Thür schritt, sah er, daß der Prinz neben Dorothea in einem der auf diesen Hof hinausgehenden Fenster lehnte und lebhaft zu ihr sprach. Er konnte das Antlitz seiner Muhme nicht sehen, denn sie hatte sich abgewandt; aber er erkannte die leidenschaftliche Bewegung des jungen Mannes, der eben beide Hände beteuernd gegen die Brust drückte, und blieb unwillkürlich stehen. Das Gemach war zu groß, um eine am andern Ende desselben geführte Unterredung zu verstehen, zumal die laute Unterredung Annens mit Buchenau und der kleinen Käthe dazwischen tönte. Dennoch glaubte Eckebrecht Beteuerungen der

Treue zu hören, und eine eifersüchtige Regung überschlich ihm das Herz.

Frau Maria hatte sein Zögern bemerkt; ihre Augen waren seinen Blicken gefolgt. Ihre Stirn zog sich beim Anblick des schönen jungen Paares zwar in kleine krause Falten zusammen, aber ihre Blicke begegneten denen des Neffen mit heiterer Zuversichtlichkeit, und leicht mit der Hand winkend, sagte sie:

„Thorheiten!“

„Thorheiten!“ wiederholte Eckebrecht, „wenn Dorothea . . .“

„O, nicht von Dorothea,“ unterbrach sie den Hauptmann nachdrücklich und legte ihm die Hand fest auf den Arm. „Dorothea kennt ihre Pflicht. Du hörtest ja, was sie für unerlaubte Liebe hält, und sie redet nicht anders, als sie denkt. Thorheit ist es von Dir, Befürchtungen zu hegen, und Thorheit würde es von dem Prinzen sein, von ihr zu verlangen, was sie ihm nie gewähren wird.“

„So wißt Ihr, daß er sie liebt?“ fragte Eckebrecht fast atemlos.

„Wie sollte er nicht?“ fragte Frau Maria mit dem Stolz einer Mutter, welche ihres Kindes Herz für ein königliches Gut hält. „Darf Friedrich, der sie von Jugend auf kennt, nicht erkennen, daß sie liebenswert ist?“

„Aber sie!“ rief Eckebrecht ungeduldig.

„Ach sie,“ wies die Edelfrau die Befürchtung zurück; „fürchte doch nicht für Dorothea.“ Dann zeigte sie nach der Thür, welche ein Knecht geöffnet hielt, und man konnte den auf dem Vorplatz harrenden Weibel sehen, der mehrere Schriftstücke in der Hand hielt.

Eckebrecht verbeugte sich leicht vor der Base.

„Ihr erlaubt?“ sagte er höflich und schritt eilends hinaus.

Die laut hinter ihm zufallende Thür ließ Dorothea zusammenschrecken. Sie machte eine Bewegung, um an dem Prinzen vorüber in das Zimmer zu gelangen, aber dieser vertrat ihr den Weg.

„Dorothea,“ flehte er, und aus seiner Stimme klang die Erregung, welche er zu unterdrücken strebte. „Nur das Eine sagt mir: Habt Ihr mich wirklich alle diese Jahre her so schlecht gekannt, daß Ihr nicht wußtet, wie seit meiner Kindheit Tagen Ihr und Ihr allein der gute Engel waret, der gar oft zwischen mir und dem Abgrund stand, an dessen Rand ich ging? Euer reines Bild, der Wunsch, das glühende Verlangen, Euer wert zu bleiben, hat vor dem Sturze mich bewahrt, und um all des Guten willen, das Ihr schon an mir gethan, flehe ich: laßt mich den Thron, den Ihr in meinem Herzen einnehmt, Euch dereinst auch in meinem Hause errichten! Nehmt mir nicht die Hoffnung, daß . . .“

Dorothea, die unter des Prinzen letzten Worten bleich geworden war, sah auf und in sein schönes, leidenschaftlich aufgeregtes Angesicht, aber ihre Stimme klang ruhig und freundlich, als sie ihn unterbrach:

„Schlechter Lohn für lange, treue Freundschaft würde es sein, Fürstliche Gnaden, wollte ich solche Bitte Euch erfüllen. Denkt besser von mir und gestattet, daß ich Eure Worte vergesse.“

Ein Schatten flog über des Prinzen heiteres Antlitz. Er beugte sich tiefer zu Dorothea hinab und sagte flüsternd:

„So sagt mir eines nur, Dorothea: wenn Ihr in Zukunft mich vergessen wollt, darf ich da nicht denken, daß in der Vergangenheit wenigstens ich einen Platz in Euerm Herzen inne hatte?“

Sie antwortete nicht gleich und senkte das Haupt.

Die Thür wurde rasch von außen geöffnet, und mit Briefen in der Hand trat Eckebrecht hastig ein.

„Schlimme Nachrichten, Fürstliche Gnaden,“ rief er in großer Erregung auf Friedrich zuschreitend. „Der Kanzler Reinhard Scheffer berichtet aus Leer, daß des Landgrafen Befinden Anlaß zu Sorgen gebe. Er ersucht Dalwigk und Deinhardt, die in des Fürsten Testament verordneten Statthalter, Kassel in den nächsten Wochen nicht verlassen. — Die Herren senden Euch

hier den Bericht zu, welcher dem Lande und den Truppen noch Geheimnis bleiben muß, Euch aber ersucht, Euern für später beabsichtigten Ritt nach Ostfriesland thunlichst zu beeilen."

Der Prinz hatte den Sprecher erschrocken angestarrt und nahm, noch immer keines Lautes fähig, die ihm dargereichten Papiere entgegen. Ohne einen Blick darauf zu werfen, behielt er sie in der Hand, und über sein edles, eben noch so leidenschaftlich erregtes Antlitz breitete sich eine ernste Trauer."

„Mein Bruder!" rief er schmerzlich. „Der Landgraf in ernster Gefahr!"

„Noch ist das nicht ausgesprochen, Fürstliche Gnaden," entgegnete Malsburg. „Der Kanzler fürchtet nur, daß bei dem Nachlassen aller Kräfte des Fürsten, bei den ungünstigen Einwirkungen der dortigen Luft und den großen Anstrengungen, denen sich der Durchlauchtige Herr fortgesetzt unterziehen muß, eine solche eintreten kann. Die Lage des Landes wie des Heeres erfordert, solche Möglichkeit nicht aus den Augen zu verlieren, und Seine Fürstliche Gnaden haben selber alles angeordnet. Er ist es, der Euch zu sich fordert."

„Aber die Landgräfin und die Kinder!" rief Friedrich voll Pein. „Wie wird Amalie Elisabeth diesen Schlag ertragen?" flüsterte er dann schmerzvoll vor sich hin.

„Die Durchlauchtige Frau weilt mit den Kindern noch in Bremen. Die Briefe sagen nichts von ihr," antwortete Eckebrecht, welcher die Worte verstanden.

„Ihr müßt zu ihr hin, Fürstliche Gnaden," sagte da Dorotheas Stimme neben ihm. „Die hohe Frau weilt allein mit den Kindern im fremden Lande, und es wird ihr tröstlich sein, Euch neben sich zu wissen."

Die Worte rissen den Prinzen aus der Erstarrung, in welche ihn die unerwartete Nachricht versetzt und die ihn fast wie eine Lähmung überkommen.

„Ich reite sogleich nach Kassel zurück," entschied er, seine hohe, schlanke Gestalt höher aufrichtend. „Laßt rasch Eure Reiter

zu meinem Geleit wieder aufsitzen, Malsburg; denn der Anbruch des Tages muß mich auf dem Weg nach Ostfriesland finden."

Während Malsburg hinauseilte, um die notwendigen Befehle zu erteilen, verabschiedete sich der Prinz von der Hausfrau und ihren Gästen.

Dorothea war die letzte, der er die Hand reichte. Er beugte sich so tief zu ihr nieder, daß seine Lippen fast ihr Haar berührten.

„Wenn ich auch in Sorgen und Trauer von Euch gehe, Dorothea," sagte er leise und bewegt, „so begleitet mich doch eine selige Gewißheit. Wo Ihr vermeint, die Wahrheit verschweigen zu müssen, da verschließen sich Eure Lippen doch der Unwahrheit, und so weiß ich, daß Ihr mir verhehlt, was mich beglückt."

„Nein, Fürstliche Gnaden," sagte sie sanft und entzog ihm die Hand, welche er gefaßt hielt, „wagt nicht, auf etwas zu hoffen, was ich Euch immer weigern werde . . . . . um Eures Glückes willen," setzte sie dann zögernd hinzu und eilte Eckebrecht entgegen, der eben wieder eintrat.



Elftes Kapitel.

Landgraf Wilhelm stand mit den ihm verbliebenen Truppen in Westfalen, als die Kaiserlichen Kriegsvölker in sein Land eingefallen waren und ihn gänzlich von demselben abgeschnitten hatten. Alle Anstrengungen, sich wieder mit seinem Erbland in Verbindung zu setzen, scheiterten, und von den Kaiserlichen Heeren verfolgt, ohne Geld und Hülfstruppen, mußte er nordwärts ziehen. Es gelang ihm, über Rinteln, Herford, Haselüne und Meppen in die reiche, vom Krieg noch wenig berührte Grafschaft Ostfriesland einzudringen, deren Graf Ulrich, als Erbe von Rittberg Hessen-Kasselscher Vasall, aber der Kaiserlichen Partei treu ergeben war.

Der Landgraf hatte sein Hauptquartier zuerst in Jemgum und dann zu Leer aufgeschlagen, wo er das Haus des Amtmanns Tielemann Wiarda bewohnte.

Die Zimmer, welche er in demselben inne hatte, lagen der Straße abgewandt nach einem großen Garten hinaus und boten eine weite Fernsicht über diesen hinweg nach der Emse und den Wiesenniederungen, die sich an beiden Ufern derselben ausdehnen.

Der Fluß, welcher hier, nahe seiner Mündung in den Dollar, schon eine ansehnliche Breite hat, verlieh mit seinen zahlreichen Schiffen und den großen und kleinen Booten, die ihn belebten, der eintönigen flachen Gegend einigen Reiz, und die zahlreichen Viehherden, welche auf den Wiesenflächen weideten, der helle

Sonnenschein, der das einfache, friedvolle Bild erleuchtete, und die vereinzelten Gehöfte, deren gelbe Strohdächer zwischen dem Grün dunkler Bäume hervorschimmerten, ließen fast vergessen, daß der schrecklichste aller Kriege seit so vielen Jahren durch die deutschen Lande tobte und auch hier seine Geißel zu schwingen begann.

Im ersten Gemach der Zimmerreihe, welche dem Landgrafen zur Wohnung diente, waren am späten Nachmittag des neunzehnten September 1637 die hessischen Befehlshaber und Obersten der Truppen sowie die Räte versammelt, welche dem Fürsten hierher gefolgt waren, und harrten in ängstlicher Spannung auf das Ende der ärztlichen Beratung, welche in einem der Nebenzimmer stattfand. Der Landgraf, der niemals eine feste Gesundheit besessen, war in den letzten Wochen leidend gewesen, aber erst seit einigen Tagen waren ernste Sorgen bei seiner Umgebung erwacht, und man hatte deshalb Ärzte aus Emden und Gröningen herbeigerufen, deren Ausspruch man nun erwartete.

In Gruppen standen und saßen des Fürsten Getreue umher, und die abgebrochen geführte Unterhaltung, das unruhvolle Hin- und Hergehen sowie das ängstliche Horchen nach jedem etwa laut werdenden Geräusch, verbunden mit der ungewöhnlichen Stille in dem sonst so lebhaften Hause, ließen leicht die Besorgnis erkennen, in welcher sich alle befanden.

Die Thür zu dem Nebenzimmer, durch welches man in Wilhelms Schlafzimmer gelangte, war nur angelehnt; ihr zunächst saß der Oberbefehlshaber der hessischen Truppen, der Generalleutnant Peter Melander, und neben ihm der Oberst Johann Geiso, während die Regimentsobersten von Romrod, von Uffeln, von Dalwigk, Seekirch und einige Hauptleute die beiden umstanden. Die vertrauten Räte des Fürsten, der Kanzler Reinhard Scheffer und Nikolaus Sixtinus, lehnten im Gespräch mit dem Hofmarschall Hans Heinrich von Günderode und dem General-Kriegskommissar Otto von der Malsburg in einem der Fenster.

Der Generalleutnant Melander war ein Herr von etwas

mehr als fünfzig Jahren, dessen dunkelblondes Haupthaar an den Schläfen schon leicht zu ergrauen begann. Seine hohe ritterliche Gestalt, sein geistvolles Antlitz mit den feurigen blauen Augen und der scharf gebogenen schmalen Nase unter der hochgewölbten Stirn ließen noch immer den schönen Mann erkennen, von dem man in seiner Jugend gerühmt, daß ihm weder ein Herren-Heer noch ein Frauenherz zu widerstehen vermöchte.

Er hatte seine Hand auf des neben ihm sitzenden Obersten Geiso Knie gelegt und sah dem wohl um ein Jahrzehnt jüngern Kameraden ernst in das entschlossene, jetzt von tiefer Kümmernis zeugende Angesicht.

„Nein, Geiso,“ sagte er düster; „es hilft nichts, sich trügerischen Hoffnungen hinzugeben. Glaubt mir, der ich den Herrn seit manchem Jahre kenne, es geht mit ihm zu Ende! Wir müssen der Gefahr ins Antlitz sehen, wie er selbst es auch thut. Als er mir heute Morgen den Tagesbefehl übergab, in dem er für den Fall seines Todes das Kriegsheer seinem Sohn, den Statthaltern und mir selbst verpflichtet, erging es mir wie Euch, und ich vermeinte, es sei unmöglich, daß Gott diesen furchtbarsten Schlag uns noch auferlege. Meine erste Regung war, das Papier zurückzugeben und einen andern Befehl zu erbitten; als ich aber dann wieder auf die gänzlich zusammengesunkene Gestalt des Herrn sah und die Kraftlosigkeit erkannte, gegen die er seit lange wie ein Held gekämpft, die ihn aber nun überwunden hat, da unterließ ich alle Widerrede. Er fühlt sein nahes Ende, glaubt es mir. Daß er aber kein Verlangen nach seiner Gemahlin und den Kindern ausspricht, das ist's, was mich wundert.“

„Wie,“ rief Geiso erstaunt und wollte sich erheben, „ist die Fürstin nicht von der Erkrankung des Gemahls benachrichtigt?“

„Schon heute Morgen sind reitende Boten nach Bremen abgegangen,“ erwiderte Melander und zog den Oberst auf seinen Sitz zurück. „Es geschah aber auf Anordnung der Ärzte, die dem Kranken vorschlugen, die Gemahlin zu seiner bessern Pflege herbeirufen.“

„Vielleicht wollte er sich die Erregung des Wiedersehens ersparen,“ sagte Geiso sinnend. „Kranke scheuen meist jede Aufregung, und bezüglich der Vormundschaft und Regentschaft ist ja seit Jahren alles geordnet.“

„Aber gerade die getroffenen Anordnungen erheischen der Landgräfin Gegenwart,“ versetzte Melander, „und jede Minute Verzögerung kann uns verhängnisvoll werden.“

Der Oberst antwortete nicht. Auch das Gespräch der übrigen verstummte, als jetzt die Thür zu des Fürsten Schlafgemach sich öffnete und der vertraute Kammerdiener und Sekretär des Fürsten, Gabriel de la Mer hereintrat. Er grüßte höflich die Anwesenden, von denen ihn niemand anredete, weil alle wußten, daß es vergeblich sein würde. Der Landgraf hatte ihm bei seiner Anstellung die unverbrüchlichste Verschwiegenheit zur Bedingung gemacht, und de la Mer hielt sie in einer übertriebenen Weise, die ihm den Beinamen „das Grab“ verschafft hatte. Selbst die einfache Frage nach des Fürsten Befinden beantwortete er wie alle andern mit dem sich stets gleich bleibenden höflichen: „ich weiß es nicht,“ seit seine wahrheitsgemäße Entgegnung, daß sich der Landgraf übel befinde, die Hauptstadt einmal in die größte Aufregung versetzt hatte.

„Ich habe eingesehen, daß einzig und allein gar nichts zu wissen und zu sagen in meiner Lage wirkliche Verschwiegenheit ist,“ hatte er dem General-Kriegskommissar einmal geantwortet, als dieser sein Verhalten tadelte. „Bei einem Herrn, der eine so hervorragende Stellung im Lande und bei den Parteien einnimmt wie Seine Fürstliche Gnaden, ist alles wichtig und das Kleinste oft das Wichtigste. Ich kann es nicht ermessen und die Folgen weder berechnen noch abwenden; deshalb muß ich für immer bei meiner Unkenntnis aller Dinge beharren, welche um mich her geschehen.“

Er ging jetzt, leise und vorsichtig auftretend, durch das Zimmer zu den am Fenster stehenden Herren, und sich zum Hof-

marschall von Günderode wendend, sagte er ihm mit einer tiefen Verneigung:

„Dr. Wolff läßt Euer Gestrengen ersuchen, für die größte Ruhe im Hause und seiner Umgebung Sorge zu tragen. Seiner Fürstlichen Gnaden Unruhe und Beängstigungen haben sich gemindert, und der Herr scheint zu schlummern.“

„Das sei Gott gedankt,“ sagte Malsburg, erleichtert aufatmend, mit gedämpfter Stimme. „Ich vermochte die Not und Qual des Herrn kaum noch mitanzusehen, als ich vorhin bei ihm weilte, und war fast froh, als er mich entließ. . . . So haben also die Mittel der fremden Ärzte doch wohl gute Dienste gethan?“

De la Mer hob die Schultern in die Höhe.

„Sie haben starke Reizmittel gegeben, welche die gesunkenen Kräfte etwas hoben; ob für die Dauer, wird sich nach einem ruhigen Schlaf erst zeigen können.“

„Aber haben die Ärzte überhaupt noch Hoffnung auf Genesung?“ fragte Günderode, der sich zum Gehen gewandt, um draußen die gewünschten Befehle zu geben.

„Der Herr lebt noch und ist noch jung,“ antwortete de la Mer ausweichend.

„Das heißt?“ fragte der Hofmarschall, schon im Weggehen begriffen.

„Daß ich in der That nicht weiß, was die Herren hoffen oder fürchten,“ erwiderte de la Mer.

„Aber Ihr, treuer de la Mer,“ fragte Malsburg, nach des Hofmarschalls Weggang näher an den Kammerdiener herantretend, dem er freundlich die Hand auf den Arm legte. „Was glaubt, was hofft und was fürchtet Ihr, wollt Ihr mir das selbst in dieser ernsten Stunde nicht sagen?“

Der Kammerdiener hob die gesenkten Augen zu dem Frager auf. Sie standen voll Thränen. Um seinen Mund zuckte das verhaltene Weinen.

„Man vertraut um so fester auf Gottes Allmacht, gnädiger

Herr," sagte er schmerzlich, „wenn man nach menschlichem Ermessen die Hoffnung aufgeben muß, und man kann dann wieder hoffen, was man nicht mehr glauben kann! Versteht Ihr mich, gnädiger Herr, auch wenn es Euch vielleicht widersinnig erscheint?"

Malsburg nickte stumm, und Scheffer und Sixtinus traten weiter vor.

„Haben die Ärzte einen Verdacht geäußert oder Anzeichen einer Vergiftung gefunden, de la Mer?" fragte Scheffer, und seine Augen flogen zu Melander hin, der noch neben Geiso saß und leise mit diesem und den übrigen Offizieren sprach.

„Von Ver . . .?" schrie der Kammerdiener fast laut und wich einen Schritt zurück. Sixtinus legte ihm warnend die Hand auf den Arm, und da bei dem Ausruf de la Mers die übrigen Unterhaltungen im Saale verstummt waren und sich aller Blicke fragend und verwundert auf ihn richteten, so trat eine kurze Stille ein.

Melander und Geiso traten heran, und ersterer fragte:

„Was hat Euch so erschreckt, Herr Sekretär? Ihr pflegt selten die Beherrschung Eurer selbst so zu verlieren?"

De la Mer sah den General mit einem finstern Blick an und erwiderte dann langsam, ohne die Augen von ihm zu wenden:

„Der Herr Rat Scheffer sprach eine Befürchtung aus, welche mir bisher nicht gekommen, aber sie traf mich ins Herz."

„Das nimmt mich Wunder," entgegnete der General mit fast geringschätzendem Tone. „Bei des Landgrafen schwankender Gesundheit und bei den sonstigen Verhältnissen lag solche Befürchtung schon lange nahe, und ich meine, niemand hätte dies deutlicher bemerken müssen, als Ihr."

„Als ich?" rief de la Mer. „Nein wahrlich, gestrenger Herr Generalissimus, nicht in meinen schlimmsten Stunden ist solche Befürchtung in mir erwacht; denn sonst, bei Gott . . . ich hätte den Herrn noch viel sorglicher überwacht und . . ."

Ein warnender Druck von Sixtinus Hand, die noch auf seinem Arme lag, unterbrach den Aufgeregten. Er schwieg plötzlich und sah sich wie jemand, der aus einem Schlafe erwacht, im Kreise um.

„Und? . . ." wiederholte Melander fragend nach kurzer Pause. „Traut Ihr Euch zu, Ihr hättet das Verhängnis aufhalten können?"

„In der Gestalt, in welcher es nahte, gewißlich," erwiderte der Sekretär bestimmt.

„In der Gestalt, in welcher es nahte?" fragte Melander erstaunt, und sah von Malsburg auf die beiden Räte. Aber finstere Blicke und ernste Mienen waren die einzige Antwort, welche ihm wurde.

„Man sagt, Seine Fürstliche Gnaden hätten neulich bei dem Gastmahl des General Rantzow den Grund zur Krankheit gelegt," nahm Geiso das Wort. „Es war ein langes Gelage, dessen reiche Speisen und schwere Weine auch einer festern Gesundheit, als der des Herrn, schaden konnten."

„Bah," wehrte Melander mit der Hand die Beschuldigung zurück. „Der Landgraf hat die Speisen kaum berührt, und sein Glas, welches nur einmal gefüllt war, stand noch ebenso, als wir aufbrachen. Ich saß neben Seiner Fürstlichen Gnaden und kann bezeugen, daß Rantzows Leckerbissen unschuldig sind an dem Unglück, welches hereinzubrechen droht und dem wir als Männer die Stirn bieten müssen. Es gilt jetzt nicht mehr, die müßige Frage zu thun: wie konnte es kommen, oder wie konnte es abgewandt werden. Vielmehr gilt es jetzt, einmütig allen Widersachern entgegenzutreten, um die Gewalt zu behalten, welche uns nötig ist, und dazu biete ich Ihnen die Hand, meine Herren!"

Der General hielt seine Hand hin, aber nur Geiso legte die seine hinein. Die übrigen schienen nicht zu beachten, daß die Aufforderung auch ihnen galt.

„Ihr habt ja die Gewalt, General," sagte Scheffer. „Ihr seid ja zum obersten Befehlshaber des Kriegsvolkes ernannt, und

wer dieses in jetziger Zeit in der Hand hat, besitzt auch die Macht."

„Herr Rat, es gehört aber doch mehr dazu, als die rohe Gewalt des Kriegsvolkes ermöglicht, wenn wir das Land zu Hessen unserm angestammten Fürsten erhalten wollen," mischte sich Malsburg ein. „Ich hoffe, daß jeder von uns den Wunsch und Willen des Landgrafen achtet und zu erfüllen strebt."

„Welchen Wunsch meint Ihr?" fragte Geiso rasch.

„Den, seine erlauchte Gemahlin an seiner Stelle zu sehen, bis sein Sohn das Alter erreicht hat, um selbst für sein Land zu sorgen," sagte Sixtinus, und als alle schwiegen, fuhr er fort: „Die Landgräfin ist in ernster, harter Schule des Lebens erwachsen und eine Frau von kühlem Verstand, ruhiger Überlegung und einer Mäßigung, wie man sie nur selten findet. Ihr Herz hängt an dem Lande; sie ist erfüllt von wahrer Religiosität und doch nicht streitsüchtig, aber für ihrer Kinder und des Landes Rechtewird sie, so lange ihr Gott das Leben läßt, kämpfen. Wenn sie herrschen will, so thut sie es, weil Pflicht und Gewissen es ihr gebieten, aber lieber würde sie die sanften Pflichten des Weibes erfüllen, und wir halten dem verehrten Landgrafen am besten die beschworene Treue, wenn wir sie der erlauchten Fürstin geloben."

„So werden wir Seite an Seite stehen, Herr Rat," erwiderte Melander, und ein spottendes Lächeln zuckte flüchtig um seine Lippen. „Wie hoch Ihr auch die Gaben der Durchlauchtigsten Frau schätzen mögt, so werdet Ihr doch einräumen, daß thatkräftige Männer und nicht Weiber neben ihr stehen müssen, die sie beraten und für sie handeln. Ich glaube, daß auch Ihr zu diesen gehören wollt."

Sixtinus antwortete nicht, doch Malsburg drehte sich, von dem spottenden Tone betroffen, herum und sah dem General in die Augen. Es lag aber nur der Ausdruck hohen Ernstes darin, und der Kriegskommissar unterdrückte die scharfe Antwort, die ihm auf den Lippen schwebte. Es war hier weder der Ort noch

die Stunde zu dergleichen Erörterungen, und Malsburg war sich bewußt, daß der treuste Dienst, den er leisten konnte, der war, jetzt keine Zwistigkeiten aufkommen zu lassen.

Es trat eine Pause ein; dann sagte Scheffer:

„Des Landgrafen Testament, welches schon vor vier Jahren nach reiflicher Erwägung aller Verhältnisse niedergelegt wurde, wird im Lande zu Hessen gewiß nicht auf Schwierigkeiten stoßen. Die acht Zeugen, welche es bekräftigten, Herren von der Ritterschaft und aus dem Bürgerstande, besitzen des Landes Vertrauen ebenso wie die fünf Geheimen Räte, welche der Fürstin als Berater beigegeben sind, und sie werden daher überall Gehorsam finden."

„Von diesen fünf Geheimen Räten leben aber nur noch drei," warf Melander lauernd ein. „Euer Vetter, Herr General-Kriegskommissar, Hermann von der Malsburg, und der Kanzler Heinrich Lersner sind inzwischen verstorben; ich meine, man sollte den Herrn bewegen, ihre leer gelassenen Plätze neu zu besetzen."

„Viele Köpfe, viele Sinne," entgegnete Scheffer. „Drei Berater sind wohl auch genügend; denn es sind ja außerdem noch sechzehn Landräte verordnet, welche bei wichtigen Sachen nach Stimmenmehrheit entscheiden sollen. Ich meine, damit wäre Frau Amalie Elisabeth genugsam beraten."

„Bernhard von Dalwigk ist der einzige von Adel unter den Geheimen Räten," fuhr Melander zu Malsburg gewandt fort, ohne Scheffers Worte zu beachten, „und bei den verordneten Landräten sollen auch nur sechs von der Ritterschaft sein, sechs von der Landschaft und vier Gelehrte aus dem Stande der Beamten. Wird der Adel ein solches Übergewicht der bürgerlichen Berater sich gefallen lassen?"

„Warum denn nicht?" fragte Malsburg ruhig. „Ist doch die Zahl der Bürgerlichen im Lande auch größer als die der Rittersässigen, und ich meine, Männer wie Sixtinus, Deinhardt, Neuberger, Ungefug und Jungmann verdienen wohl, daß man ihnen vertraut."

„Es hat niemand vom Kriegsvolk Sitz und Stimme im Rate der Fürstin," versetzte Melander unbeirrt; „und wie kann eine Frau solchen entbehren?"

„Es steht ihr frei, solchen zu wählen," entgegnete Malsburg. „Ihr kennt die Durchlauchtige Frau nicht, Herr General, wenn Ihr glaubt, sie wolle nur nach eigenem Ermessen handeln. Der Landgraf weiß, in welche Hände er seines Sohnes Erbe giebt. Keiner wird imstande sein, treuer in seinem Sinne zu handeln, als Amalie Elisabeth. Seit achtzehn Jahren ist sie die vertraute Freundin aller seiner Pläne, Absichten, Hoffnungen und Befürchtungen gewesen; getreulich hat sie Leid und Kümmernis mit ihm getragen und mit froher Zuversicht ihn aufrecht erhalten, wenn Not und Drangsale den friedliebenden Herrn mit Sorgen und Mutlosigkeit erfüllten."

Die Rückkehr des Hofmarschalls von Günderode unterbrach das Gespräch. Er trat in nicht zu bergender Aufregung an Malsburg heran und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr.

„Habt Ihr Neues von Belang erfahren, Herr von Günderode?" fragte Melander, dem des Obervorstehers Erschrecken nicht entgangen war.

„Unter der Dienerschaft und den wachthabenden Truppen hat sich das Gerücht verbreitet, der Landgraf sei vergiftet. Die Leute sind nur mit Mühe ruhig zu halten; sie verlangen Nachricht über des Herrn Befinden und fordern Untersuchung," antwortete Günderode und sah den General forschend an, in dessen Antlitz aber keine Wimper zuckte.

„Vergiftet?" schrie Geiso so laut auf, daß alle im Saale Anwesenden aufmerksam wurden und näher herzutraten. War es Zufall, war es Absicht? Niemand würde vermocht haben, zu sagen, wie es gekommen, daß Melander, von dessen Seite Geiso bei seinem lauten Ausruf unwillkürlich zurückgewichen war, nun allein der Gruppe der übrigen gegenüberstand. Er beachtete es nicht.

„Erscheint Euch ein solcher Verdacht so besonders, Herr

Oberst," fragte er gleichmütig. „Es ist die Art solchen Volkes, beim Hinscheiden außergewöhnlicher Männer auch an außergewöhnliche Todesursachen zu glauben. Als Gustav Adolf in der Schlacht von Lützen gefallen war, beehrte die Menge den Herzog von Lauenburg mit dem Verdacht, ihn verraten, vielleicht sogar meuchlings ermordet zu haben. Und doch war nur der König selbst, oder wenn Ihr das lieber hört, das Schicksal die Schuld seines Falles. Er setzte sich nicht nur rücksichtslos der Gefahr aus, sondern hatte sich auch so auffallend gekleidet, daß er die Zielscheibe der feindlichen Angriffe werden mußte."

„Was hat das mit dem Landgrafen zu thun?" fragte Sixtinus ungeduldig. „Wir stehen nicht im Felde, und den Landgrafen warf ein plötzlicher Anfall auf hoffnungsloses Siechbett."

„Nichts weiter," entgegnete Melander ruhig, „als Euch den Beweis zu geben, daß der bunte Haufe trotz aller Erklärlichkeit der Umstände immer danach verlangt, Ungewöhnliches geschehen zu lassen. Es würde mich gar nicht wundern, wenn einer von uns als Giftmischer bezeichnet würde."

„Einer von uns?" rief Geiso entrüstet; „ich wollte keinem raten, meinen ehrlichen, unbefleckten Namen mit solcher Beschuldigung zu besudeln."

Auch die übrigen Anwesenden wehrten solche Annahme mit heftigen Worten zurück, und einige Sekunden vergingen, bevor Melander den Oberst fragen konnte:

„Was könntet Ihr dagegen thun?"

„Das vermag ich Euch jetzt noch nicht zu sagen," antwortete dieser nach kurzem Besinnen. „Seid aber sicher, Herr General, daß ich das Mittel finden würde, solche niederträchtige Verdächtigung von mir fernzuhalten. Nur Memmen oder Schurken vermögen mit solchem Makel auf ihrem Namen zu leben, und wer es kann . . ."

Er brach ab ohne auszureden.

„Nun?" fragte Melander erwartungsvoll.

„Ich glaube nicht an die völlige Unschuld des Herzogs von Lauenburg," antwortete Geiso rasch und finster.

Melander lachte kurz und verächtlich.

„Verleumdung," sagte er, „schleicht im Dunkeln. Ihr würdet nichts davon erfahren, so lange zwei oder drei sie sich in die Ohren wispern. Erst wenn Tausende das Gerücht auf dem Markt ausschreien, würdet auch Ihr es vernehmen. Wenn Ihr dann Eure Stimme dagegen erhebt, glaubt Ihr, die Welt würde mehr auf diese als auf die der Tausende hören?"

Geiso sah finster zu dem General hinüber.

„Ich würde davon erfahren, so lange zwei oder drei es sich zuraunen, General," sagte er. „Verlaßt Euch darauf, meine Freunde würden mich nicht in Unkenntnis lassen."

„Ihr zählt noch auf Freunde, Oberst?" fragte Melander in mitleidigem Ton. „Steigt noch etwas höher auf der Leiter des Glücks und des Ruhms, auf deren erster Sprosse Ihr steht, und Ihr werdet erfahren, daß Eure besten Freunde Eure Feinde sind."

„Wenn Ihr das erfahren habt, General, so bedauere ich Euch," entgegnete Geiso ernst, „doch meine ich, Ihr solltet die Schuld nicht beim Glück suchen. So gewiß ich weiß, daß sich niemals ein besudelndes Gerücht an meinen Namen heften wird, so sicher bin ich der Treue meiner Freunde."

„Das könnt Ihr, Geiso!" rief Malsburg warm, und seine blauen Augen leuchteten, als er dem Kriegsgefährten die Hand bot. „Treue und Freundschaft steht hoch im Lande der Hessen, und wem sie gebrochen wird, der trägt selbst die Schuld."

Günderode, der mit Scheffer und Sixtinus eine leise Rücksprache genommen, wandte sich an den Generalissimus.

„Was Ihr vorhin über Gerüchte beim raschen Tod hochstehender Männer sagtet, Herr General, ist oftmals wahr," redete er ihn an; „und wir zweifeln alle nicht daran, daß nur ein solches vorliegt. Wir dürfen jedoch jetzt keinerlei Beunruhigung Platz greifen lassen und halten deshalb dafür, der Dienerschaft

und dem Heere die Wahrheit über das Befinden des Landgrafen mitzuteilen. Nach Kassel habe ich schon vor einigen Tagen die vertrauliche Mitteilung an Deinhardt und Dalwigk gelangen lassen, daß des Herrn Kräfte in bedenklicher Weise abnähmen; man ist dort also vorbereitet und wird das Notwendige thun. Würde es nicht gut sein, hier auch solche Maßregeln zu treffen?"

„Über die Dienerschaft habe ich keine Machtvollkommenheit, Herr Hofmarschall," entgegnete Melander. „Ihr werdet besser als ich ermessen, wie weit derselben die Wahrheit nütze ist. Die Wachen mögen erfahren, daß der Herr an einem hitzigen Fieber darniederliegt. Dem Heere aber die ganze Größe der Gefahr mitzuteilen, bevor die Landgräfin eingetroffen ist, halte ich nicht für ratsam."

„Bis wann kann die Herrin hier sein?" fragte Scheffer den Hofmarschall.

Dieser zuckte die Schultern.

„Wenn sie gleich aufbricht, morgen gegen Abend, spätestens übermorgen früh," antwortete er. „Aber dürfen wir hoffen, des Landgrafen rasch sinkende Kräfte so lange zu erhalten?"

„Die Ärzte fürchten keine augenblickliche Gefahr," mischte sich de la Mer bescheiden ein, als keiner der Herren eine Antwort gab. „Doktor Wolff sagte mir ausdrücklich, daß er von vollkommener Ruhe das Beste hoffe."

„Äußerte er keinen Verdacht der Vergiftung?" fragte Geiso, der den Gedanken daran nicht überwinden konnte.

„Nein," entgegnete der Kammerdiener mit Bestimmtheit. „Ein solcher muß entschieden zurückgewiesen werden. Der Ausspruch desselben überraschte mich im ersten Augenblick, aber je mehr ich darüber nachdenke, um so mehr muß ich dies einen unwürdigen Verdacht nennen. Seine Fürstlichen Gnaden sind seit Jahren leidend, man konnte sich niemals Hoffnungen auf eine lange Lebensdauer hingeben, und die letzten Nachrichten von den Verwüstungen in Hessen durch die Kroaten griffen dem Herrn ans

Leben. Seit Wochen sah ich den Tag kommen, an welchem er den Kampf gegen die Krankheit aufgeben mußte."

„Und Ihr schwieget beharrlich darüber," sagte Geiso vorwurfsvoll.

„Seine Fürstliche Gnaden hatten mir Verschwiegenheit anbefohlen, und ich hatte sie gelobt, Herr!" verteidigte sich de la Mer. „Selbst dem Arzte barg der Landgraf seine Leiden; denn er wollte nicht gehindert sein, wie er sagte, sein Werk zu thun, so lange es ihm noch Tag war. Deshalb hielt er auch die Gemahlin fern. Ihre liebenden Augen würden nur zu bald entdeckt haben, was er ihr verbergen wollte."

„Es war unrecht von Euch, de la Mer, so lange zu schweigen," rief Geiso aufgeregt. „Vor Wochen, vielleicht noch vor Tagen, wäre es der Geschicklichkeit der Ärzte gelungen, die Krankheit zu heben."

„Nein," fiel Malsburg ihm ins Wort, „glaubt das nicht, Geiso; das Leiden, dem der Landgraf unterliegt, kann Menschenwitz und Menschenkunst nicht heilen." Er hatte den Arm unter den des Obersten geschoben, und beide gingen im Gespräch langsam durch den Saal. „Die Krankheit, die ihm das Leben kürzt, ist dieser Krieg," fuhr Malsburg fort. „Kummer, Sorgen, Ärger, Leid und Pein trafen in jeglicher Gestalt des Fürsten warmes Herz und raubten ihm alles, was das Dasein freundlicher gestaltet. Für ihn gab es nicht Ruhe noch Rast, nicht Frieden noch Freude, nicht Behagen noch Befriedigung. Seine Tage waren voll Arbeit und seine Nächte voll Gram; seine Sehnsucht nach dem Frieden war vergebens, und sein Wunsch, die Wunden heilen zu können, welche der Krieg schlug, blieb unerfüllt. Das ist das Gift, dem er unterliegt! De la Mer that seine Pflicht, wenn er bisher schwieg, und thut sie heute, wenn er redet, um falschen Verdacht zu entkräften."

Unterdessen war der Abend hereingebrochen. Die wenigen Kerzen, welche ein Diener auf hohen Leuchtern hereingebracht erleuchteten den großen Raum nur unvollkommen. De la Mer

war ins Krankenzimmer zurückgekehrt, und Melander hatte sich mit Scheffer und Sixtinus in das Nebenzimmer begeben, wo ein Arbeitstisch aufgestellt war, an welchem er sich mit den beiden Räten niedergelassen. Auch die übrigen Herren hatten sich bis auf zwei oder drei, die am andern Ende des Gemaches saßen, entfernt. Geiso blickte sich nach ihnen um und fragte dann leise:

„Mißtraut Ihr dem Generalleutnant, Malsburg?"

„Nicht wegen des Giftes," entgegnete dieser rasch. „Er ist kein Feigling, sondern ein ehrgeiziger Soldat, und ich weiß nicht, ob er geneigt sein wird, sich der Herrschaft der Landgräfin zu fügen. Ich fürchte, er will sie beherrschen, und Amalie Elisabeth ist nicht die Frau, die das erträgt. Für unsere Feinde, Geiso, ist kein Augenblick günstiger, den Landgrafen abscheiden zu sehen, als dieser."

„Warum glaubt Ihr das?" fragte der Oberst erstaunt. „Wir sitzen hier mit einem Heer, welches gute Manneszucht hält im reichen Lande, haben uns von dem katholisch gesonnenen Grafen von Ostfriesland nicht allein, sondern was mehr sagen will, auch von seinen Ständen hohe Kontributionen und sonstige gute Bedingungen erwirkt und dazu unsern treuen Bundesgenossen Oranien mit den Generalstaaten in nächster Nähe."

„Das ist ein großer Vorteil für das Heer; aber was kann er nützen bei der entsetzlichen Bedrängnis, in welche dieser Todesfall das hessische Land bringen muß. Bedenkt nur die Lage dort! Könnt Ihr dafür bürgen, daß man einmütig die Vormundschaft der Landgräfin anerkennen wird? Sie ist gegen allen Brauch, und ich fürchte, sie wird auf Schwierigkeiten stoßen, zumal jetzt, wo sich alle evangelischen Reichsfürsten mit einziger Ausnahme des Landgrafen und Bernhards von Weimar dem Kaiser unterworfen haben."

„Das sorge ich nicht," wehrte Geiso ernst und bestimmt. „Man wird dem Sohn unseres Herrn die Treue halten, unter wessen Vormundschaft der Vater ihn auch gestellt. Ich kenne mein Volk; denn ich bin sein Sohn und weiß, wie es denkt und

fühlt. Seid versichert, daß, wie groß die Bedrängnis auch sein wird, sie doch nicht größer sein kann, als die Treue."

„Ihr denkt nicht an alles, Geiso," rief Malsburg fast ungeduldig. „Es handelt sich nicht nur darum, treu zu sein, es handelt sich auch darum, ob man in Hessen geneigt sein wird, sich der Vormundschaft der Fürstin zu fügen, welche, wie ich Euch schon einmal sagte, gegen allen Brauch des Landes ist. Ihr sagt: Ihr kenntet Euer Volk, nun so wißt Ihr auch, wie sehr dasselbe an allen seinen Rechten hängt."

„Was gegen den Brauch ist, ist darum noch nicht gegen das Recht," warf Geiso ein. „Und hat nicht Sophie von Brabant, die Ahnfrau des Hauses Hessen, das Eigentum ihres Sohnes verwaltet, bis er mündig ward?"

„Danach aber, als Landgraf Philipps Mutter das nämliche beanspruchte, erklärten die am Spieß versammelten Stände: man müsse eher bis an die Knöchel im Blute waten, bevor man sich im Lande zu Hessen einer Frau unterwerfe! Seht, daran denke ich, und das erfüllt mich mit Sorge," rief Malsburg.

„O Herr General-Kriegskommissar," rief Geiso unwillig, „könnt Ihr die junge, eitle, herrschsüchtige und von Mönchen mißleitete Anna von Mecklenburg mit Amalie Elisabeth vergleichen wollen, oder jene arme Zeit, in welcher jeder nur um seines eigenen kleinen Rechtes willen das Schwert zog, mit unsern Tagen, in denen das ganze Volk um seinen Glauben streitet?"

Malsburg lächelte trübe.

„Ich wollte, ich könnte Eure Zuversicht teilen, Oberst," sagte er, „aber ich kann nicht umhin, zu fürchten, daß mit des Landgrafen Tod auch Hessen, dies letzte Bollwerk der evangelischen Sache, unterliegen wird. Bedenkt: ein im Ausland gestorbener, geächteter Fürst; eine Witwe mit sechs unmündigen Kindern; ein Nachfolger von acht Jahren, den ebenfalls die Acht bedroht; Verwandte, die seit Jahren mit Kaiserlicher Unterstützung nach dessen Erbe trachten; ein Land, von feindlichen Truppen besetzt, verwüstet und tief erschöpft; Städte, die verarmt, Schlösser und

Burgen, die zerstört; Dörfer, die entvölkert; ein Heer, das im fremden Lande weilt und dazu eine Schuldenlast von zwei Millionen und fünfundneunzigtausend Thalern. Und alle diese Sorgen soll eine einsame Frau tragen!"

Geiso, der sich fester mit der Rechten auf sein großes Schwert gestützt, hatte die Linke abwehrend erhoben.

„Und dennoch dürfen wir getrost sein, Herr General-Kriegskommissar," rief er mit freudiger Zuversicht; „denn der unmündige Knabe, der bald unser Herr sein wird, hat sein gutes Recht und eine hochherzige Mutter zur Seite; hinter ihm steht sein treues, tüchtiges Volk, das bei ihm aushalten und für ihn streiten wird so lange es das Schwert erheben kann, und über ihm waltet Gott, der Vater der Waisen. Ohne Furcht und Zagen wollen wir daher den Kampf aufnehmen, allzeit getreu an der Seite der einsamen Frau stehen und unerschütterlich glauben, daß der Sieg unser sein wird."



Zwölftes Kapitel.

Der Landgraf hatte eine ruhige Nacht gehabt, aber der Schlaf hatte dennoch seine Kräfte nicht gehoben, und als Malsburg andern Tages bei ihm eintrat, lag er in jener friedvollen Ermattung, welche öfters der nahenden Auflösung vorangeht und die Umgebung zu täuschen vermag.

De la Mer hegte neue Hoffnung und hatte im Vorzimmer dem General-Kriegskommissar mit heiteren Blicken von der eingetretenen Besserung berichtet, aber das Achselzucken Doktor Wolffs und der Anblick des geliebten Fürsten überzeugten Malsburg gar bald davon, daß dessen Lebensdauer nach Tagen, ja vielleicht nur nach Stunden noch gezählt werden konnte.

Er lag schlummernd auf einem Ruhebett, welches man auf seinen Wunsch in die Nähe eines Fensters geschoben. Die friedliche Ruhe des Schlafes und das volle Licht, welches auf sein schmales, abgezehrtes Antlitz fiel, ließen die feinen, edeln Züge desselben deutlich hervortreten, und des Obervorstehers Herz zog sich zusammen, als er den Ausdruck schmerzlicher Sehnsucht wahrnahm, der um den Mund mit den etwas vollen Lippen gebreitet lag. Das Gesicht war dem Fenster zugekehrt, und als Malsburgs Blicke durch dasselbe hinaus auf die im Grün der Wiesen deutlich erkennbare Fahrstraße fielen, die sich weiß, einsam und fast

unabsehbar durch die weite Ebene dehnte, fühlte er an dem eigenen Verlangen danach, mit welcher Sehnsucht der Kranke das Kommen der Landgräfin und der Kinder erwartete, welche auf diesem Wege eintreffen mußten.

Sollte auch dieser letzte Wunsch, wie so mancher andere im Leben des schwergeprüften Fürsten, unerfüllt bleiben, fragte sich Malsburg und lehnte sich etwas weiter vor, um nach der Sonne zu sehen, welche ihren Lauf schon abwärts zu senken begann.

Bei der leichten Bewegung so dicht an seinem Lager schlug Wilhelm die Augen auf. Einen kurzen Augenblick ruhten sie enttäuscht auf dem treuen Manne, der ihm, seit er zu denken vermochte, mehr ein älterer Freund, als ein Vasall und Diener gewesen war.

Mit einem müden Lächeln reichte er ihm die magere Hand und neigte grüßend den Kopf gegen den sich ehrfurchtsvoll Verbeugenden.

Kaum vermögend seine Bewegung zu bergen, zog Malsburg die dargebotene Rechte seines Fürsten an die Lippen und ließ sie lange darauf ruhen. Er wußte, daß er diese teure Hand nicht oft mehr warm in der seinen halten würde, und alles, was die gerechte Sache, was sein geliebtes Heimatland und er selbst mit dem verehrten Herrn verlor, stand lebendig vor seiner Seele und raubte ihm fast die Beherrschung seiner selbst. Es war als ob der Landgraf in seinem Herzen läse, als er ihm zulächelnd jetzt mit milder, tröstender Stimme sagte:

„Meine Gemahlin und mein Sohn werden vollenden, was ich erstrebte, und Ihr werdet beiden allzeit getreu sein!“

„Allzeit getreu,“ wiederholte Malsburg sich aufrichtend die Worte. Kein Eidschwur, kein feierliches Gelöbnis hätte mehr sagen können als der Ton, mit dem sie gesprochen wurden.

Wilhelm verstand seinen Getreuen und dankte ihm mit einem langen, innigen Blick. Jedes Wort und jede Bewegung schien ihm Mühe zu machen, und es währte eine Weile, bevor er wieder sprach.

„Setze Dich, Otto," sagte er dann, auf einen neben seinem Lager stehenden Sessel deutend, „und laß uns noch einmal so zusammen plaudern, wie wir es so oft gethan. . . . Es kann leicht das letzte Mal auf dieser Erde sein," setzte er nach kurzem Schweigen hinzu, und während Malsburg tief ergriffen und die Thränen kaum bewältigend stumm blieb, fuhr er fort:

„Wenige der Hoffnungen sind in Erfüllung gegangen, von denen wir einst geträumt. Gott hat mir vieles versagt, aber auch vieles gegeben über Bitten und Verstehen: ein Volk, welches in Liebe und Treue mir anhängt, welches kein Leid von mir abwenden, keine Not mir entfremden, keine Drohung mir entreißen konnte; ein Weib voll herrlicher, köstlicher Gaben, welches in allem Kummer neben mir stand als der Engel des Trostes, den mir Gott gesandt, und als die Krone meines Lebens; Kinder, die mich zu frohen Hoffnungen berechtigen und Freunde, welche meinen Liebsten beistehen werden, mein Werk zu vollführen."

„Dazu gebe uns Gott seine Kraft und seinen Segen," sagte Malsburg mit erstickter Stimme, als der Landgraf erschöpft schwieg und seine großen Augen, die in einem eigentümlich träumerischen Lichte strahlten, wieder durch das Fenster in die Ferne richtete.

Des Obervorstehers Blicke folgten derselben Richtung. Noch immer zog sich der breite Weg, sonnenbeschienen, einsam und verlassen, durch das Grün der Wiesen, und die Angst beschlich ihn, die Landgräfin möchte den Gemahl bei ihrer Ankunft nicht mehr lebend finden. Der Frieden auf des Fürsten Antlitz, die Ruhe, welche seltsam abstechend gegen die qualvolle Pein und Unruhe der letzten Tage sich über ihn gebreitet, konnten ihn nicht täuschen. Er wußte, daß dieses Aufhören des Kampfes nicht Sieg, sondern Ergebung bedeutete, und sah nur zu deutlich, wie des Herrn Kräfte von Stunde zu Stunde sanken. Er mißtraute Melander, und die Anwesenheit der Herrin schien ihm von äußerster Wichtigkeit. Dachte er auch daran, wie unendlich groß der Schmerz der liebenden Frau sein würde, wenn kein letztes Wort des

Gatten ihr Ohr mehr erreichen, kein inniger Blick ihr Auge mehr treffen konnte, so war diese Sorge doch nur gering gegen die viel größere, daß ihre künftige Stellung als Regentin durch ihre Abwesenheit gefährdet sein könnte.

Des Landgrafen Frage nach der Zeit unterbrach sein Nachdenken. Er zog seine Uhr hervor und öffnete nicht ohne Mühe das große eirunde Gehäuse, welches das Werk und Zifferblatt umschloß.

„Es ist nicht viel über drei Uhr," sagte er nach einem längern Blick darauf. „Vor sieben Uhr kann Euer Durchlaucht Gemahlin nicht eintreffen, und Euer Fürstliche Gnaden sollten die Zeit zur Kräftigung durch Schlaf benutzen."

Der Landgraf beachtete den Rat nicht. Er hatte aufmerksam die Uhr in Malsburgs Hand betrachtet und streckte nun die seine danach aus. Der Ritter legte sie hinein.

„Sie ist ein Geschenk Euer Fürstlichen Gnaden," sagte er dabei.

Wilhelm nickte und sagte sinnend:

„An welche Zeiten mich dieses Nürnberger Ei erinnert. . . . Auch nicht an glückliche," fuhr er nach längerer Betrachtung seufzend fort. „Allein die Tage meiner Kindheit ausgenommen, trifft all mein sonstiges Erinnern auf trübe, sorgenvolle Zeit. . . . Doch damals lag das Leben selbst noch lang und hoffnungsreich vor mir, und ich träumte von großen Erfolgen; aber jetzt, wo ich darauf zurückblicke und am Ende stehe, erscheint es mir, als seien die Tage voll Arbeit und die Nächte voll Sorgen ein vergeblicher Kampf gewesen. . . . Glaube mir, Otto, es ist bitter, mitten im Schaffen abgerufen zu werden. Ich hielt es nicht für möglich, mich in Ergebung zu fügen, da ich erkannte, daß Gott von mir fordert, mein Werk, die Aufgabe, die er mir gestellt, unvollendet zu verlassen. . . . Aber," und er legte die Hand auf die Bibel, die aufgeschlagen auf einem kleinen Tische neben seinem Ruhebett lag, — „hier ist die Quelle, aus welcher ich mir von jeher alle Kraft geholt. . . . die Kraft, den Widerstand zu leisten, zu dem

ich mich so schwer und ungern nur entschloß, und nun die Kraft, willig das Schwert aus der Hand zu legen, bevor die Aufgabe vollendet ist, die mein schweres, trauriges Teil war."

Wilhelm hatte in kurzen Sätzen und oft innehaltend mit der fieberhaften Hast gesprochen, welche Kranke so häufig ergreift und sie dem Rat ihrer Umgebung trotzen läßt.

Malsburg nahm bewegt die Uhr zurück, welche er ihm reichte, und de la Mer trat besorgt heran.

„Euer Fürstliche Gnaden," bat er, während er die Kissen bequemer zurechtlegte, „sollten nicht soviel reden; Doktor Wolff hat die äußerste Ruhe anbefohlen und . . ."

„Doktor Wolff und Du, Ihr meint es gewiß sehr gut," unterbrach ihn der Landgraf mit einer leichten Ungeduld im Ton, „aber Ihr wißt nicht, wieviel leichter es ist, mit einem treuen Genossen von fernen, gemeinsam verlebten Tagen zu reden, als still zu liegen mit den Gedanken an das Zukünftige, welches uns verhüllt ist und in welches doch mein nächster Schritt mich einführen wird."

„Der nächste Schritt, den Eure Fürstliche Gnaden thun sollen, wird ein Schritt der Genesung sein," versuchte de la Mer die Lebenshoffnung des Kranken zu erwecken; aber dieser schüttelte mit mattem Lächeln das Haupt.

„Auf welchen thörichten Weg Deine Liebe mich verlocken möchte, de la Mer," verwies er diesen. „Ich habe mit dem Leben abgeschlossen, kein Schritt, kein Blick, kein Wunsch führt mich in dasselbe zurück. . . . Seit lange fühlte ich den Willen Gottes über mir, aber seit ich mich bereitete, seinem Ruf zu folgen, seitdem ist der Frieden mein Teil, der nicht von dieser Welt ist. . . . Laßt es Euch freuen, meine Getreuen!"

Keiner der beiden antwortete. Der Landgraf legte erschöpft sein Haupt fester auf das Kissen zurück, und die Lider sanken langsam nieder. Leise ging de la Mer hinaus und Malsburg blieb allein bei seinem sterbenden Fürsten.

Und doch war es kein ganz trauriges Bild, das sich ihm

darbot, als er die Augen hob. Die Fenster nach Abend hin waren geöffnet, und der würzige Duft von Grummet drang mit dem frischen Hauch, der das Sinken der Sonne begleitete, in das Gemach. Das Licht flutete voll und goldig herein und malte die zitternden Schatten der draußen stehenden Bäume an die Wand. Der Lärm der Gassen und des hastenden Lebens drang nicht bis hierher, nur die jauchzenden Stimmen der in den Gärten spielenden Kinder und zuweilen das ferne Klingen der Glocken der weidenden Herden und das leise Gezwitscher der Vögel wurde hörbar und sänftigte den Schmerz in der Brust des Mannes, der hier die einsame Wache hielt.

Die Zeit verstrich. Malsburg bemerkte es kaum und ward sich nicht bewußt, ob Minuten oder Stunden verrannen. Alle Unruhe und Ungeduld der Erwartung war von ihm gewichen, und er hatte die Empfindung, als habe sich der erhabene Frieden, der auf seines Fürsten Antlitz lag, auch ihm ins Herz gesenkt.

Die Sonne war tiefer gesunken; ihre Strahlen leuchteten jetzt auf der klaren, weißen Stirn des sanft Schlafenden. Sie umgaben die reichen, langen Locken seines braunen Haares, die auf dem weißen Kissen lagen, wie mit einem Heiligenschein, und der Ritter vermochte seine Augen nicht abzuwenden von dem verehrten Antlitz. Aller Klugheit zum Trotz stieg der Wunsch in ihm auf, in dieser Stille, in diesem Frieden möchte das sturmbewegte Leben des geliebten Herrn sanft und schmerzlos enden.

Da wurde es lebhaft im Hause. Thüren gingen auf, Schritte wurden hörbar, und aus dem Nebenzimmer drangen Stimmen herein. De la Mer, von Doktor Wolff gefolgt, trat ein, und beim Geräusch seiner Tritte öffnete der Landgraf die Augen.

Er wandte langsam das Haupt und sah verwundert den Kammerdiener an, der ein Glas Wein und eine kleine Scheibe feinen weißen Gebäckes auf einer Platte auf den Tisch an seiner Seite stellte, während der Arzt die Hand des Kranken ergriff,

um den Puls zu prüfen. Wilhelm erhob die Augen; sie fielen auf Malsburg, der sich erhoben hatte und nun am Fußende seines Ruhebettes stand.

„Ist der General Melander da?“ fragte er mit leiser undeutlicher Stimme.

„Er ist im Vorzimmer, Fürstliche Gnaden,“ antwortete der Obervorsteher, „befehlt Ihr ihn zu sehen?“

Aber der Landgraf schien die Frage nicht verstanden zu haben; der Kopf sank zur Seite, und die Lider fielen wieder über die müden Augen herab. Der Arzt ließ mit besorgter Miene die Hand los, die kalt und feucht in der seinen gelegen, und zog die Decke darüber; dann griff er zu einem Löffel und dem Weinglas.

„Ihr solltet ein wenig Wein nehmen, Fürstliche Gnaden,“ sagte er laut im überredenden Ton. „Er wird Euch stärken und . . .“

Der Landgraf schlug die großen Augen auf und zuckte zusammen. Er wollte sich aufrichten, aber seine Schwäche hinderte ihn daran, und mit einem Seufzer gab er den Versuch auf, der ihm eine Anstrengung verursacht hatte, die ihm für einige Sekunden den Atem benahm und ihn zum Stillliegen zwang. Dann nahm er willig den Wein, den ihm der Arzt bot.

„Ist es Abend?“ fragte er darauf.

„Es ist sieben Uhr,“ sagte de la Mer.

„So habe ich nicht nur geträumt, Amalie Elisabeth ist da?“ fragte er dann lebhafter und mit stärkerer Stimme. „Aber warum kommt sie nicht, ich hörte sie reden?“ setzte er mit einiger Ungeduld hinzu.

„Hier bin ich schon,“ sagte da neben ihm die sanfte Stimme der Landgräfin, die leise eingetreten war und nun an der andern Seite seines Lagers stand. Bevor er einen Versuch machen konnte, sich ihr zuzuwenden, hatten ihre Arme ihn umfangen, und er fühlte ihre warmen Lippen auf seiner Stirn.

Malsburg und der Arzt waren hinausgegangen; nur de la Mer blieb zur etwaigen Hülfe in der Nähe.

Das unnennbare Glück, sich noch einmal in der Umarmung der so innig geliebten Frau zu wissen, schien die sinkenden Kräfte des Fürsten neu zu beleben. Er bog sich zurück, um ihr in die Augen zu blicken, und als er sah, daß sie voll Thränen standen, bat er liebevoll:

„Weine nicht, Elisabeth! Jetzt nicht! Versuche es, so glücklich zu sein, wie ich es bin, Dich neben mir zu haben, Dich noch einmal wiederzusehen."

Sie bemühte sich, zu lächeln, und ihre Augen sagten ihm, daß auch sie trotz allem Schmerz und der Schwere dieser Stunde das Glück empfand, bei ihm zu sein und die Versicherungen seiner Liebe zu empfangen. Aber während er fähig war, sich ganz dem Augenblicke hinzugeben, bangte ihr Herz vor den kommenden Stunden. Unablässig stieg ihr Gebet um Erhaltung dieses teuern Lebens zu Gott empor. Sie konnte nicht ablassen, zu flehen, obgleich jeder Blick auf das fast schon verklärte Antlitz des Geliebten ihr sagte, daß ihre Bitte ohne Erhörung bleiben würde. So lange er atmete, mußte sie hoffen; noch hatte sie nicht gelernt, sich zu ergeben.

„Sind die Kinder nicht bei Dir?" fragte er nach einem längern Schweigen und sah forschend umher.

„Sie sind alle mit mir gekommen," antwortete die Landgräfin. „Sie sind mit Frau von Günderode im nächsten Zimmer. Willst Du sie sehen?"

Der Landgraf nickte, und auf ein Zeichen der Fürstin ging de la Mer hinaus.

„Du weißt, welche Pflichten ich Dir hinterlasse, Elisabeth?" fragte Wilhelm, langsam und mit Anstrengung redend. „Sie sind schwer . . . doppelt schwer in diesem Augenblick . . . aber Du wirst sie auf Dich nehmen . . . und . . . ich bin dessen gewiß . . . Du wirst sie siegreich zu Ende führen."

„Zu dem festen Willen, den ich habe, wird mir Gott die

Kraft und das Vollbringen geben, wie ich von ihm erflehe," erwiderte Amalie Elisabeth leise. „Niemand, keiner Deiner Freunde noch Ratgeber, weiß so wie ich, was Du erhofftest und erstrebtest. Unverrückbar sollen Deine Ziele die meinigen sein, das gelobe ich Dir in dieser Stunde."

Das Öffnen der Thür unterbrach ihre Worte. Von de la Mer geleitet, traten die beiden acht- und siebenjährigen Prinzen Wilhelm und Philipp herein, und ihnen folgten die beiden Prinzessinnen Amalie und Charlotte, während Frau von Günderode, mit der noch nicht einjährigen Prinzessin Louise auf dem Arm, die kleine dreijährige Elisabeth an der Hand führte.

Die Landgräfin ging ihr entgegen.

„Ihr bemüht Euch selbst, Frau Christine," sagte sie gütig und nahm ihr das Kind ab, welches verlangend mit den kleinen Armen nach der Mutter reichte.

Frau von Günderode gab es hin.

„Ich sehne mich herzlich danach, Euch nahe zu sein, Fürstliche Gnaden," sagte sie leise. „Wie fandet Ihr den Herrn?"

„Ach, Frau Christine," flüsterte die Fürstin, und ihre Stimme bebte in verhaltenem Schmerz. Sie vermochte nichts hinzuzusetzen und konnte die Thränen nicht zurückhalten, die ihr über die bleichen Wangen rannen.

„Meine arme, liebe, gnädige Frau!" sagte Frau von Günderode voll Mitgefühl. „Gott hilft tragen, verlaßt Euch auf ihn."

Die Kinder sahen ängstlich zur Mutter auf, deren Thränen sie erschreckten, und keines wagte, wie sie es sonst gewohnt waren, zur fröhlichen Begrüßung des Vaters voranzueilen. Man hatte sie ermahnt, ruhig zu sein, und als sie denselben nun so regungslos liegen sahen, die großen Augen mit dem seltsamen Leuchten auf die Gruppe an der Thür gerichtet, überkam es die jungen Herzen wie eine Ahnung kommenden Schicksals, und mit banger Scheu umdrängten sie die Mutter, welche ihres ältesten Knaben kleine Hand ergriff.

„Tretet leise auf," mahnte sie die andern, „und bietet dem Vater Euern Gruß. Er ist krank und kann nicht zu Euch reden, aber er freut sich, Euch zu sehen."

Mit fragenden, mitleidsvollen und doch bangenden Mienen umstand die Kinderschar das Lager des Vaters, dessen Schwäche ihm kaum erlaubte, die entgegengestreckten kleinen Hände zu fassen.

„Meine Kinder!" sagte er zärtlich, die Blicke von einem zum andern lenkend.

Der kleine Wilhelm, der sich von der Hand der Mutter losgemacht hatte, legte liebevoll seine blühende, rosige Kinderwange neben das eingesunkene Antlitz des Vaters, und seine langen blonden Locken mischten sich mit dessen braunem Haar.

„Liebden Herr Vater," flüsterte er innig, und strich liebkosend über dessen Stirn und Wangen, „Ihr sollt bald wieder gesund werden. Wir alle haben den lieben Gott darum gebeten."

Philipp, dem des Bruders Vorgehen Mut gemacht und der durch seine heitere, herzliche Weise der Eltern besonderer Liebling war, versuchte, an dem Lager hinaufkletternd, des Vaters Hals zu umschlingen.

„Wollt Ihr nicht bald wieder mit uns spielen wie in Kassel, Liebden Herr Vater?" bat er schmeichelnd. „Ihr und Ohm Fritz; die Frau Mutter sagt, daß er bald kommt."

Über des Landgrafen Antlitz zuckte es schmerzlich, als er die Blicke auf dem Häuflein seiner jungen Kinder ruhen ließ, die alle noch in dem Alter standen, in welchem sie der Vaterliebe und Vatersorge nur schwer entbehren konnten. Jedoch die Schwäche übermannte ihn mehr und mehr. Er wollte die Hände segnend auf die Häupter seiner Söhne legen, vermochte aber nur die Rechte auf den an seiner Brust lehnenden Kopf Wilhelms zu erheben; die Linke fiel kraftlos herab, als er sie nach Philipps blondem Köpfchen ausstreckte. Amalie Elisabeth sah es. Mit dem Kind

auf dem Arm beugte sie sich zu dem Gemahl herab, dessen Lippen die Stirn der Kleinen mit einem Kuß berührten.

„Laß Malsburg . . . Melander . . . auch die Räte eintreten . . .," bat der Kranke atemlos in unzusammenhängenden, kaum verständlichen Worten. „Ich will . . . ich muß! . . . mein Land '. . . mein Weib . . . meine Kinder . . . eine letzte . . . letzte Bitte!"

Frau von Günderode nahm die kleine Prinzessin von der Landgräfin Arm und zog die andern Kinder hinweg. De la Mer hatte den Arzt gerufen, und während dieser mit Amalie Elisabeths Hülfe dem Kranken stärkenden Wein einflößte, traten Malsburg und Günderode, Melander, Geiso, Scheffer, Sixtinus und die Obersten der Regimenter leise ein und umstanden das Lager des Sterbenden, der, von den Armen seiner weinenden Gemahlin umschlungen, bleich und schwer atmend in den Kissen lag.

Der Wein bewährte seine stärkende Kraft; der Atem ward ruhiger und noch einmal schlug der Landgraf die Augen auf. Lange ließ er sie auf den Getreuen ruhen, von denen keiner die Trauer zu bergen vermochte, die sie alle trugen.

„Der Gottlosen Scepter wird nicht bleiben über dem Häuflein der Gerechten, auf daß die Gerechten ihre Hand nicht ausstrecken zur Ungerechtigkeit,"*) sagte da mit einem Male der Landgraf langsam und feierlich die Worte des 125. Psalmes. Er erhob die Hände zum Gebet und fuhr fort mit klarer, deutlicher Stimme und einer Kraft, die ihm schon seit Stunden entschwunden gewesen: „Herr, thue wohl den guten und frommen Herzen. Die aber abweichen auf ihren krummen Wegen, die wird der Herr wegtreiben mit den Übelthätern. Aber Friede sei über Euch!" und noch einmal wiederholte er flüsternd: . . . „Friede sei über Euch!" . . . dann fielen die erhobenen Hände nieder, und auf die in wahrhaft überirdischem Lichte strahlenden Augen sanken die Lider, um sich auf dieser Erde nicht wieder zu heben. . . .

*) Des Landgrafen letzte Worte am Abend des 20. September 1637.

Tiefe Ruhe herrschte in dem Gemach. Aller Augen waren thränenvoll auf den Fürsten geheftet, der hier, fern von der Heimat, die er liebte, aber umschlungen von den Armen seiner Gemahlin und umgeben von treuen Anhängern, Freunden und Dienern, sein sturmbewegtes Dulderleben schloß.

Die Morgensonne des 21. September 1637 leuchtete schon ins Gemach, als der letzte schwere Seufzer sich endlich des Landgrafen Lippen entrang und Frau von Günderode die vom Schmerz völlig daniedergebeugte Landgräfin vom Totenbette des Gemahls hinweg in das Zimmer geleitete, in welchem die Kinder, um derentwillen sie ferner leben, leiden, streiten und dulden mußte, in friedlichem Schlummer ruhten. —



Dreizehntes Kapitel.

Das Wetter, welches lange sommerlich heiter und warm geblieben, schlug plötzlich um, und der Herbst mit seinen Stürmen machte sich geltend. Die Sonne vermochte nicht mehr die dichten Nebel zu zerstreuen, die sich von den Bergen in das Thal senkten und von dem Flusse wiederum aufstiegen. Die gelb, braun und rot gefärbten Blätter, die dem Laubwald prachtvoll bunten Schmuck verliehen, solange noch kein Sturm sie von den Bäumen gerüttelt, fielen nun, von der unholden Feuchte bezwungen, naß und schwer zur Erde hernieder, von welcher sie sich nicht noch einmal zu lustigem Wirbeltanze erheben konnten. Ein rauher Nachtfrost hatte in den Gärten die letzten Blumen ihrer Farben beraubt, und was am Tage noch glänzend und duftig gewesen, war nun in Einer Nacht, aller Schönheit verlustig, ein trauriger Anblick geworden.

Aber nicht nur draußen in Wald und Feld, auf Wiesen und in Gärten machte der Herbst sich bemerkbar, auch drinnen in den Dörfern, Höfen und Städten nahmen seine trüben Tage Freudigkeit und Behagen der Menschen hinweg und machten die Hand des Krieges, die auf dem Lande lastete, doppelt fühlbar. Die wilden Haufen Kriegsvolkes, welche herrenlos im wechselnden Dienst der Parteien umherzogen, suchten Winterquartiere und lagerten sich da ein, wo noch unversehrte Wohnungen und abgeerntete

Felder die Aussicht auf einige Behaglichkeit und Nahrungsvorräte gestatteten, und an vielen Orten sah sich der fleißige Landmann wieder um einen sorglosen Winter betrogen. Die Fähnlein, welche die hessischen Obersten zum Schutze der Landschaft eingelagert hatten, machten den Bauern kaum weniger Beschwer, und der frische Mut, den die fröhliche Sommerszeit gekräftigt, sank wieder tief herab, als mit der schlechten Jahreszeit neue Nachrichten von Einfällen, Raub und Plünderung einliefen. Wer es konnte, suchte sich in festen Städten zu bergen, und die Obern derselben sorgten, so gut sie vermochten, für deren vermehrte Sicherheit. Auch die Statthalter von Kassel zogen die zerstreut im Lande umherliegenden Fähnlein Kriegsvolkes, soweit sie anderwärts entbehrlich waren, näher an die Hauptstadt heran.

Demgemäß hatte der Hauptmann von der Malsburg Befehl erhalten, mit seinem Fähnlein von Wolfhagen wieder nach Kassel zu rücken, und von ihm geleitet, waren auch Frau Maria mit Anne und Dorothea daselbst eingetroffen.

Mit der freundlichsten Beflissenheit ließ Eckebrecht es sich angelegen sein, den Frauen zu dienen und ihnen bei allen Vorkommnissen Rat und Hülfe zu leihen; aber Dorothea bemerkte dabei sehr wohl, daß er ihr seit jenem mit dem Prinzen Friedrich in Elmarshausen verlebten Nachmittag auswich. Wenn es sie früher zuweilen mit Ungeduld erfüllt hatte, daß er stets all ihr Thun mit Aufmerksamkeit verfolgte, so hatte sie dagegen in den letzten Tagen ebenso oft Gelegenheit gehabt, zu bemerken, wie er sie völlig unbeachtet ließ. Der ungezwungene Verkehr in Elmarshausen hatte ihre Teilnahme für den Vetter, den sie früher immer nur kurz und flüchtig gesehen, erhöht und ihr tiefere Einblicke in sein Fühlen und Denken gestattet. Im Verkehr mit Anne und Wolf Herbord, die aller geschwisterlichen Liebe zum Trotz, sich nicht immer über ihre verschiedenen Lebensansichten einigen konnten, war sein edler Sinn in einer von ihr nie geahnten Warmherzigkeit zur Geltung gekommen, und die Übereinstimmung, in welcher sie sich mit seinen Anschauungen befand,

die bei mancher sonstigen Verschiedenheit auf der gleichen Lebensstellung und gleichem Streben beruhten, hatten in ihr ein Gefühl erweckt, dessen sie sich erst bewußt wurde, als die kaum begonnene herzliche Annäherung von ihm so jäh wieder abgebrochen wurde. An dem Schmerz, den sie darüber empfand, erkannte sie, wie teuer ihr der Vetter geworden, und vergebens sann sie darüber nach, was ihn ihr entfremdet haben konnte. Sie wußte, daß Eckebrecht nicht launig war, auch, daß er nicht zu den Männern gehörte, welche von der französischen Art angesteckt, aus Eitelkeit sich um ein Herz bewerben, dessen Besitz ihnen wertlos ist, und welches sie wegzuwerfen bereit sind, wenn eine neue Eroberung sie verlockt. Ernst und gemessen war er damals, als er den Prinzen bei dessen schnellem Abreiten von Elmarshausen eine Strecke des Weges begleitet hatte, zurückgekehrt, und so war er seitdem verblieben. Das hatte Dorothea ihrer Unbefangenheit beraubt, und so oft sie es sich auch schon vorgenommen, vermochte sie doch nicht, ihm mit der frühern Herzlichkeit zu begegnen. Seinem Ernst setzte sie so ihren Stolz entgegen.

Frau Maria hatte die Spannung bemerkt; jedoch sie wußte, daß weder Eckebrecht noch Dorothea eine Einmischung liebten. Obgleich sie die Wünsche ihres Gemahls und die wohlwollenden Absichten des Landgrafen kannte, so gehörte sie doch zu den seltenen Frauen, welche der Liebe ihr Recht des Suchens und Findens allein belassen. Zudem erinnerte sie sich gern der Tage ihrer eigenen Jugend, in denen es auch an kleinen Irrungen zwischen ihr und dem Gemahl nicht gefehlt, und gerade diesen traute sie eine gewisse festigende Gewalt zu.

Dennoch würde sie vielleicht eine Frage gethan haben, wenn nicht ernstere und größere Sorgen sie beschäftigt hätten.

Aus Leer war keine weitere Kunde eingelaufen. Aber daß dem Lande zu Hessen der Verlust seines Fürsten in Bälde bevorstand, hatte sich dessen Umgebung schon seit einiger Zeit nicht mehr verhehlen können, und daß dieser Verlust neues Unglück im

Gefolge haben würde, war zu fürchten. . . . Aber was würde es sein, und wie konnte man ihm begegnen?

Gerüchte, von denen niemand zu sagen vermochte, woher sie gekommen, tauchten auf, wurden geglaubt und erwiesen sich auch nicht immer als unrichtig. Als Junker Eckebrecht am Morgen des 29. September bei der Base eintrat, kam ihm diese mit der Nachricht vom Hinscheiden des Landgrafen entgegen. Durch die Thore waren keine Boten als Überbringer der Kunde eingeritten, noch war solche auf andere Weise auf dem Rathaus oder dem Kanzleigebäude bekannt geworden, und doch war sie da und wurde geglaubt.

Das große Rad der herrschaftlichen Mühle an der Fulda sollte schon seit längern Tagen stillstehen, ohne daß ein Fehler in seinem Gewerke zn entdecken sei, hatte die alte Gürtelmagd Frau Marias dieser berichtet, und auch noch von andern Zeichen, welche den Tod eines Hessenfürsten anzukündigen pflegten, wußte man in der Stadt zu erzählen.

Schon im Sommer hatten die Landleute aus der Gegend von Gudensberg und Maden gemeldet, daß der Quinte mit ungewöhnlicher Heeresmacht aus dem Odenberge hervorgekommen, und daß das Wiehern und Stampfen seiner Rosse weiterhin als sonst gehört worden sei.

Das alles hatte die Seele des Volkes schon mit der Ahnung kommenden Unglücks erfüllt, und als sich nun das Gerücht von dem Heimgang des Fürsten verbreitete, da zweifelten nur wenige an seiner Wahrheit.

Trotz des Sturmes, der durch die Gassen fegte, und trotz des kalten feinen Regens, der in der Nacht herniedergefallen war und die ungepflasterten Straßen fast unwegsam gemacht hatte, durchwogte eine aufgeregte Menge die Stadt und auch Eckebrecht verließ mit dem Junker von Buchenau bald wieder die Frauen, um sich nach dem Rathaus zu begeben. Dort stand das Eintreffen neuer Nachrichten zuerst zu erwarten, und dorthin strebte deshalb mit ihnen zugleich ein großer Teil der Bürger. Die beiden

hatten den Ledermarkt noch nicht überschritten, als vom Turme der St. Martinskirche die große Glocke ihr weithin schallendes, ernstes und feierliches Geläute ertönen ließ. Gleich darauf fielen die kleinern Glocken ein, und aus der untern Stadt schallten die der Schloßkirche herauf. Die beiden jungen Männer hielten ihre Schritte an. Das Gesumme der schwatzenden Menge verstummte und machte einer tiefen Stille Platz. Die Männer nahmen die Kopfbedeckungen ab, und die Frauen neigten ihr Haupt; alle wußten, was der ernste Ton aus der Höhe zu verkünden hatte, und aller Ohren lauschten der feierlichen Kunde von dem Abscheiden des geliebten Fürsten und Herrn. Der Stille folgten laute Schmerzensrufe, die fast die Glocken übertönten, und aus den Häusern und Gassen kamen noch weitere Bewohner herzu. Jedermann wollte mehr, wollte einzelnes erfahren, und nach dem Rathaus und dem Schloß hin drängte und schob sich nun der gewaltige Strom des immer noch anwachsenden Volkshaufens.

Auch Malsburg und Buchenau verfolgten nach kurzer Weile ihren Weg dorthin. Eckebrecht hatte den Griff seines klirrenden Schwertes gefaßt und hielt es fest. Auf seinem ausdrucksvollen Antlitz lagerte eine tiefe, ernste Trauer, und wortlos ging er mit schnellen Schritten neben seinem schweigenden Gefährten hin.

Im Rathaus erfuhr er durch einen der Diener, daß die Herrn Statthalter sich auf die Kanzlei begeben, der Stadtrat aber bei verschlossenen Thüren Sitzung halte und keiner der Herren zu sprechen sei. So trat er mit Buchenau in den Wachtraum ein, den er leer fand, und erst nachdem er eine geraume Weile in demselben hin und her geschritten, brach er das Schweigen.

„Gott wird unserm verehrten Herrn, der jetzt vor seinem heiligen Thron steht, ein gerechter Richter sein und ihm den Lohn geben, dessen er nicht schon hier teilhaftig wurde,“ sagte er weich. „Tapfer und treu, unverzagt und unermüdlich hat er für sein und unser Recht gestritten wie ein Held. Mitten aus der Arbeit, ist er hinweggerufen worden und hat nicht vollbringen können

was er gewollt. Gott, der das Wollen richtet, hat das Vollbringen nun auf unsere Schultern gelegt. Ich bete, daß Er uns allezeit die Kraft geben möge, in Treue auszuhalten auf den Wegen, die wir alle gehen werden, furchtlos und unbeirrt. Ihr aber, Buchenau, müßt Euch nun entscheiden, ob Ihr als geborener Hesse mit uns gehen wollt, oder ob unsere Wege sich heute trennen für immerdar."

Wolf Herbord, der mit zusammengezogenen Brauen zur Erde geblickt, sah auf und schaute Malsburg offen in die Augen. Ein tiefer Seufzer hob seine Brust, und einen Augenblick kämpfte er mit einer ihn fast übermannenden Bewegung, bevor er antworten konnte.

„Ihr habt mich noch niemals Freund oder nur Kamerad genannt, Herr von der Malsburg, obgleich Ihr und Euer Oheim mich mit wirklicher Freundschaft behandelt habt, seit Ihr damals in Hanau mein und meiner Schwester Geschick erfuhret. Durch alle Eure Güte und Teilnahme hindurch habe ich doch immer mit Schmerz gefühlt, daß Ihr in mir nur den Sohn meines alten Geschlechtes und das Kind unseres gemeinschaftlichen Vaterlandes sehet . . ."

„Ihr habt viele Jahre auf seiten unserer Feinde gekämpft, gegen das Land, welches Euer Geburtsland und die Heimat Eurer zahlreichen Sippe ist," unterbrach Malsburg ernst und nicht ohne Vorwurf den langsam Redenden.

„Meine Sippe," rief Wolf Herbord mit Bitterkeit. „Sie war es, die Anne und mir die Heimat verwehrte, meine Ansprüche an unser Erbe zurückwies und nur that, was uns das Land meiner Geburt verleiden mußte. Ihr kennt die Begebenheiten meines Lebens?"

Eckebrecht nickte bejahend.

„So laßt mir Gerechtigkeit widerfahren; denn Ihr, gerade Ihr mit Euerm lebhaften Gefühl für Recht und Unrecht, würdet nicht anders gehandelt haben."

„Das weiß ich doch nicht," entgegnete Malsburg zögernd.

„Nein, Ihr wißt es nicht,“ rief der Junker rasch und heftig dagegen; „Ihr vermögt nicht, Euch an meine Stelle zu setzen, weil Ihr niemals in solcher Lage waret.“

„Ihr waret ein Hesse von Geburt, und alle Eure Besitzungen lagen im Hessenlande,“ warf der Hauptmann ein.

„Aber es handelte sich nicht um das Hessenland in den ersten Jahren des Krieges,“ entgegnete der Junker. „Es handelte sich um Glaubenssachen, und die Lehren einer wahrhaft frommen Mutter sowie die Erziehung im Kloster zu Fulda hatten mir die Lehren der römischen Kirche gerade so zum Heiligtum gemacht, wie der evangelische Glaube es für Euch ist. Überdies war ich ein Knabe von sechzehn Jahren, als die Kriegsvölker der Union mir den Vater töteten und mich zwangen, mit der kleinen Schwester im Arm in die Nacht hinaus zu fliehen. Burg und Schloß Buchenau waren Lehen der Bischöfe von Fulda; die Landgrafen von Hessen hatten nur das Öffnungsrecht von uns zu verlangen, und gerade damals hatten die meisten Herren der hessischen Ritterschaft Trutz- und Schutzbündnisse mit Tilly und Wallenstein abgeschlossen . . .“

„Es war schlimm genug, und sie haben es teuer gebüßt,“ fiel Malsburg ihm ins Wort. „Jedoch Ihr vergeßt, daß damals die Ritterschaft mit ihren Knechten und Hörigen fast ausschließlich die bewaffnete Macht des hessischen Landes bildete, und daß sie glaubte, den Krieg von unsern Marken fernzuhalten, wenn sie dem Landgrafen die Mittel versagte, ihn zu führen.“

Buchenau beantwortete den Einwurf nicht und fuhr fort:

„Als ich in jener Nacht floh, hatte ich nichts im Sinn, als die kleine Schwester nach Bayern zu den Verwandten unserer Mutter in Sicherheit zu bringen. Ihr wißt, wie ich in Hanau krank zusammenbrach, und wie Herr Esaias de Lattre als barmherziger Samariter an Anne und mir handelte. Die Neffen und Basen in Nürnberg begehrten nicht sonderlich danach, die Sorge für Anne zu übernehmen; sie fanden dieselbe im Hause des würdigen Bürgers gut geborgen, und als ich genesen war und der edle

Mann erkannte, wie schwer mir das beschränkte Leben einer Stadt zu ertragen war, da riet er selbst mir, im Streite der Männer das Schwert zu ergreifen und hieß es gut, als ich mich auf die Seite derjenigen stellte, mit denen ich die höchsten Hoffnungen des Menschen teilte."

Malsburg erwiderte nichts, und Buchenaus düstere Augen sahen finster drein, als er fortfuhr:

„Ich hatte lange Jahre immer nur dänischen, schwedischen und französischen Kriegsvölkern gegenüber gestanden, es war zum ersten Male, daß ich bei Hanau gegen Landsleute kämpfte . . . und . . . ich unterlag!"

„Um nun für immer an unserer Seite zu stehen," rief Malsburg warm.

„Es ist Brauch des Siegers in diesem unseligen Kriege geworden, den gefangenen Feind an seine Seite zu zwingen. Euerm Oheim verdanke ich die Gunst, daß man dies Recht nicht gegen mich übte; aber wenn ich nun zu Euch trete, werdet Ihr mir dann glauben, daß nicht Klugheit und Berechnung, sondern daß mein Herz in Wahrheit und Treue mich Euch gesellt?"

„Ob ich Euch das glauben werde, Junker?" rief Malsburg laut. „Wie mögt Ihr solche Frage thun! Ich würde es vielmehr nicht verstehen, wenn Ihr anders handeln könntet. Der Krieg ist ein anderer geworden, als er war. Die Jahre haben alles gewandelt. Wir kämpfen nicht mehr nur für unsern Glauben, nein wir verteidigen jetzt unser Land und alles, was die Väter seit Jahrhunderten uns erworben: unsere Fürsten und Gesetze, unsere Sitten und Bräuche, unsere Rechte und Freiheiten. Was ist es denn, was Ihr auf jener Seite gewonnen habt? Heimatlos seid Ihr geworden, freundlos und einsam. Kehrt zurück, und Ihr werdet alles wiedergewinnen, was dem Leben Wert giebt, Vaterland, Freunde und Genossen; ein Fürstenhaus, das Eure Rechte beschützt, eine Scholle, die seit Jahrhunderten Euerm Geschlecht Brot und Ansehen gewährte, und auf der Eure Nachkommen in Ehren wohnen können. Aber nicht mit Vorteilen

will ich Euch verlocken; vielmehr will ich Euch mahnen an die schwere Not, in welcher unsere Heimat sich befindet, und in der sie mehr denn je der felsenfesten Treue aller ihrer Kinder bedarf. Vierhundert Jahre sind verstrichen, seit unsere Väter auf dem Tage von Maden geschworen, in Ehren und Treuen, tot und lebendig beieinander zu stehen für das Kind von Hessen. Und bis heute hat der Schwur gehalten. Niemals noch ist jener Eid vergessen worden, und auch wir werden ihn nicht brechen! Mag kommen, was möglich ist, Hunger und Elend, Verderben und Drangsal, Not und Tod. In Ehren und Treuen, tot und lebendig, wie das alte Wort besagt, werden auch wir wiederum neben der einsamen Frau und dem Kinde stehen, welches einst unser Herr sein wird! Kein leichtes Werk wird es sein, zu dem wir uns heute geloben; denn unser Häuflein ist gering, die Zahl unserer Widersacher aber groß, und von allen Seiten drohen uns Gefahren. Dennoch frage ich Euch, Junker Wolf Herbord, wollt Ihr mit uns stehen und fallen? Wollt Ihr noch heute mit uns dem jungen Sohne unseres lieben seligen Herrn Treue geloben?"

„Ja, ich will es," rief Buchenau mit Freudigkeit und reichte Eckebrecht die Rechte entgegen, die dieser rasch ergriff.

„Ich danke Euch, Herr, daß Ihr mir den Weg gezeigt. Wohl fühlte ich, als mein Fuß die alte Heimat betrat, daß ich ihr angehörte und so leicht nicht wieder würde von ihr lassen können; aber ich scheute es, bei meinen frühern Genossen, deren Achtung mir stets wertvoll war, für einen Abtrünnigen zu gelten, und so im Widerstreite der Gefühle, wagte ich nicht meinem Herzen zu folgen."

„Folgt ihm nur getrost," sagte Eckebrecht ermutigend, „und vertrauet sicher, daß jede Treue ihren Lohn findet."

* * *

Es war in den spätern Stunden dieses Tages, als Anne von Buchenau die Thür zu dem großen Zimmer öffnete, welches in dem Malsburgschen Hause der Familie des General-Kriegskommissars zum Wohngemach diente. Sie fand Frau Maria und

ihre Tochter in dem traulich eingerichteten Raume anwesend, und Dorothea erhob sich bei ihrem Eintritt, um ihr freundlich entgegen zu kommen.

„Ich war schon an Eurer Thür, Anne," sagte sie, der ältern Freundin die Hand reichend; „Ich wollte Euch sagen, wie sehr wir, die Frau Mutter und ich, uns über des Junkers Wolf Herbord Entschluß gefreut haben; aber Ihr hattet Euch eingeschlossen."

„Ich habe Euer Klopfen nicht gehört," unterbrach Anne entschuldigend die Worte. „Habt Ihr es nicht wiederholt?"

„Ich klopfte gar nicht; ich versuchte, leise zu öffnen; als es nicht gelang, sagte ich mir, daß Ihr des Alleinseins bedürftet, und schlich mich davon."

Anne errötete.

„Ich hatte Wolf Herbords Übertritt in das hessische Heer schon lange sehnsüchtig gewünscht und war gewiß nicht immer vorsichtig genug, dies zu verbergen," sagte sie. „Daher wagte ich kaum, mich darüber zu freuen; ich fürchtete, er könnte vielleicht mir zu Liebe gethan haben, was ihm schwer wurde."

Dorothea schüttelte lächelnd das Haupt.

„Es ist ihm schwer geworden, Dorothea," versicherte Anne eifrig, „Ihr könnt es glauben. Ich sah es trotz aller Freudigkeit, mit der er mir seine Entschließung mitteilte, an dem Ernst, der auf seiner Stirn lagerte."

„Ihr seid thöricht, Anne," sagte Dorothea, und ihren Arm in den der kleineren Freundin legend, zog sie dieselbe nach dem Fenster hin, in dem Frau Maria lehnte. „Euer Bruder ist nicht der Mann," sagte sie im Gehen, „der um eines jungen Mädchens Ansicht willen seine Meinung ändert! Was er that, hat er reiflich erwogen, und wenn es ihm um seiner Vergangenheit willen nicht leicht wurde, so ist es um so mehr anzuerkennen."

Von den Türmen herab klang aufs neue das Trauergeläute, und Frau von der Malsburg wandte sich um. Sie war ebenso wie Dorothea und Anne in tiefes Schwarz gekleidet, und ihre

freundlichen blauen Augen waren vom Weinen gerötet; dennoch lächelte sie, als sie Anne die Hand entgegenhielt.

„Ich freue mich, Kind," sagte sie herzlich, „daß Ihr, Du und Dein Bruder, uns nun noch inniger verbunden seid als bisher. Komm und siehe, wie die Liebe, welche unser nunmehr in Gott ruhender, teurer Landgraf sich erwarb, lebendig sich erweist in der Treue zu seinem Sohn. Siehe, die Männer aller Stände drängen herzu, um dem achtjährigen Kinde ihren Eidschwur zu leisten. Keiner ist wohl dabei, der nicht wüßte, welche Gefahren ihm aus dieser Handlung erwachsen können, und wie die Kaiserlichen bereit sind, darum neue Unbill, Elend und Leid über uns zu bringen; aber keiner zaudert, seine Liebe zu erweisen! Und daß auch Dein Bruder in dieser Stunde der Not sich öffentlich als ein Sohn seines Landes bekennen will, darf Dich mit Freude und Stolz erfüllen."

Anne neigte sich schweigend auf die dargebotene Hand der gütigen Frau und küßte sie in tiefer Bewegung; dann folgte sie deren Aufforderung und trat an das Fenster, von welchem aus man den Platz vor der Kirche sowie den Ledermarkt bis zum Kaufhause und der Marktgasse hinunter übersah.

Von allen Seiten den Häusern entlang umstand eine dichte Zuschauermenge den Platz, welchen Bürger in Wehr und Waffen mit Hülfe von Stadtknechten frei erhielten. Mit schwarz verhüllten Fahnen und Abzeichen rückten die Zünfte und Innungen heran und nahmen vor der Kirche Aufstellung, während die Mitglieder der Ritterschaft und der Stände, die Geistlichkeit, die Beamten des Landes und des Hofes und die Mitglieder der Gemeinden ihnen gegenüber ihre Plätze fanden.

Die Ruhe und Ordnung, welche dabei waltete, das feierliche Geläute der Glocken und das gedämpfte Anschlagen der Trommeln, unter deren Schall einzelne Abteilungen des Kriegsvolkes über den Platz zogen, mehrten den Eindruck der tiefen Trauer und des Ernstes dieser Stunde, dessen jeder Einzelne sich bewußt schien.

Auch die Schar des Hauptmanns Eckebrecht zog mit schwarz verhüllter Fahne vorüber, und als er mit düsterm Antlitz grüßend vor den Frauen im Fenster das gezogene Schwert senkte, bog Dorothea sich weiter vor und sah ihm nach, wie er festen sichern Ganges mit hoch erhobenem Haupte dahinschritt.

„Was begiebt sich denn?“ fragte Anne leise. „Sie empfand die Feierlichkeit des Vorganges, aber sie verstand nicht, was er bedeutete.

„Die Herren Statthalter lassen die Thore schließen und besetzen,“ antwortete Dorothea sich aufrichtend, „damit die Erbhuldigung, welche alle, die Ihr da unten versammelt seht, dem Sohne unseres lieben, gnädigen Herrn zu leisten begehren, keine Störung erleidet.“ Ihre Augen leuchteten unter Thränen vor freudigem Stolz, als sie Annens Blicken begegneten.

„Seht dorthin, Anne,“ sagte Frau von der Malsburg befriedigt und zeigte auf eine Gruppe, welche vor dem stattlichen Hause des Pfennigmeisters Heinrich Hinkel der Kirche gegenüber Aufstellung genommen hatte. „Dein Bruder hat sich den hier anwesenden Herren der Ritterschaft gesellt, und wie gern sie ihn zwischen sich sehen, kannst Du daraus abnehmen, daß alle sich beeilen, ihm die Hand zu reichen. Siehe, auch der Statthalter Herr Bernhard von Dalwigk tritt an ihn heran und begrüßt ihn lebhaft.“

Annens Blicke waren Frau Marias Weisung gefolgt, und helle Freude überzog ihr Antlitz, als sie die hohe Gestalt des Bruders erkannte.

„Das ist der Statthalter von Dalwigk?“ fragte sie dann, mit neugieriger Teilnahme den Herrn betrachtend, dessen Name seit Tagen schon auf aller Lippen war, und der ein Ansehen und eine Beliebtheit genoß, wie sie Männern in so ausgezeichneter Stellung nicht immer zu teil wird.

„Ja, das ist Herr von Dalwigk,“ beantwortete Frau Maria die erstaunte Frage. „Ein Mann sonder Furcht und Zagen,

just wie er uns jetzt not thut! Es macht schon Mut, ihn nur anzusehen."

Lauterer Trommelwirbel unterbrach ihre Worte. Ein Offizier brachte die Meldung, daß sämtliche Thore der Stadt geschlossen und besetzt seien, und Dalwigk trat von Buchenau und den Herren, die bei ihm standen, hinweg in den auf der Mitte des Platzes von Kriegsvolk gebildeten Ring, in welchem der Statthalter Herr Helferich Deinhardt mit dem Gerichtsschultheißen und einigen Räten stand. Die Glocken schwiegen; eine feierliche Stille trat ein.

Der Gerichtsschultheiß trat vor und las mit hocherhobener und weithin vernehmbarer Stimme die Trauerbotschaft aus Leer von dem Hinscheiden des Landesherrn und verkündete zugleich dessen letzten Willen bezüglich der Vormundschaft und Regentschaft.

Mit ernstem Schweigen hatten die Versammelten den Worten gelauscht, und nur das leise Weinen und Schluchzen der Weiber ward hörbar, als der Schultheiß schwieg und eine kurze Pause eintrat.

Dann forderte er die Unterthanen auf, dem unmündigen Sohn des Toten den Treuschwur zu leisten, und verlas die alte Formel der Erbhuldigung: Allzeit getreu, hold und gewärtig zu sein Wilhelm dem Jüngern, dem ältesten Sohn und Erben ihres lieben seligen Herrn. Erst für dessen Sterbefall forderte er die Huldigung für den jüngern Sohn, den Prinzen Philipp, und nach ihm für die abgeteilten Oheime Hermann, Friedrich, Christian und Ernst; dann für die Linien Hessen-Darmstadt, Butzbach und Homburg, und endlich für das erbverbrüderte Haus Sachsen.

Eine kurze Stille folgte der Vorlesung, dann traten nach der Aufforderung des Rufers zuerst die Geistlichen herzu. Angeführt vom ersten Superintendenten, Herrn Theophilus Neuberger, leisteten sie den Eidschwur in die Hände der Statthalter. Ihnen folgten die Stände und die von der Ritterschaft anwesenden Herren samt den Beamten. In stolzer Haltung, mit festem Schritt und hocherhobenem Haupte traten sie je zwei und zwei in den Ring und

legten die Schwerthand zum Gelöbnis der Treue in die dargehaltene Rechte der Statthalter, und öfter klangen die mit lauter, fester Stimme gelobten Worte: allzeit getreu, hold und gewärtig zu sein, bis herauf zu den Fenstern, in welchen Frau von der Malsburg, Dorothea und Anne von Buchenau lehnten.

Das Geläute der Glocken begann von neuem, und unter ihrem ernsten Klang trat nun die in Gilden, Zünfte und Innungen eingeteilte Bürgerschaft, geführt von dem ersten Bürgermeister der Stadt, Herrn Christoph Müldner, heran. Es war eine stattliche Zahl; denn nur die Unmündigen, die Greise und Schwachen, welche Siechtum oder Krankheit zurückhielt, waren daheim geblieben. In ihren langen, faltenreichen Schauben boten die Männer mit den meist hohen Gestalten und ausdrucksvollen, markigen Gesichtern, wie sie jetzt gemessenen Schrittes einherzogen, einen feierlichen Anblick. Schon vorher hatten die einzelnen Mitglieder der Genossenschaften ihren Eid in die Hand ihres Obmannes oder Zunftmeisters geleistet, und während dieser nun für sich und seine Zunft dem Statthalter den Handschlag gab, durchzog diese, mit der schwarz verhüllten Innungsfahne und den Abzeichen ihrer Zunft an der Spitze, den vom Kriegsvolk gebildeten Ring.

Die Kaufmannsgilde, angeführt von ihrem Obmann und Vorsteher, dem Ratsherrn und Hansegreben Herrn Konrad Hütteroth, war die erste, welche nach dem Bürgermeister den Eid leistete. Sie war nicht nur die reichste und vornehmste der städtischen Genossenschaften, sondern ihr gehörten auch die meisten der Ratsherren an, die als solche aus dem Zuge heraustraten und den Eid persönlich in die Hand der Statthalter schwuren.

„Es ist die reiche Kaufmannschaft,“ erklärte Frau Maria der verwundert auf die große Zahl ansehnlicher Männer blickenden Anne, „sie bilden die Hansegrebengilde, und die angesehensten Bürger der Stadt gehören dieser an. Dort der kleine dicke Herr, der so bedächtig vor Herrn Deinhardt steht, ist der Hansegrebe Gerhard von Linz, dem das stattliche Eckhaus an der Marktgasse

und dem Graben gehört. Sein nächster Nachbar, Herr Amandus von Eschen, steht neben ihm, und die beiden folgenden Herren sind wiederum Nachbarn aus der Marktgasse, der Hansegrebe Hans von Senden und Herr Friedrich Rittershaußen."

Während dieser Erklärung hatte die Gilde den Kreis durchschritten, und die nächste Zunft nahm deren Platz ein.

„Es sind die Weber," erklärte Dorothea. „Die Tuchbereiter gehen voran, und ihnen folgen die Weber der feinen Damaste und des Leinens; auch die Strumpfwirker und einige andere dieses Gewerbes gehören zu dieser Zunft. Die nächsten sind die Färber, dann kommen die Lohgerber, die Schuhmacher und Gewandschneider."

„Und wer sind diese?" fragte Anne nach einer geraumen Weile, während welcher unablässig die Abteilungen der Innungen durch den Ring schritten und die Statthalter den Handschlag der Zunftmeister entgegen genommen hatten. „Sind auch dies Bürger der Stadt?"

„Ihr meint, weil sie statt der Schaube nur das Wams und den kurzen Mantel tragen?" fragte Dorothea. „Bürger sind sie aber darum doch; nur ihre Zunft gehört dem niedern Handwerk an. Ich vermag Euch aber nichts über Rang und Ordnung derselben zu sagen und weiß nur, daß man innerhalb der Genossenschaften streng auf diese sieht. Es ist nicht selten, daß eine Zunft mit Geringschätzung auf die andere blickt."

„Mit Geringschätzung, Dorothea?" wehrte Frau von der Malsburg. „Das wird keiner thun, der tüchtig und seines Wertes sich bewußt ist. Daß ein jeder auf sich und seinen Stand hält, ist heilsam und recht. Schranken bezeichnen die Bahn, innerhalb deren man sichern Weg hat, reiße sie nieder, und es wird nicht möglich sein, Ordnung zu halten auf den Wegen, die so vielfach dicht nebeneinander laufen, alle aber zu dem einen Ziel im Himmel führen, welches der Herr uns bereitet hat."

Der Abend war unterdessen hereingebrochen, und es war schon

fast dunkel geworden, als die letzte Abteilung aus dem Kreise heraustrat und der Schultheiß mit kurzen Worten die Huldigung als geleistet und angenommen erklärte. Der Ring löste sich auf, und der Platz begann sich unter dem Trommelschlag des abziehenden Kriegsvolks rasch zu leeren.

Vom Hohenthore her, wo er die Wache gehalten hatte, kam der Hauptmann von der Malsburg und traf vor der Kirche mit Herrn Bernhard von Dalwigk zusammen, der sich in seine hinter derselben belegene Wohnung begeben wollte. Beim Lichte der Fackel, die ein Diener des Statthalters trug, erkannten sich die Männer und blieben stehen.

„Seid Ihr selbst mit am Thore gewesen, Malsburg?“ fragte der Statthalter, dem jungen Mann die Hand reichend.

„Ich hielt es einer etwaigen Störung wegen für geboten,“ erklärte der Hauptmann. „Es hat aber niemand Ein- noch Ausgang begehrt. Ist die Huldigung einmütig vollzogen?“

„Einmütig?“ rief der Statthalter fragend. „Ich sage Euch, Malsburg, dieser neunundzwanzigste September 1637 wird eingezeichnet sein in die Bücher unserer Geschichte, wie der Tag von Maden! Wir haben allesamt gezeigt, daß wir die Enkel unserer Väter sind, deren Schwur wir halten; denn wahrlich, größere Treue kann kein Volk der Erde seinen Fürsten bezeigen, als die Bürger von Kassel es heute gethan.“

„Aber es ist nur Kassel, welches die Huldigung geleistet,“ sagte Malsburg sorgenvoll.

„Bevor acht Tage vergehen, wird das ganze Land dieselbe Treue erwiesen haben,“ versetzte Dalwigk zuversichtlich. „Glaubt Ihr, die Bürger und Bauern im Land an der Diemel, Schwalm und Fulda, zu Hersfeld, Vach, Landeck, Hauneck und was sonst zum Niederfürstentum gehört, wollten uns nachstehen?“

„Aber was werden die Herren in Wien und Darmstadt dazu sagen?“

„Was sie wollen,“ rief Dalwigk lachend. „Zum Henker mit ihnen, Malsburg! Was gehen sie uns an? Wir thaten

getreulich, was unser armer, lieber, leidvoller, nunmehr zu Gottes Freuden erhobener Herr von uns erwartet und verlangt hat. Alles andere schiert mich den Teufel und sollte auch Euch einerlei sein. Übrigens," setzte er hinzu, als Eckebrecht nicht antwortete, „thaten wir auch nach jener Seite ein Überflüssiges. Wir sandten die Todesanzeige an den Kaiser, die Kurfürsten und die andern Fürsten des Reichs. Insonderheit baten wir den Landgrafen von Darmstadt, sich des jungen Vetters getreulich anzunehmen, ihn und sein Erbland in Kaiserliche Hulden zu bringen und uns aus dem entsetzlichen Kriegselend zu reißen."

„Und was versprach Ihr dem Darmstädter Herrn für solch vetterliches Thun?" spottete Eckebrecht.

„Jawohl," rief Dalwigk mit kurzem Lachen. „Daß wir ein Versprechen vergaßen, wird wohl die Schuld sein, wenn er sich nicht auf die Verwandtschaft besinnen kann! — Aber wir erfüllten mit dieser Bitte den Wunsch unseres seligen Herrn und genügten der auferlegten Pflicht. . . . Doch gute Nacht, Malsburg! . . . Nein, faßt meine Rechte nicht so fest, sie hat heute so manchen treugemeinten Handschlag empfangen, daß sie noch lange davon wird zu leiden haben! . . . Vergeßt nicht, in den Schreibtafeln Eures Geschlechts zu vermerken, daß wir heute den neunundzwanzigsten September haben! Ich mahnte Euch wohl schon einmal daran? aber es ist ein Tag, den Kinder und Kindeskinder im Gedächtnis halten müssen, damit auch sie uns einst nachthun, was wir von den Vätern erlernt."



Vierzehntes Kapitel.

In ihrem kleinen Zimmer saß Frau Maria von der Malsburg allein, und las mit sorgenvoll gefurchter Stirn in Briefen, welche Boten neuerdings aus Leer für sie mitgebracht hatten. Es waren mehrere lange, vertrauliche Schreiben ihres Gemahls, der darin der treuen Gefährtin nicht nur über die letzten Tage und Stunden des verstorbenen Landgrafen berichtete, sondern seiner lieben Hausfrau auch alle andern Sorgen aussprach, die sein edles Herz bewegten, und für die er bei niemand wärmeres Mitgefühl und Verständnis fand, als bei ihr. Sie hatte die Briefe, welche an verschiedenen Tagen geschrieben waren, schon zum öftern Male zur Hand genommen, und der ruhige, heitere Gleichmut auf ihrem freundlichen Antlitz hatte einem ernsten Nachdenken Platz gemacht, als sie das letzte Blatt wiederum halblaut durchlas.

„Auch heute, meine herzallerliebste Maria, meinen besten Gruß und meine treuen Wünsche für Dich und die Kinder zuvor!

„So will ich nach allem, was ich Dir schon berichtete, auch nicht versäumen, zum Schlusse Dir noch mitzuteilen, daß vor einigen Tagen Prinz Friedrich samt den übrigen Herren aus Hessen mit ihren Reitern glücklich und wohlbehalten hier angekommen ist.

„Wie Du aus dem Vorhergesagten schon ersehen, hat er seinen Durchlauchtigsten Herrn Bruder nicht mehr unter

den Lebenden angetroffen, indem derselbige bereits von Gott zu seinen hohen Vätern versammelt war. Herr Friedrich hat uns jedoch mit seinem frischen Wesen und seinem tiefen, aufrichtigen Schmerz um Seine Hochfürstlichen Gnaden sehr erquickt, uns daneben aber auch, wie ich Dir nicht verhehlen will, in gar manche Bedrängnis des Denkens versetzt. Erstlich Ihro Fürstliche Gnaden, die Durchlauchtigste Frau Landgräfin, sodann aber auch mich, und jetzo, wie ich wohl fürchten kann, wird dies Schreiben auch Dir, meiner getreuen Frau Ehewirtin und herzallerliebsten Genossin, schwere Bedenken erregen. Doch hoffe ich, daß wir alle drei, ohne ernstlichen Schaden zu nehmen, uns dieser unserer Sorgen auch wieder entledigen werden.

„Von Ihro Gnaden, Frau Amalie Elisabeth, die sich gar schweren Herzens und betrübten Gemütes, jedoch auch sonderlich ernst und gewissenhaft in die ihr von dem Gemahl hinterlassenen Pflichten füget, forderte er einen Oberbefehl neben General Melander über das hessische Heer. Er macht dabei seine Rechte als Oheim der jungen Herren Wilhelm und Philpp und seine vor Breda unter Oranien erworbene Auszeichnung geltend.

„Ihro Fürstliche Gnaden haben ihm noch keinen letzten Entscheid gegeben. Von den Brüdern ihres in Gott ruhenden Gemahls liebt sie ihn am meisten und würde ihm gern einen Befehl anvertrauen. Wir alle aber, Dein Bruder Günderode, Scheffer, Sixtinus, Geiso und die übrigen Obersten, konnten ihr von solchem Beginnen nur abraten und machten ihr dadurch das Herz recht schwer. Des Prinzen Verwegenheit und seine Jugend von wenig mehr als zwanzig Jahren verbieten solches Wagnis, ohne dabei des Generals Melander zu gedenken, der schwerlich in eine Teilung der Gewalt willigen würde.

„Seiner aber kann Frau Amalie Elisabeth jetzt nicht entraten, indem der General nicht nur kriegsgewandt

und tüchtig, sondern auch ein guter Soldat und schlauer Führer ist.

„So sind also Ihre Fürstliche Gnaden dieser Forderung halber jetzo in ernstliche Überlegung versetzt; doch zweifle ich nicht, daß Ihre Gnaden den Ausweg findet, der ihrem abschlägigen Bescheid den schlimmsten Stachel nimmt, und daß sie für den Prinzen, dem sie ganz sonderlich gewogen ist, eine Stellung auskundschaftet, in der sein Heldenmut und sein Ehrgeiz sich befriedigen kann.

„Was nun die Sorge angeht, in welche der Prinz mich versetzt hat, so ist er keineswegs etwa auch mit einer Forderung an mich herangetreten, und möchte ich fast sagen: wollte Gott, ich hätte ihm auf eine solche mit kurzen Worten Bescheid sagen können.

„Er erzählte mir nur, daß er in Elmarshausen gewesen, und wie er Euch dort in guter Gesundheit und leidlicher Fröhlichkeit gefunden. Solches zu hören hat mich denn sehr erfreut und in Gedanken setzte ich mich zu Euch an den großen Tisch im Saale und sah in Dein gutes heiteres Antlitz, meine traute Frau Ehewirtin! Wie er mir aber nun recht deutlich beschrieb, wie er dort mit Euch so fröhlich gescherzt und wie er dann mit Dorothea allein im Fenster nach dem Burghof manch liebes, trautes Wort getauscht, das ihn mit frohem Gedenken auf seinem langen traurigen Ritt begleitet und ihm noch jetzt das Herz erfülle, so daß er mit Ungeduld die Zeit erwarte, da er Dir und mir die sohnliche Liebe erweisen können werde, welche er seit seinen Knabenjahren für uns im Herzen trage: da war es, daß bange Sorge sich in mein Herz senkte. Ich mochte ihn nicht fragen, ob Dorothea auf eine thörichte Liebeswerbung mit Hoffnungsworten geantwortet hat, die sie doch nie und nimmermehr erfüllen darf!

„Als unsere Väter Frau Sophie von Brabant mit ihrem Sohne in sein angestammtes Erbe riefen, da setzten

sie das Kind von Hessen zum Herrn über sich und beugten sich unter ihn, weil sie auch über ihn Gebote gesetzt hatten, denen er sich fügen mußte in gar mancher Neigung um seines Herrscherrechtes willen. Nur aus den Fürstengeschlechtern der Lande durfte er sich die Gemahlin wählen; denn nur Söhnen, die solchen Ehen entsprossen waren, wollten wir unterthänig sein. In allen Dingen muß der Herr eines Landes hoch über denen stehen, die ihm Unterthanen sind, und nichts darf er gemeinsam haben mit ihnen, als das, was Gott allen Menschen gemeinsam gesetzt hat an irdischem Leid und irdischer Freude. Nicht Vettern und Basen, nicht Sippe und Anhang darf ihn dem einen geneigt und verwandt, dem andern abgeneigt und fremd machen. Alle Fürsten und Herren von Hessen haben dies Gebot ihrer Würde wohl verstanden und gewahret, und auch Friedrich soll es nicht brechen, am wenigsten mit einer Tochter meines Hauses. Ich habe nicht gefragt, ob Dorothea die unschuldige Neigung zu dem Gefährten ihrer Kindheit, durch ein Wort unerfüllbarer Hoffnung zu einer Schuld gemacht hat, weil ich hoffe, sie ist sich bewußt, daß so wenig sie jemals als Edelfräulein unter sich greifen kann, sie ebensowenig ihre Augen über sich erheben darf. Solchen Gesetzen der Ordnung unterwirft jede ehrbare Jungfrau willig ihr Herz!

„Auch unser altes Geschlecht gehört zu den Herrengeschlechtern des Landes, und sie darf wählen unter allen, die ritterbürtig sind. Wahrlich, ich meine manch tüchtiger Mann stehe da in der Reihe.

„Daß ich dabei den Wunsch trage, Dorotheas Wahl möchte auf Eckebrecht sich lenken, und seine Liebe ihr gehören, ist Dir, mein herzallerliebstes Weib, nicht verborgen. Es ist nicht nur, weil ich mir einen Sohn und Erben meines Namens und Blutes gewinnen möchte, als vielmehr darum, daß Eckebrecht mir vor andern lieb und wert ist,

und weil auch Du vermeinest, wir könnten ihm ruhiger unser Kind ans Herz legen, als manchem der andern jungen Gesellen, die im wüsten Kriegstreiben verlernt haben, nach den Segnungen des Friedens zu streben.

„Aber so wenig ich ihn mahnen will, um Dorothea zu werben, so wenig sollst Du ihr zureden, ihr Herz zu ihm zu zwingen. Sie soll frei wählen unter den Männern, die Gott zu ihres Gleichen gemacht!

„Und nun, meine freundlich liebe Hausfrau und Ehewirtin, will ich Abschied von Dir nehmen. Ich habe den Schreibstift nicht oft im Leben so lange geführt als zu dieser Schrift; doch mußt Du darum nicht denken, daß er mir lästig geworden sei. Merke ich doch schon jetzt, daß meine sorgenvollen Gedanken leichter geworden sind, seit ich Dir Dein Teil daran nun zugewiesen habe. Du wirst alles bedenken und es wohl machen. In mein Gebet bist Du eingeschlossen samt unsern Kindern und Kindeskindern, heute und immerdar. Gott zum Gruß, mein trautes Weib!

Mit pflichtiger Liebe und ganzer Treue

Dein

Hausherr und Ehewirt

Otto von der Malsburg."

Frau Maria schob die Blätter, nachdem sie die Lesung beendigt, auf den Tisch zurück und stützte den Kopf nachdenklich in die Hand. Sie teilte des Gemahls Sorgen bezüglich des Prinzen Friedrich und Dorotheas nicht. Wenn dieser wirklich hatte sagen wollen, was Herr Otto aus seinen Worten entnommen, so hatte sicherlich nur Dorotheas unbefangene Freundlichkeit in seinem leicht entzündbaren Herzen eine Deutung erfahren, welche für seine Ruhe keine Gefahr barg. Er würde Wunsch und Hoffnung vergessen haben, bevor er eine Enttäuschung erfuhr, wenn er abwesend blieb, und dafür würde Frau Amalie Elisabeth schon sorgen. Auch Dorotheas wegen machte sich Frau Maria keinen Kummer. Ihr Kind war zu stolz, um zu lieben, wo ihre Zu-

neigung für ein Unrecht und sie selbst für zu gering angesehen wurde, und während sie so darüber sann, fielen ihr die Worte über unerlaubte Liebe ein, welche Dorothea in Elmarshausen gesprochen. Sie lächelte über den Verdacht. Wie oft waren ihr Gemahl und sie selbst schon bemüht gewesen, bei der Tochter einen Stolz zu unterdrücken, der zuweilen ganz unangemessen hervortrat. Nicht gegen Geringere, denen sie Freundlichkeit und Güte erweisen konnte; aber selbst solche dankbar oder gar demütig von Höhergestellten zu empfangen, war sie nur schwer geneigt. Sie ging gern mit erhobenem Haupte, auch den Vornehmsten entgegen, und wo sie zu ehrerbietigem Gruße sich neigte, mußten Würde oder Alter solchen verdienen. Sie bewahrte sich immer eine so stolze Zurückhaltung, daß die Mutter schon öfter sich gefragt, wo ihr Kind diese kühle Art und Weise gelernt, die ihrer eigenen hingebenden Freundlichkeit und der einfachen Offenheit des Gemahls ebenso fremd war, wie dem Wesen ihrer beiden vermählten Töchter.

Von Kindheit auf hatte der um drei Jahre ältere lebhafte Prinz der bedachtsamen Kleinen eine zärtliche Aufmerksamkeit bezeigt, und Dorothea hatte diese oft stürmisch dargebrachte Huldigung in ruhiger, überlegener Weise hingenommen. Die Zeit hatte daran wenig geändert, und wie über den Knaben, so hatte sich das herangewachsene Mädchen auch über den Jüngling eine Herrschaft bewahrt, die sich zwar nicht auf große Dinge erstreckte, den Prinzen aber sehr wohl in Schranken zu halten verstand und die Mutter gänzlich beruhigte. . . . . Aber ob ihres Eheherrn Wünsche in bezug Eckebrechts sich jemals erfüllten, das war Frau Maria zweifelhaft und doch . . . . erschien auch ihr keine Verbindung so begehrenswert als diese.

Noch kürzlich hatte sie gemeint, daß der Vetter mit ernsthafter Neigung um Dorotheas Liebe werbe; aber in den letzten Wochen war sie wieder irre geworden und vermochte mit allem Nachdenken nicht zu enträtseln, ob sie früher nur zu beobachten geglaubt, was sie gewünscht, oder ob in Wahrheit eine Entfremdung zwischen Dorothea und Eckebrecht eingetreten.

Ihr Sinnen darüber, ob sie sich nun mit einer Frage bei Dorothea oder Eckebrecht einmischen sollte, unterbrach ein rasches Klopfen an der verschlossenen Thür.

„Seid Ihr drinnen, Frau Mutter?“ klang Dorotheas Stimme von dem Flur herein, und Frau von der Malsburg erhob sich um zu öffnen. Dorothea stand auf der Schwelle; sie hatte den regennassen runden Mantel von dichtem schwarzen Wollenstoff schon auf dem großen Vorsaal abgelegt, aber der mützenartige Hut von Samt, den sie noch trug, ließ mit seinem dunkeln Pelzbesatz das jugendfrische Antlitz und ihre eigenartige Schönheit fast leuchtend hervortreten. Voll mütterlichen Stolzes sah Frau Maria zu ihr auf.

„Hast Du einen Ausgang gemacht?“ fragte sie verwundert.

„Sagte Anne es Euch nicht? Ihr waret zur Base gegangen, und ich hatte sie gebeten, mich bei Euch zu entschuldigen, weil Eile not that.“

„Nein, Anne war nicht hier. Sie weiß vielleicht gar nicht, daß ich zurückgekehrt bin,“ sagte Frau Maria. „Wünschest Du etwas?“

„Ich möchte Euch sprechen, Frau Mutter. Ich bedarf Eures Rates.“

„So komm herein,“ sagte Frau Maria und schritt der Tochter voran an den Tisch, auf dem sie die ausgebreiteten Briefe zusammenschob: „Setze Dich,“ sagte sie kurz und deutete auf einen Schemel, der ihrem Sessel gegenüber stand.

Dorothea gehorchte und sah zerstreut zu, wie die Mutter die einzelnen Blätter zusammenfaltete und mit einem Band umwand.

„Was führt Dich zu mir?“ fragte sie dann.

Dorothea griff schweigend in die Tasche ihres Kleides und zog ein Büchlein heraus, dessen Einband von rotem Samt zwar stark geschädigt und vergriffen, doch ein in Gold gesticktes Wappen erkennen ließ. Sie schlug das Buch auf und reichte es der Mutter hin, die es erstaunt betrachtete.

Es war Luthers Katechismus. Alt und beschädigt, die Seiten befleckt, umgebogen und eingerissen, wie Bücher zu sein pflegen, die seit lange in täglichem Gebrauch sind.

„Christine von Romrodin, anno domini 1600", las Frau von der Malsburg den Namen, der auf der ersten Seite stand und drehte das Blatt um. Ein mehrfach zusammengefaltetes vergilbtes Papier fiel auf den Tisch. Dorothea schob es etwas zurück und zeigte mit der Hand auf einige mit steifer, verschnörkelter Schrift eingetragene Zeilen. Frau Maria las langsam:

„Meinem lieben Sohne Ernst Ludwig, dem Gott genad, an seinem Tauftag zum Angedenken gegeben von seiner Mutter," bemühte sich aber vergebens den seitwärts stehenden Namen zu entziffern.

Sie sah fragend zu Dorothea auf.

„Ich konnte es auch nicht lesen," schüttelte diese das Haupt, „doch glaube ich, der erste Name soll Christine heißen, wie er vorn im Buche steht."

„Es scheint so", nickte Frau von der Malsburg, die Schrift nochmals aufmerksam betrachtend; „jedoch das folgende Wort kann nicht Romrodin bedeuten. Es sind ganz andere Schriftzeichen, und es scheint ein langer bürgerlicher Name."

„Weil das „von" zwischen den beiden Worten fehlt, meint Ihr?" fragte Dorothea. „Aber nicht alle Geschlechter bedienen sich immer desselben. Denkt doch an die Riedesel zu Eisenbach, die Schenken zu Schweinsberg, die Trotten zu Solz und . . ."

„Christine Trottinzusolz steht hier," rief bei dieser Erinnerung Frau von der Malsburg lebhaft. „Es steht ja ganz deutlich zwischen dem Schlingewerk der vielen Schnörkel, aber was soll es mit dem Buch?"

Dorothea nickte.

„Den Namen las auch ich heraus," antwortete sie. „Kennt Ihr eine Christine Trottin zu Solz?"

„Ob ich sie kenne?" rief Frau Maria. „Wie lange habe ich ihrer nicht gedacht, und wie lebhaft steht sie nun plötzlich vor

meiner Erinnerung, die liebe, freundliche, schöne Christine von Romrod, die Hausfrau des Rittmeisters Philipp Adam Trott zu Solz und die Schwägerin Adams, des Langen, den Du ja auch kennst. . . . . Aber," setzte sie dann mit einem schweren Seufzer hinzu, „sie hat, wie so viele in dieser traurigen Zeit, schweres Ungemach und Herzeleid erlitten und ist schon lange tot. Sie wurde früh Witwe und überlebte das Unglück, welches die Kroaten in Rotenburg anrichteten, nur kurze Zeit. Die reiche freundliche Stadt wurde damals gänzlich eingeäschert, und auch der Trotten Haus, in dem Christine ihren Sitz hatte, brannte ab. Krankheit, Erschöpfung, Mangel und alles, was in dieser entsetzlichen Zeit nur über einen Menschen hereinbrechen kann, hatte die schöne, reiche Frau getroffen, die im Schoße des Glücks geboren, elend wie eine vom fahrenden Volke im Waldversteck starb. . . . Man erzählte damals sogar von Mißhandlungen der empörendsten Art, welche die Ärmste ertragen mußte!" setzte Frau von der Malsburg nach kurzem Schweigen hinzu und legte die Hand über die Augen.

„Wißt Ihr, was aus dem Sohne geworden ist, von dem dieses Buch sagt?" unterbrach Dorothea nach einigen Minuten die Stille.

Frau Maria sah auf.

„Ich weiß nicht recht, was aus den Kindern wurde," schüttelte sie langsam und nachdenkend den Kopf. „Der älteste Sohn ist schon als Knabe der allzustrengen Zucht seines Vormundes entlaufen. Ich entsinne mich, daß nach einem Todesfall in der Familie Auskunft über ihn wegen Erteilung der neuen Lehnsbriefe verlangt wurde, und daß sein Oheim Adam damals angab, er diene bei einem der evangelischen Heere; ich habe aber nachher nicht erfahren, ob er dies beweisen konnte. . . Auch kürzlich noch lag Adam Trott wegen dieses Mündels, welchen die Stadt Rotenburg für verschollen erklärte, mit dieser im Streite. Es war ein ganz besonderer Fall, der Vater und die übrigen Herren der Ritterschaft haben viel darüber verhandelt, und er ist mir daher

ziemlich genau im Gedächtnis geblieben. Es handelte sich nämlich um jenes Haus, in welchem Christine ihren Witwensitz gehabt hat und welches mit abgebrannt ist. Es war ein großes hochgiebeliges Haus mit schön verziertem Balkenwerk; „der Trotten Haus, bei St. Georgen belegen," bezeichnen es die Lehnsbriefe, und ich entsinne mich seiner ganz genau, da ich früher oftmals darin war. Eine Menge noch lebender Personen haben es gekannt, sind darin ein- und ausgegangen, und doch weiß niemand mehr genau die Stätte zu bezeichnen, auf welcher es stand, und deshalb bestreitet die Stadt den Trotten das Recht, es neu zu errichten."

„Aber wie ist das möglich?" rief Dorothea verwundert aus. „Wenn noch lebende Zeugen das Haus kannten, die Lehnsbriefe das Recht daran ausweisen, so meine ich doch . . . .!"

„Was ist in diesen Jahren nicht schon alles möglich gewesen," fiel Frau Maria der Tochter ins Wort. „Künftige Geschlechter werden es kaum begreifen können. Nachlässigkeit, Gleichgültigkeit, abenteuerndes Leben und Verschwendungssucht auf der einen Seite, Gewissenlosigkeit, Beutemacherei und Habsucht auf der andern haben alles früher Bestandene verrückt. Jahrelang hatte sich niemand um die Brandstätten bekümmert, dann waren andere gekommen, hatten den Schutt hinweggeräumt, neue Häuser gebaut, Straßen und Plätze, die vorher niemand gekannt, waren angelegt worden, und so war jede Spur der Stelle, auf welcher jenes Haus einst stand, verwischt."

„Aber kam es denn unter solchen Umständen so genau auf den Platz an?" fragte Dorothea, während sie das Papier auseinander faltete, welches aus dem Buche gefallen war.

Die Mutter zog die Schultern in die Höhe.

„Die Stadt Rotenburg nimmt es eben so genau. Städte, Geistlichkeit und Bauern pflegen dies ja stets zu thun, wenn es sich um Rechte der Ritterbürtigen handelt, und da überdies der eigentliche Eigentümer des Hauses, Philipp Adams und Christinens Sohn nicht aufgefunden ist, so wird die Angelegenheit vielleicht auch nur lässig betrieben."

„Ich habe ihn aufgefunden," sagte Dorothea ruhig und bestimmt.

„Du!" rief Frau von der Malsburg gedehnt und sah die Tochter mit so ungläubigem Erstaunen an, daß diese ihr lächelnd zunickte.

„Ja, ich," bestätigte sie.

„Aber wo? und woher weißt Du es?" Dorothea legte die Rechte auf das kleine Buch, welches vor ihr auf dem Tisch lag, und mit der Linken das Papier haltend, welches sie entfaltete, las sie:

„Wir, die Bürgerschaft samt Rat und Bürgermeister der getreuen Stadt Rotenburg, thun kund und verpflichten uns, daß, wenn wichtige und schwere Sachen, sie seien bürgerlich oder peinlich, vorfallen, daß die Burgleute, sonderlich die Riedesel und Trotten zu beschreiben seien, welche bei uns ans Gericht sitzen, die Urteile fassen und uns in andern Sachen ein Beistand leisten müssen. Dagegen wollen wir uns schuldig bekennen, zu geben jährlich den Riedeseln zwei Marigk und den Trotten zwei Marigk, thut die Marigk ein Gulden acht Heller, und versprechen wir, dies alle Jahr treulich ausrichten zu wollen."

„Folgen die Unterschriften des Bürgermeisters und des Rates der getreuen Stadt Rotenburg," sagte Dorothea, das Papier auf den Tisch zurücklegend.

„Es ist eine Urkunde der Stadt Rotenburg, wie diese sie gewiß zu hunderten ausgestellt: ich verstehe nicht, was sie beweisen soll," sagte Frau Maria.

„Doch wohl," entgegnete Dorothea, „daß der Besitzer dieser Urkunde einer der Trotten sei, gleichwie der Eigentümer dieses Buches der Junker Ernst Ludwig Trott, Frau Christinens Sohn sein wird."

„Aber wo ist denn der Besitzer der Urkunde und der Eigentümer des Buches?" fragte Frau Maria ungeduldig. „So rede doch endlich deutlich."

„Verzeiht, Frau Mutter! Ihr sollt gleich hören, was ich weiß und vermute. Ihr waret eben zur Base gegangen, als die alte Magd des Doktor Wild vom Müllerthore gelaufen kam, um sich hier Rat und Hülfe zu erbitten. Eine Abteilung des städtischen Kriegsvolkes, welches zur Sicherung der Mauern die Gegend durchstreifte, war unweit des Waldes bei Vellmar auf einen kleinen Trupp schwedischer Reiter gestoßen, die sich im Kampfe gegen einen weit überlegenen Haufen befanden."

„Kaiserlichen Volkes?" fragte die Edelfrau erschrocken.

„Nein, einen jener zügellosen Haufen aus den zerstörten Dorfschaften, zusammengelaufenes Gesindel von hier und dort, welches jedermanns Feind und niemandes Freund ist. Ihr kennt das ja," entgegnete Dorothea. „Es gelang den Städtischen, die Angreifer zu verjagen und den Schweden, welche nach Kassel wollten, den Weg freizumachen. Beim Kampfe jedoch waren mehrere des Trupps und auch dessen Führer verwundet worden, und man hat diese gleich in das erste Haus am Thore zu dem alten Doktor Wild gebracht, damit er die Wunden verbinde und den Kranken Pflege angedeihen lasse, während die übrigen sich nach dem Rathaus begaben um Auskunft über sich zu geben.

„Der Doktor war aber nicht zu Hause; die alte Magd, der man die Kranken auf den Flur gelegt, ohne auf ihren Widerspruch zu achten, wußte sich nicht zu helfen und kam hierher gelaufen, um sich Rats zu erholen. Ihr waret nicht daheim, und die Alte machte die Sache dringend. Ich nahm daher einiges Verbandzeug und ging mit. Als ich hinkam, war der Doktor inzwischen zurückgekehrt und hatte sich der Kranken schon angenommen. Die Wunden der beiden Soldaten sind nur sehr leicht; dieselben haben Angehörige hier in der Stadt, bei denen sie Unterkunft finden; denn sie sind Hessen, die in schwedischem Dienst standen und nun zurückkehren, um im heimischen Heere zu dienen. Die Verwundung des jungen Führers aber, in dem ich den verschollenen Junker Ernst Ludwig Trott zu Solz vermute,

ist ernster. Er ist bewußtlos von dem starken Blutverlust, und obgleich Doktor Wild sein Leben nicht für gefährdet hält, so sagt er doch, daß gute Pflege eine Notwendigkeit für ihn sei. Wie aber können der alte Herr und die noch ältere Wirtschafterin bei der eigenen räumlichen Beschränktheit gute Pflege gewähren?"

„Und da meinst Du?" fragte Frau Maria zögernd und hielt inne.

„Ihr könntet dem Kranken ein Gelaß bieten, welches nicht nur ein zugiger Flur, und ein Lager, welches etwas besser als nur Stroh ist," ergänzte Dorothea bittend der Mutter Worte.

„Jetzt, wo der Vater abwesend ist, einen wildfremden, abenteuernden Gesellen ins Haus nehmen . . ." überlegte Frau von der Malsburg schwankend.

„Ein wildfremder, abenteuernder Geselle ist er keinenfalls, Frau Mutter," rief Dorothea rasch. „Er trägt die Abzeichen eines schwedischen Offiziers und war der Führer einer regelmäßigen Truppe. Ich zweifle keinen Augenblick, daß er Frau Christinens Sohn Ernst Ludwig ist, wie es dies Buch besagt."

„Ach wegen dieses Buches," entgegnete Frau Maria und winkte mit der Hand. „Jedoch wie kamst Du dazu?"

„Doktor Wild gab es mir. Er hat es unter dem Wams des Kranken gefunden. Es war der einzige Ausweis, den er bei sich trug. Sein Pferd und was ihm sonst gehören mag, führte der Fähnrich mit fort, der für sich und seine Leute Quartiere vom Rat erbitten wollte."

Frau von der Malsburg dachte unschlüssig nach.

„Bevor wir Genaueres von dem Verwundeten wissen," sagte sie endlich, „können wir das Buch nicht als Beweis ansehen. Denke, auf wie mannigfache Weise es ihm in die Hand gekommen sein kann, und wieviele jetzt solche Bücher, die einen Segen enthalten, als Festmacher gegen Stich und Hieb auf der Brust tragen."

„Nun, einstweilen liegt der Träger des Buches verwundet danieder," lachte Dorothea, „und Luthers Katechismus hat sich nicht als Passauer Zettel bewährt."

Auch Frau Maria lachte.

„In jedem Briefe," sagte sie dann aber ernst, „warnt der Vater, nichts zu thun, was uns in Schwierigkeiten bringen könnte. Ich will daher jedenfalls erst Eckebrechts Meinung hören, bevor ich mich entscheide."

„Eckebrecht", rief Dorothea ungeduldig, während eine helle Röte ihr Antlitz überflog. „Warum wollt Ihr ihn, der überall nur Schwierigkeiten findet, zum Richter Eures Thuns machen?"

„Nicht zum Richter, wohl aber zum Berater meines Thuns hat ihn der Vater mir empfohlen, und gar oft schon hat er sich mir als solcher nützlich erwiesen. Er ist kühl von Verstand und erwägt besser, als wir Frauen, die Lage der Dinge."

„Und kühler noch von Herzen," warf Dorothea bitter ein.

„Du bist ungerecht, Dorothea," schalt Frau Maria streng. „Als Eckebrecht Dir neulich wehrte, dem Weibe aus dem Troß seines Fähnleins beizuspringen, bewahrte er Dich davor, Deine Güte an eine Unwürdige zu verschwenden."

„Ihr waret es, die mich lehrte, unter zehn Fällen lieber neunmal mich betrügen zu lassen, als vielleicht der Zehnten die Hülfe zu versagen, deren sie bedarf."

„Das lehrte ich Dich," bestätigte die Mutter, „und ich hoffe, daß keine schlimme Erfahrung jemals Deine Hand karg macht oder das Geben Dir verleidet. Aber Eckebrecht that darum doch das Rechte. Jeder edle Mann bewahrt die Frau, die er schätzt und verehrt, vor Berührung mit dem Unwürdigen und Gemeinen."

Dorothea antwortete nicht. „Die Frau, die er schätzt und verehrt," hatte die Mutter gesagt, und die Worte hallten nach in ihrem Herzen. Sie sah durch das Fenster hinaus in den herbstlichen Garten, und durch die kahlen Zweige und Äste fiel ihr Blick auf die kleine Steinschale, in welche Prinz Friedrich an

einem sonnigen Frühlingstag seinen Ring gelegt, den Eckebrecht alsdann gefunden. Eine dunkle Röte stieg bei der Erinnerung auf ihre Stirn. Seit jenem Tag hatte der Vetter einen Einfluß auf sie gewonnen, dem sie sich nicht wieder ganz zu entziehen vermochte, wie oft sie sich auch schon dagegen aufgelehnt. Sie hatte ihm damals sein Finden nicht gedankt, aber sie wußte, daß er das Rechte für sie gethan und sie auf einen Weg geführt, den sie vielleicht ohne seine Hülfe nur schwer gefunden hätte. Sie fühlte sich von ihm geschützt und behütet; aber konnte er, der vermeinte ihr Herz erkannt zu haben, der geglaubt sie straucheln zu sehen, und ihr die helfende Hand geboten, konnte der sie noch so hochachten und verehren, wie sie begehrte, geachtet und verehrt zu sein? Sie war sich keiner Schuld bewußt und konnte den Blick frei erheben; gern hätte sie dem Vetter gesagt: sieh in mein Herz und wisse, daß es niemals seiner Pflicht vergessen hätte. Aber sie fand nicht den Mut dazu; denn unklar fühlte sie, daß eine Neigung in ihrem Herzen lebte, die sie ihm zu verbergen strebte, und unleidlich war ihr dann oft der wachsame Schutz des treuen Mannes. Aus solchem halb schmerzlichem, halb beglückendem Sinnen, weckte sie die Stimme der Mutter, deren Augen forschend auf ihr geruht, und deren Gedanken zu dem Inhalt von ihres Gemahls Briefen zurückgekehrt waren, die sie in der Hand hielt.

„Der Vater schreibt, daß Prinz Friedrich in Leer angekommen ist,“ sagte Frau Maria und hielt dann inne.

Dorothea zuckte bei der plötzlichen Anrede zusammen und sah sich nach der Mutter um.

„Der Junker von Buchenau, der vom Rathaus kam, erzählte es schon,“ antwortete sie ruhig. „Der Prinz hat von der Landgräfin einen Oberbefehl über die Truppen begehrt. Es ist in der Stadt kein Geheimnis.“

„Aber dem Vater sprach er von weitern Dingen,“ versetzte Frau Maria.

„So?“ sagte Dorothea gleichgültig, in ihren Gedanken offenbar noch mit anderm beschäftigt.

„Er hat dem Vater von frohen Hoffnungen der Zukunft gesprochen, welche Du ihm erweckt," fuhr Frau Maria fort.

„Die ich ihm erweckt?" rief Dorothea die Mutter unterbrechend. „Wie konnte, wie durfte er solches sagen?" Sie wollte noch etwas hinzusetzen, aber die Thränen, welche sie in ihren Augen fühlte, hinderten sie daran, und sie barg ihr Haupt in den Händen.

Verwundert sah Frau von der Malsburg die Tochter an, dann stand sie auf, und neben sie tretend, zog sie dieselbe sanft in ihre Arme. Dorothea zuckte bei der Berührung zusammen, aber sie lehnte ihren Kopf fester an das mütterliche Herz und schlug die Augen voll zu dem liebevollen Antlitz auf, welches sich über sie beugte.

„Wollt Ihr den Herrn Vater wissen lassen, Frau Mutter, daß sich Prinz Friedrich irrt, daß ich niemals, auch nicht für einen Augenblick, vergaß, daß er ein Herr und Fürst zu Hessen ist!" flüsterte sie errötend.

„Dich daran zu erinnern, war des Vaters Bitte. Ich zweifelte nicht, daß Du dessen eingedenk bist," murmelte Frau Maria und gedachte ihrer eigenen stolzen Zuversicht, mit der sie in Elmarshausen Eckebrechts eifersüchtiger Sorge gewehrt. Zärtlich strich sie über den goldglänzenden Scheitel der Tochter und sagte sinnend: „Wie ist es möglich, daß Friedrich, der tollkühne, leichtherzige Fürstensohn sich einen Platz gewinnen konnte im Herzen meiner ernsten Dorothea?"

„Wie das möglich ist, Frau Mutter, fragt Ihr," entgegnete das junge Mädchen sich aufrichtend, während ein wehmütiges Lächeln um ihre Lippen zuckte. „Hegt nicht auch Ihr, ebenso wie der Herr Vater, große Teilnahme für ihn? Liebte ihn nicht Herr Wilhelm wie einen Sohn, und ist nicht der edeln Landgräfin Herz ihm gleichfalls immer zugethan gewesen? Ja, kennt Ihr viele, die seiner Güte und der freundlichen Offenheit seines Wesens widerstehen? Er gewinnt sich die Herzen, weil das seinige lauter ist wie Gold, und rein und edel sein Sinn, wenn

auch diese jammervolle Zeit in gar vielem ihren Einfluß auf ihn übt. Er ist der Liebe wert; daß sie ihm werden möchte, daß sie ihn schützend begleite, ihn erhebe und wert erhalte inmitten des Streites dieser Welt, das ist es, was ich für ihn von Gott erbitte, und der Anteil, den ich an seinem Leben nehme, ist der Wunsch, ihn glücklich zu sehen."

„Und Du?" fragte Frau von der Malsburg betroffen von der bedachtsamen Ruhe, mit welcher Dorothea sprach.

„Ich, Frau Mutter? Auch ich hoffe glücklich zu werden auf den Wegen, die Gott für mich bestimmte."

In diesem Augenblick klopfte es an der Thür, und Annens Stimme begehrte Einlaß.

„Komm nur herein, Anne," rief die Hausfrau und Dorothea öffnete die Thür, deren Schwelle das junge Mädchen mit leichtem Gruß überschritt.

„Verzeiht, wenn ich störe, gnädige Frau, entschuldigte sie sich, „aber der Hauptmann Eckebrecht und Doktor Wild begehren so dringend, Euch zu sprechen, daß ich . . . ."

„Eckebrecht mit dem Arzte?" fiel ihr Frau von der Malsburg erstaunt ins Wort. „Sagten sie, was ihr Begehr?"

„Es handelt sich um einen Verwundeten; jedoch sie wollten ihr Anliegen selbst mit Euch besprechen und warten Eurer im Wohngemach," antwortete Anne rasch, während sie sich bückte, um eines der zur Erde gefallenen Papiere aufzuheben. Als sie es auf den Tisch legte, fiel ihr Blick auf den samtgebundenen Katechismus.

„Dorothea! Gnädige Frau!" schrie sie in größter Erregung und faßte nach dem Buche. „Wie kommt dies hierher, in Eure Hand?"

Befremdet sahen beide das Mädchen an, dem Purpurglut die sonst so bleichen Wangen färbte.

„O, aus Barmherzigkeit sagt mir, wie dies Buch hierherkommt!" flehte sie dringend.

„Kennst Du es denn?" „Weißt Du wem es gehört?" fragten die Hausfrau und Dorothea gleichzeitig.

„Ja, ich kenne es, wenn ich es auch nur ein einziges Mal im Leben sah," rief Anne, das Buch, um welches sie die Hände gefaltet hielt, fest gegen ihre Brust pressend. „Es ist das teuerste Eigentum eines, den ich kannte, und der es nur mit seinem Leben von sich gelassen haben kann."

„Nein, nein," beruhigte Dorothea die Aufgeregte, „so schlimm ist es nicht, er lebt und . . . ."

„So hat man es ihm entwendet; denn nie und nimmermehr würde sein Besitzer es freiwillig herausgegeben haben. O, sagt mir doch, Dorothea, wie es hierher gekommen? Laßt mich wissen, gnädige Frau, welches Schicksal den Junker ereilte."

„Den Junker?" fragte Frau von der Malsburg. Weißt Du, daß es einem Junker gehörte? Kennst Du seinen Namen?"

Anne nickte beschämt. Sie war sich bei der ruhigen Frage der Hausfrau ihrer leidenschaftlichen Heftigkeit bewußt geworden und strich mit einer scheuen Zärtlichkeit über den beschädigten Samt des Buches; dann schlug sie es auf.

„Es ist seiner verstorbenen Mutter Handschrift," sagte sie fast ehrfürchtig, auf die undeutliche verblaßte Schrift zeigend.

„So hatte ich also recht mit meiner Vermutung, Frau Mutter," rief Dorothea lebhaft, „wer hätte gedacht, daß Anne uns das Rätsel würde lösen können."

„Doch nun," wandte sie sich zu dieser um, „sollst Du zuerst wissen, daß derjenige, dem dies Buch gehört, zwar verwundet ist, aber nicht in Gefahr schwebt, und daß er gute Pflege haben wird; dafür sage Du nun aber auch, wie er heißt und wer er ist?"

„Wie er heißt, und wer er ist?" wiederholte Anne unsicher und sah mit ihren großen blauen Augen Dorothea flehend an. „Muß ich es Euch sagen?" fragte sie dann hastig. „Wollt Ihr mir nicht lieber sagen, wo er weilt und was ihm geschehen?"

„Doch", rief Dorothea sie freundlich umfassend. „Du sollst

alles erfahren, aber erst gieb uns die Antwort, deren wir notwendig bedürfen."

„Du leistest dem Junker einen Dienst, wenn Du sagst, was Du weißt," setzte Frau Maria hinzu.

„Es ist nicht viel, was ich zu sagen vermag," versetzte Anne nach kurzem Besinnen. „Obgleich es mir erscheint, als ob ich alles von ihm wüßte, was ihn angeht, so wird es Euch doch wenig dünken. Er war in schwedischen Diensten Offizier unter General Ramsai in Hanau und kam dort häufig mit diesem in das Haus meiner Pflegeeltern. Junker Ernst Ludwig nannte ihn der General, und so benannten auch wir ihn meist, weil er vor Fremden seinen Namen gern verborgen hielt. Er war als Knabe schon den Schweden zugelaufen und hat vom Buben eines Hauptmanns an seinen Weg bei denselben gemacht. Nicht daß sein Schicksal ungewöhnlich, sondern daß es dem meines Bruders so ähnlich war, machte mich mit ihm vertraut, und so erfuhr ich bald von ihm, was er andern barg."

Anne hatte lebhaft und rasch gesprochen. Bei keinem Umstand hatte sie länger verweilt, und lächelnd fragte Dorothea:

„Und der schwedische Hauptmann ist ein Landsmann von uns? Er ist's, dem Eure Pflegeeltern Euch angelobt und sein Name, den Ihr zu verbergen bestrebt, den aber dies Buch doch längst verriet, ist: Junker Ernst Ludwig Trott zu Solz?"

Verlegen und unsicher, ob sie leugnen oder zugestehen sollte, was sich nicht mehr gut verbergen ließ, stand Anne dunkel erglühend, und erst als Frau von Malsburgs Arme sie mütterlich umfingen, konnte sie wieder unter Thränen bitten:

„Ich sagte Euch alles, was ich weiß, nun aber laßt auch mich erfahren, gnädige Frau, wo er weilt, und was ihm geschehen?"

„Du zahltest knappen Preis für das, was Du zu wissen begehrst," lächelte Frau Maria ihr herzlich zu. „Doch wird Dir Dorothea gern berichten, wo der Junker weilt; und daß wir ihm sein Eigentum nicht vorenthalten werden, auch Dich nicht! Ich

aber muß nun eilen des Doktors und Eckebrechts Anliegen zu hören, die mir verzeihen werden, daß ich sie ungebührlich warten ließ, wenn ich ihnen die Aufklärung bringe, nach der auch sie wahrscheinlich suchen." Noch einmal nickte sie den beiden jungen Mädchen herzlich zu, bevor die Thür sich hinter ihr schloß.



Fünfzehntes Kapitel.

Die unruhige, gefahrvolle Zeit hatte eine unstäte Beweglichkeit in die Bevölkerung des Landes und der Städte gebracht, welche auffallend gegen die frühere Seßhaftigkeit und das gemessene Benehmen der Bewohner abstach. Das Behagen am eigenen Herd war bei vielen geschwunden, die begrenzte Ordnung des Hauses war gestört, und das ruhige, sichere Geleis des täglichen Lebens hatte sich nur selten festhalten lassen. Auch das althergebrachte Gefüge des umständlichen Ceremoniells, welches wie eine unübersteigliche Schranke die Stände voneinander abgeschlossen, war niedergerissen, und vielfach herrschte eine Schrankenlosigkeit, wie sie zu keiner frühern Zeit im deutschen Reiche möglich gewesen war.

An die Stelle steifer Ehrbarkeit war zügelloser Übermut getreten, und eine Kleiderpracht machte sich in den untern Ständen geltend, die zu prunkhaft war, um von Wohlhabenheit oder Wohlanständigkeit zu zeugen. Beim Kriegsvolk, namentlich bei den Haufen, welche unter selbsterwählten Führern ihre Dienste bald dieser, bald jener Partei verkauften, war die Roheit und Sittenlosigkeit erschreckend. Haß und Rache konnten ungestraft ihren wilden Begierden folgen, die Lust an Grausamkeiten und Verwüstung hatte viele wie ein Taumel ergriffen, und dem Laster

des Trunkes und des Spieles waren die Männer aller Stände ergeben.

Aber trotz alledem, trotz der entsetzensvollen Zerstörung, trotz der überall ragenden Trümmerhaufen, trotz Hunger, Seuchen, Armut, Not und Tod, hatte sich im Volke ein Kern von Sittlichkeit erhalten, den nichts erschüttern konnte.

Die Fürsten hatten nicht aufgehört zu regieren. Unzählige weitläufige Schreiben mit bedeutendem und unbedeutendem Inhalt liefen zwischen den Beamten hin und her, hielten die alte Gewohnheit aufrecht und ermöglichten es den Herren, ihre Hand schützend über ihrem zerrütteten Eigentum zu halten. Das Volk hatte nie aufgehört, zu gehorchen, noch seiner Treue vergessen, und fest hielten die Geistlichen das Band ihrer Gemeinden. Selten flüchteten sie mit den ihnen Anvertrauten in die Städte, aber oft genug in das tiefe Versteck der wilden Wälder. Dort lagerten sie mit den Männern, Weibern und Kindern ihres Dorfes zwischen dem geretteten Vieh und der geringen Habe und wurden nicht müde zu mahnen, zu strafen, zu trösten und mit den Armen zu beten.

Mächtig war in dem Deutschen von jeher die Liebe zur Scholle, aber allmächtig erwies sie sich in dieser Zeit. Wieder und wieder lockte sie den Flüchtling hervor aus seinem Versteck, minderte die Lust, der wehenden Fahne nachzuziehen, und hielt die Hoffnung wach, wieder wogende Ährenfelder auf dem Acker zu sehen, der seit Jahrhunderten den Vätern Frucht getragen.

Wohl waren die Städte überfüllt von Schutzsuchenden jeden Alters und Standes, und die Zeit war auch hier nicht ohne Einfluß auf Sitten und Bräuche geblieben; aber noch immer gab es in ihnen eine nicht ganz geringe Zahl mannhafter, fleißiger Bürger, tüchtiger, gewissenhafter Beamten und ehrbarer Frauen, in denen der Sinn für Familienleben und Zucht nicht erstorben war. Mitten in dem Kriegslärm saß hier mancher gelehrte Denker vertieft

in Forschungen ferner Zeiten und bestrebt, daraus einen Gewinn zu schaffen für sein zerrüttetes Volk. Erst vereinzelt hier und da, dann mehr und mehr, erhoben sie ihre Stimmen und versuchten die Jünglinge wieder zu sammeln in den Schulen und um die Lehrstühle, die nur von wenigen umstanden waren. Aber noch war der Kriegslärm zu groß, und die Rufe verhallten.

Jedoch der Same wurde ausgestreut für und für, und wenn auch der goldenen Körner viele zur Erde fielen und zerstampft und zertreten wurden, viele trugen doch auch Frucht und hinderten das Unkraut, alles zu überwuchern.

Die Trinkkeller, welche die Stadt Kassel in dem Kauf- und Rathaus offen hielt, waren jetzt zu allen Tageszeiten und bis tief in die Nacht hinein voll Zechender, und nichts war hier mehr von der feierlichen Weise zu verspüren, welche die Bürger früherer friedlicher Zeiten auch bei ihren Vergnügungen niemals ganz außer acht gelassen.

Das ritterliche Wams, die hohen Stiefel mit klirrenden Sporen, das Schwert und der Filzhut mit der Feder wurden schon lange nicht mehr nur von den Edelleuten getragen, auch der Bauernsohn schmückte sich damit, und er wurde, wenn er sich zum Führer eines Fähnleins oder zu sonst einer höhern Stellung aufgeschwungen hatte, ebenso gut „Euer Gnaden" oder „Euer Gestrengen" angeredet, wie der hochgeborene Ritter selbst. Gleich einem Sturmwind war eine andere Zeit über das Land hereingebrochen und hatte das Alte hinweggefegt.

Die beiden ansehnlichen Herren, welche in der dunkelfarbigen weiten Schaube, mit breiter Spitzenkrause und goldener Kette um den Hals, gemessenen Schrittes durch die lange Halle des Ratshauskellers gingen, nahmen sich zwischen der bunten, lachenden, schwatzenden und lärmenden Menge der hier Versammelten altmodig genug aus.

Es war der erste Bürgermeister der Stadt Kassel, Herr Nikolaus Christoph Müldner, ein hochgewachsener Greis von

kräftigem Aussehen, und der Kaufmann und Hansegrebe, Herr Konrad Hütteroth, welche heute an diesem naßkalten Oktoberabend gekommen waren, um hier ihren gewohnten Nachttrunk zu nehmen. Freundlich erwiderten sie die achtungsvollen Grüße der Bürger und des Kriegsvolkes, von dem sich gleichfalls viele erhoben, um den Herren ihre Ehrerbietung zu bezeigen, blieben aber verwundert in der Mitte der Halle stehen, als sie den am Ende des großen Raumes befindlichen Tisch, an dem sie allabendlich zu sitzen pflegten, besetzt sahen.

Verlegen kam der Wirt heran:

„Halten zu Gnaden, Hochvermögender Herr Bürgermeister," sagte er mit einer tiefen Verbeugung nach den Fremden zeigend. „Die Herren, welche zu dem überfallenen Schwedentrupp gehören, kamen herein, als keiner der übrigen Plätze mehr leer war, und sie versprechen aufzustehen, sobald Euer Gestrengen kommen würden."

An dem Tisch war unterdessen Bewegung entstanden. Die Fremden hatten sich erhoben, und der Bürgermeister erkannte den Junker von Buchenau, welcher mit unter ihnen gesessen hatte.

„Ist nicht nötig, Braun, durchaus nicht nötig," erwiderte er dem Wirt so laut, daß seine Worte sehr wohl von den Fremden verstanden werden konnten. „Der Herr Hansegrebe Hütteroth und ich bedürfen nicht mehr Platz, als für zwei Mann notwendig ist, und wenn Ihr für weitere Sitze sorgt, so denke ich, werden wir uns mit landfremden Gesellen vertragen. — Ah, Junker von Buchenau," wandte er sich zu diesem, der inzwischen herangetreten war und den Stadtobern achtungsvoll begrüßte. „Habt Ihr unter Euern vorigen Gegnern alte Freunde oder Feinde getroffen?"

„Beides, Euer Gestrengen," antwortete Wolf Herbord. „Ich fand bei den Herren einen alten Freund und Genossen, der wie ich, Fähnrich bei den Kaiserlichen war; die übrigen Herren haben mir allerdings bei Hanau als Feinde gegenüber gestanden. Jedoch wir sind Landsleute, alle Hessen, und haben uns heute als Freunde die Hände gereicht. Die Herren sind gekommen, um der hessischen

Fahne zu schwören, und wollen gleich mir künftig ihrem Lande dienen.

„Das ist brav," rief der Bürgermeister laut, während er dem Tische zuschritt. „Wenn sich unsere Kinder draußen darauf besinnen, wo sie daheim sind, und wenn jedermann erst wieder sein Schwert einsetzt für den eignen Herd, dann werden sich mit Gottes Hülfe die Zeiten auch wieder bessern, und dann kann selbst ich alter Mann noch hoffen, die Friedensglocke läuten zu hören. Seid willkommen in der alten Heimat, Ihr Herren," setzte er, vor dem Tisch stehen bleibend, hinzu und erwiderte höflich die Grüße der Fremden. „Herzlich heiße ich Euch als Bürgermeister dieser Stadt willkommen, und freudig wird auch Ihro Fürstliche Gnaden, die Durchlauchtigste Frau Landgräfin-Regentin, die Nachricht von Eurer Ankunft empfangen. Die fürstliche Frau und ihr unmündiges Herrlein sind in schwerer Not, und sie bedürfen beide gar treuer Herzen und starker Arme, wenn sie sich ihr entreißen wollen."

„Wir bringen ihr, was wir davon haben, Gestrenger Herr," sagte ein wenig vortretend der Vornehmste der Kriegstruppe, der ein einfaches Wams, aber die Abzeichen des Fähnrichs trug. „Ist unsere Zahl auch nicht groß, so sind wir doch willig, tapfer drein zu hauen wo es not thut. Auch auf andern Wegen ziehen noch Kameraden dem Lande wieder zu."

„So wird Ihro Fürstliche Gnaden ein stattliches Heer ins Feld stellen können, wenn es so weit ist," nickte der Bürgermeister vergnügt und schob sich den Sessel zurecht, den der Wirt inzwischen herbeigerückt hatte. „Aber wollt Ihr nicht wieder Platz nehmen, Ihr Herren," forderte er mit einladender Handbewegung die Stehenden auf; dann wandte er sich zu seinem Begleiter um, der im Gespräch mit Buchenau etwas zurückgeblieben war. „Kommt her, Hütteroth," rief er ihm zu, „setzt Euch und hört mit an, was die Herren von draußen zu erzählen haben, und woher sie kommen."

Damit war den Fremden gesagt, was der Bürgermeister von

ihnen zu hören begehrte, und nachdem sich der Stadtobere und der Hansegrebe gesetzt, nahmen auch sie ihre Plätze wieder ein.

„Ein Kind dieser Stadt ist wohl nicht unter den Herren?“ leitete der Hansegrebe das Gespräch ein und faßte nach dem Deckelkrug, den ihm der Wirt mit Wein gefüllt vorgesetzt hatte.

„Doch, das bin ich, Herr,“ entgegnete der Sprecher von vorhin. „Wenn ich durch das Kriegsleben und die Narbe, welche ich mir bei Lützen holte, nicht verändert wäre, so könntet Ihr vielleicht Euern Nachbarssohn Johannes Roen in mir erkennen.“

„Wie?“ rief der Hansegrebe erstaunt und rückte das Licht zur Seite, um sein Gegenüber besser betrachten zu können, „Ihr wäret des ehrbaren weiland Herrn Hermann Roen wilder Johannes? Ja wahrhaftig, Ihr seid's,“ fuhr er nach einigen Augenblicken, während deren er den Lächelnden aufmerksamer betrachtet hatte, fort, „ja wahrhaftig, Ihr seid's; jetzt erkenne ich Euch wieder und heiße Euch als den alten treuen Spielkameraden meines Sohnes doppelt willkommen. Er wird sich freuen, wenn ich ihm berichte, daß Ihr zurückgekehrt seid; denn er hat Euch nicht vergessen.“

„Danke Euch, Herr, für Eure gute Meinung,“ erwiderte der andere mit höflicher Verbeugung. „Ich hörte schon, daß Euer Henner als ehrbarer Hausvater mit Weib und Kind sich in den hochachtbaren Herrn Heinrich Hütteroth gewandelt hat, daß er aber der alten Kameraden nicht vergessen und noch immer gern ein lustiger Gesell ist. Ich gedachte, morgen an seine Thür zu klopfen.“

„Thut das,“ nickte Herr Konrad, „und Ihr werdet erfahren, daß man Euch nicht falsch berichtete. Er gedenkt mit gar großer Lust der fröhlichen Kinderspiele und der Gefährten dabei.“

„Wer, dem das Herz noch warm in der Brust ist, könnte jene Zeit vergessen,“ rief Johannes, und seine blauen Augen leuchteten fröhlich auf. „Mich drängt's noch immer an schönen

Frühlingstagen, den Kreisel tanzen zu lassen oder den Ball in die Lüfte zu schlagen, und ich neide die Kinder, denen die Sitte es zu thun, erlaubt."

„Würde auch viel Verwunderung in den Gassen erregen, Herr, wenn Ihr Euch so erlustieren wolltet," lachte der Bürgermeister.

„Sieht auch in den Gassen der Stadt nicht mehr so lustig aus als zu der Zeit, da ich fortzog," versetzte Roen ernster. „Wohl stehen die alten Häuser noch an ihren Plätzen und zeigen noch die Merkmale, die mir dienten, mich in den Straßen zurecht zu finden, da ich ein Kind war, aber fremde Gestalten stehen in den Thüren, und fremde Gesichter schauen aus den Fenstern. Es ist ein unstätes Geschlecht, was durch die alten Gassen hastet und drängt, und für spielende Kinder, scheint mir, ist der Raum zu eng geworden."

„Es ist Herbstzeit, Herr Johannes Roen," versetzte der Bürgermeister, dem Bürgersohne die Hand reichend, „da ist Kreisel und Ball allewege kein Spielzeug, wie Ihr wohl wißt. Das erbt sich so von Kind zu Kind, ohne daß man sagen kann, warum es just so gehalten wird. Im Lenz der Ball und der Kreisel, und im Herbst die Lust am steigenden Drachen und am Kriegsspiel. Das ist dasselbe geblieben, wie Ihr bei den Söhnen Eurer Schwester, der Frau Gertrud Saenger erfahren könnt. Ihr habt doch die Freundschaft schon angesprochen?"

„Gewiß, und auch herzlich-gute Aufnahme gefunden. Es war eine seltsame Luft, die mich im Heim der Schwester umfing; sie that mir wohl und wehe zu gleicher Zeit. Frau Trude waltete, wie unsere Mutter es einst gethan, und sie hantierte mit ihrem Kram, als sei es eine Wichtigkeit für mich, daß jedes Ding just so und nicht anders stehe zu meinem Gebrauch. Kaum daß sie mich erkannt, begrüßt und erfahren, woher und wohin, so erfaßte sie die Sorge, mich zu sättigen, und kaum daß der Imbiß auf dem Tisch stand, so erschloß sie ihre ansehnlichen Wäschespinde, um mir mit ihrem feinsten Linnen das Lager zu

rüsten. Ihre Sorge und Geschäftigkeit verriet mir ihre Freude, mich zu sehen, und doch wäre es mir fast lieber gewesen, sie hätte sich mit in den Kreis ihrer fragenden zuhörenden Kinder gesetzt und die langen Jahre der Vergangenheit, in die Erzählung von zwei Stunden gedrängt, noch einmal mit mir verlebt."

„Und Euer Schwager? Frau Trude freiete, als Ihr draußen waret. Sahet Ihr ihn?" forschte Hütteroth neugierig.

„Ob ich ihn sah?" rief Roen. „Meint Ihr, meine Schwester hätte das Glück, mich daheim zu sehen, allein zu tragen vermocht? Kaum, daß sie mich begrüßt, so wurden auch schon die Boten nach ihm in alle Himmelsgegenden ausgesandt, und kaum saß ich fest auf meinem Stuhle, so saß er mir auf dem seinen auch schon gegenüber. Wir waren als Knaben gar manchesmal einträchtig und noch öfter im Unfrieden selbander die Marktgasse hinauf in Landgraf Moritzens Schule hinter St. Martin gewandert; aber die Wirkung von Seiner Fürstlichen Gnaden Wohlmeinenheit war verschieden. Ihn hat die Schule das Festsitzen gelehrt, mir aber hat sie dasselbe gründlich verleidet. Jedoch in keine getreuern Hände konnte Trudens Schicksal gelegt werden. Zugleich mit den Schlüsseln meines väterlichen Hauses am Markt gab er mir reichen Zins, den es getragen, und sparte keine Worte, um mir den Vorteil zu zeigen, den ein seßhafter Mann vor andern voraus hat."

„Und wollt Ihr Euch nicht seßhaft machen?" fragte der Bürgermeister.

„Ich, ein ruhiger, seßhafter Mann hier in der guten, alten Stadt Kassel!" lachte der Fähnrich fröhlich auf. „Nein, Euer Gestrengen, dazu würde ich schlecht taugen. Was sollten auch meine Kameraden dazu sagen, wollte ich jetzt, bevor es Friede im Lande ist, mein Kriegskleid ausziehen und in solche Kutte kriechen?" Er faßte dabei nach dem weiten Ärmel der Schaube, welche der Bürgermeister trug, und schüttelte bedenklich den Kopf.

„Oh, wenn Ihr nichts weiter fürchtet, Roen, als dies ehrbare bürgerliche Kleid," warf Hütteroth ein, „so braucht Euch

das nicht zu sorgen. Seht Euch um! Es sind ja nur noch wenige, die es nicht ebenso abgethan haben wie die gute alte Zeit, welche es zum Ehrenkleide gemacht. Auch der Bürger trägt jetzt das kurze Wams mit dem Schwertgurt um die Hüften, wenn es nicht festlichen Aufzug gilt, und je bunter und länger die Feder von dem keck auf der Seite sitzenden Filzhut weht, jemehr Mädchenaugen folgen dem Jungherrn, wenn er mit lautem Sporenklirren durch die Gassen schreitet; denn die langen Schwedensporen tragen alle, auch die, welche niemals einen Gaul bestiegen haben."

„Wir brauchen keine Weiberaugen zu folgen," sagte der Fähnrich mit finsterm Stirnrunzeln. „Ich habe genug gesehen von der Sorte, um zu wissen, daß es einem ehrlichen Manne nur wohl ist, wenn er sich das Frauenvolk fernhält."

„Das solltet Ihr nicht sagen, nachdem Ihr bei Euerm Schwager Saenger gesehen, wie sorgsam Frau Trude ihm haushält, und wie sie ihm selbst in dieser Zeit den Wohlstand gemehrt," versetzte Herr Konrad Hütteroth verweisend.

„Oh, meine Schwester!" rief der Fähnrich in einem Ton, der genugsam besagte, daß er diese Frau für eine Ausnahme ihres Geschlechtes halte, viel weniger durch ihr Verdienst, als durch die Gunst des Schicksals, welches sie gerade zu *seiner* Schwester gemacht.

Der Bürgermeister und der Hansegrebe lachten, und Müldner fragte:

„Ihr glaubt wohl, Frau Trude verdanke ihre guten Eigenschaften vornehmlich Euch?"

„Nicht das just," antwortete Roen zögernd und nicht ganz klar darüber, wie er seine Meinung in Worte kleiden sollte, „jedoch . . . ."

„Ich weiß, was Ihr sagen wollt, Roen," kam ihm Buchenau zu Hülfe, der sich inzwischen mit den Kriegsleuten unterhalten hatte. „Was man draußen im Feld- und Lagerleben von Weibern und Mädchen kennen lernt, ist nur dazu angethan,

Herz und Sinn von ihnen abzuwenden. Aber in jedes echten Mannes Brust wohnt das Verlangen, die Frau zu verehren, ihrer Schwachheit zu helfen und sie hoch und hehr über sich zu sehen, wie unsere alten Mären und Sagen, wie unsere eigenen Erinnerungen an die Mütter oder Schwestern sie uns zeigen. Ein solches Weib muß es für jeden Mann auf Erden geben, und wer die hoher Verehrung würdige Geliebte nicht findet, der freut sich, die Schwester sich zur Heiligen zu erheben."

Roen nickte beistimmend.

„Ihr sagt, was ich fühle, Junker Wolf Herbord." Auch die andern Herren stimmten zu.

Es entstand eine Pause; dann fragte der Bürgermeister den schwedischen Weibel, der ihm gegenüber saß:

„Warum, wenn Ihr allesamt doch wieder Kriegsdienste nehmen wollt, seid Ihr denn dem Schweden entwichen, der doch unser Verbündeter ist?"

„Wir sind nicht entwichen, Gestrenger Herr," antwortete der alte Soldat, dessen wettergebräuntes Gesicht mit einer breiten Narbe über der Stirn seine langen Dienste verriet. „Wir haben uns ordnungsmäßig gelöst und wollen der hessischen Fahne schwören."

„Aber Ihr tragt die schwedischen Abzeichen?" warf der Hansegrebe ein.

„Sie sind unser Schutz, und wir haben das Recht dazu, sie bis in die Heimat zu tragen."

„Haltet Ihr den Schweden für Euern treuen Verbündeten, Herr?" fragte der Fähnrich Roen den Hansegreben.

„Er kämpft wie wir und mit uns für die evangelische Sache," gab dieser ausweichend zur Antwort.

„Bah", rief Johannes und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, „ich bin seit länger als einem Jahr sein Gefangener auf Ehrenwort gewesen, bis es mir gelang, mich von hm zu lösen, und wenn auch Zucht und Ehrbarkeit besser bei ihm ist, als in den kaiserlichen Heeren, so habe ich doch gemerkt,

daß der Schwede so gut wie die andern darauf sinnt, sich festzusetzen im Lande und seine Macht zu mehren. Welch ein tapfrer Haudegen war General Ramsai, und in welches hohe Ansehen hatte er sich bei der Bürgerschaft von Hanau gebracht! Die angesehensten Männer derselben hingen ihm an und behandelten ihn als Freund; der Hauptmann des Fähnleins, dem ich zugeteilt war, liebte ihn wie einen Vater; .... und doch, ... als der Graf von Hanau endlich in seine befreite Stadt zurückkehrte, war er darin nicht viel mehr als ein Gefangener des Generals, bis ihn ein Aufstand seiner Bürgerschaft frei machte."

„Und das hat Euch zu dem Entschluß gebracht, fernerhin nur Euerm Lande zu dienen?" fragte Müldner.

„Das und manches andere dazu," nickte Roen. „Der Traum, es sei Ehre und Ruhm in diesem Kriege zu gewinnen, war schon lange dahin; auf Beute brauchte ich nicht zu hoffen, und so kam es wohl, da des Mannes Herz an etwas hängen muß, daß der Heimat Bild mehr und mehr in mir lebendig wurde. Es dienten viele Hessen bei den Schweden in Hanau, und als es unter denen ruchbar wurde, in welcher Not Landgraf Wilhelm das Land und unser unmündiges Herrlein verlassen, da regte sich der Wunsch in uns, dem Lande die Treue zu erweisen, die wir ihm schulden."

„Und wie es dann weiter verlautete, daß unser Hauptmann der schwedischen Fahne den Dienst gekündigt," rief der alte Weibel mit flammendem Antlitz und sprang, seine Umgebung vergessend, lebhaft auf, „da hättet Ihr sehen sollen, Ihr Herren, wie uns das packte! Durch alle Fähnlein lief das Wort: „Heim nach Hessen," und wer sich die Kündigung vorgesehen, der machte sich frei. Nicht alle konnten gleich abziehen, aber viele folgen uns nach, sobald ihr Eid es gestattet; denn das forderte der Hauptmann von uns, daß keiner heimkehre, denn als ehrlich gelöster Soldat."

In der vordern Halle war Lärm entstanden. Viele der Anwesenden hatten ihre Plätze verlassen und kamen lebhaft

sprechend den Gang herab. Auch Müldner und der Hansegrebe erhoben sich.

„Es ist der Statthalter Herr von Dalwigk,“ sagte Hütteroth, der mit seiner stattlichen Länge die meisten überragte. „Er hält Schriftstücke in der Hand, wahrscheinlich sucht er Euer Gestrengen.“

Der Bürgermeister nickte und ging dem Herankommenden entgegen.

„Was bringt Ihr Neues, Gnädiger Herr,“ fragte er mit ehrerbietiger Verbeugung, als er vor ihm stand.

„Nichts Gutes,“ entgegnete der Ritter. „Ihr sollt hören, was man von uns fordert, und niemandem soll es verborgen bleiben. Ich kam hierher, um mich mit Euch zu besprechen, damit alsbald weiter ruchbar werde, was kein Geheimnis bleiben darf.“

Der Statthalter hatte sehr laut gesprochen; der Stille, welche während seiner Worte geherrscht, folgte eine lebhafte Bewegung.

Die anwesenden Herren von den Ständen des Landes, die Ratsherren, die Beamten und angesehenen Bürger sowie die Befehlshaber und Obern des eingelagerten Kriegsvolkes, die hier ihren Nachttrunk nahmen, hatten sich erhoben und umstanden nun erregt und neugierig den Statthalter und Bürgermeister.

„Sind Nachrichten aus Leer eingelaufen, Gnädiger Herr?“ fragte der Hansegrebe.

„Nein“, entgegnete Dalwigk laut und kurz. „Es sind zwei Antwortschreiben auf die Anzeigen von dem Ableben unseres hochseligen Herrn angekommen, das eine von dem nächsten Anverwandten desselben, dem Landgrafen Georg aus Darmstadt und das andere aus Arnstadt in Thüringen, dem Hauptquartier des Kaiserlichen Feldmarschalls Götz.“

„Trostschreiben“, sagte einer der Bürger in gleichgültigem Tone, „wohlgesetzte Worte ohne Inhalt.“

„Um solcher willen wäre ich wahrlich nicht zu dieser Stunde hierher gekommen," rief Dalwigk und hielt die Briefe in die Höhe. „Was ich hier halte, hat leider einen schwerwiegenden Inhalt; denn es sind die Kaiserlichen Achtbriefe, welche der Landgraf Georg bisher zurückhielt. Jetzt übersendet er sie uns als freundlich lieber Herr Vetter und Berater unseres jungen Fürsten, der nun gleichfalls von dem Kaiser in die Acht erklärt ist! Der Darmstädter Herr läßt es sich dabei angelegen sein, uns in seinem Beileidsschreiben alle die feindseligen Thaten ins Gedächtnis zu bringen, welche unser zu Gott heimgegangener Herr verübt haben soll."

„Feindselige Thaten, unser gnädiger, friedliebender Herr Wilhelm!" rief Müldner mit Entrüstung, während von allen Seiten heftiger Widerspruch laut wurde.

„Was wirft man ihm vor?"

„Was soll er verübt haben?"

„Wer kann Übles von ihm behaupten," schwirrten die Fragen durch die Halle, zwischen denen Drohungen, Beteuerungen und derbe Flüche hörbar waren.

Als sich die Aufregung etwas gelegt, winkte Dalwigk mit der Hand, um sich Gehör zu verschaffen.

„Ob die Beschuldigungen wahr sind, welche die feindlichen Parteien erheben, darauf kommt es nicht an: man zeiht unsern in Gott ruhenden Fürsten einer Schuld, um ihn überhaupt ächten zu können, und Landgraf Georg erklärt, daß er für die Erhaltung des Gesamthauses Hessen handle. Er findet es daher ersprießlich, für uns die vom Kaiser ihm aufgetragene Verwaltung der Hessen-Kasselschen Lande zu übernehmen, und verlangt von uns bei unbedingter Unterwerfung unter den Kaiser die Eidesleistung für sich selbst, widrigenfalls uns alle in dem Kaiserlichen Gehorsamsbrief angedrohten Strafen treffen sollen, als da sind: Verlust des Lebens, der Lehen, Ehren, Güter und aller Freiheiten."

Der Statthalter hielt inne. Es trat eine tiefe Stille ein.

Die traurige Lage des Landes stand allen lebhaft vor Augen, und die ernsten, wehrhaften Männer waren sich der Verantwortung ihres Verhaltens wohl bewußt. Der Bürgermeister trat vor, um zu den Anwesenden zu reden, aber der Statthalter hielt ihn zurück.

„Laßt mich auch erst den zweiten Brief mitteilen, Gestrenger Herr," sagte er ernst; „damit dann jedermann in gewissenhafter Erwägung der Lage mit seinem Gott, sich selbst und seinen Freunden zu Rate gehen kann, wie er sich zu Nutz und Frommen unseres teuern Landes und zu unseres rechtmäßigen, jungen Fürsten Vorteil und Wohl verhalten mag."

„So laßt uns hören, was Ihr noch Weiteres zu verkünden habt," versetzte Müldner und trat wieder zurück.

„Es ist eine Warnung des mit der Kaiserlichen Exekution beauftragten Feldmarschalls Götz, uns nicht auf unseres gewesenen Grafen Wilhelm und seiner Ausländer Hülfe zu verlassen. Er fordert augenblickliche Unterwerfung mit Beherbergung und Unterhalt für sein Heer; im Weigerungsfall droht er mit einer in hundert Jahren nicht zu überwindenden Verwüstung."

Laute Rufe der Entrüstung und des Schmerzes durchhallten den Raum, als der Statthalter schwieg.

„Herberge und Unterhalt für ein Heer," rief Herr Hütteroth, „in einem Lande, welches jetzt schon für länger als für hundert Jahre verwüstet ist! Mag er kommen! Was er jetzt noch zu zerstören findet, ist ein Nichts gegen das, was schon vernichtet ist."

„Sprecht nicht so, Konrad," mahnte der Bürgermeister finster. „Seht Euch um! Noch hat unsre Hauptstadt nur Geringes von den Unbilden des Krieges erfahren, und manches Leben und Eigentum das hinter ihre Mauern sich geflüchtet, hat hier Schutz und Sicherheit gefunden. Wir haben immer noch zu verlieren, aber wehe unsern Kindern und Nachkommen, wenn wir ihnen dies Letzte nicht erhalten können. Nicht an dem, was wir an Hab' und Gut, wohl aber an dem, was wir an Brauch und

Sitte, an rechtschaffener Einfalt und Frömmigkeit, an Fleiß und Gelehrsamkeit und den Denkmälern unserer Kunst hier gerettet haben, an dem muß sich unser armes verkommenes Volk wieder aufrichten, und wir müssen es ihm bewahren, soweit wir irgend können."

„So meint Ihr," fragte der Statthalter betroffen, „wir sollten den Forderungen des Landgrafen Georg nachkommen, ihm huldigen und uns den Kaiserlichen Bedingungen unterwerfen?"

„Nein, das meine ich nicht, Gnädiger Herr," entgegnete Müldner mit ruhiger Würde. „Ich wollte nur Herrn Konrad erinnern, die Drohungen nicht leicht zu nehmen. Wir haben noch mancherlei zu verlieren, und dabei das große Gut alter, ehrbarer deutscher Sitte. Das ist ein Hort, den wir nicht hoch genug schätzen können, und den wir uns erhalten müssen mit aller Kraft, die in uns wohnt."

„Und die beste Kraft, die von jeher in den Männern unseres Volkes wohnte," rief der Statthalter laut, „das ist die zähe Treue, mit welcher sie an ihrem Recht und an ihrem Fürsten hängen. In keiner Zeit und in keiner Gefahr noch wurde sie gebrochen; auch in dieser schwersten Not soll sie gehalten werden. Das walte Gott!"

„Das walte Gott!" wiederholte der Bürgermeister feierlich die Hand zum Schwur erhebend. „Sie soll nicht gebrochen werden, heute nicht und niemals!"

„Niemals", riefen die Anwesenden beteuernd die Hände gleichfalls zum Schwure erhebend und mit den Schwertern klirrend.

„Schon zweimal," fuhr Müldner, hoch und stolz aufgerichtet, mit erhobener Stimme fort, „mußten die Männer dieses Landes sich scharen um ein unmündiges Kind und eine einsame Frau, und wie unsere Väter in unwandelbarer Treue festhielten an ihrem Eid, so werden auch wir es thun, in Ehren und Treuen, tot und lebendig, fest und unverrückbar. Nicht dem

reichen und mächtigen Heinrich von Meißen huldigten die Männer von Hessen, als das Land losgestorben war von den Thüringer Herren; obgleich er ihnen nahe war, sie mit freundlichem Worte lockte und mit harter Gewalt bedrohte. Aber sie gedachten des alten Rechtes und gelobten sich dem Sohne der Herzogin von Brabant, den sie sich zum Kinde von Hessen*) beriefen. Schwer war die Zeit, und hart war der Kampf der Ahnen; aber sie bestanden ihn und ernteten reichen Lohn; denn ein mannhaftes, starkes Geschlecht hielt schützend seine Hand über das Land. Und als zum zweiten Male ein unmündiges Kind der Erbe von Hessen war und begehrliche Hände sich ausstreckten, das reiche Erbteil an sich zu reißen; als Zwist und Streit an allen Orten ausbrach und fremde Fürsten herbeikamen, um sich des Kindes zu bemächtigen; da standen die Männer dieser Stadt auf, drangen zur Nachtzeit in das Schloß, forderten sich ihr junges Herrlein als ihr geheiligtes Recht und erzwangen sich den Abzug der Herzöge von Sachsen. Auch damals verblieb den Vätern der Sieg, und auch ihnen ward die Treue gelohnt; denn kein anderer deutscher Fürst hat mehr für sein Land gethan, als was Landgraf Philipp ihm that. Und nun ergeht zum dritten Male die Forderung solcher Treue an die Männer von Hessen, und diese Männer sind wir. Werden wir alle eingedenk sein der Thaten der Väter, werden wir alle und zu jeder Zeit dem unmündigen Kinde und der einsamen Frau von Hessen die Treue halten, die wir schulden?"

„Der Eid ist geschworen," rief der Hansegrebe Hütteroth rasch, als der Bürgermeister schwieg. „Ohne Zaudern, einmütig und freudig gelobte das gesamte Volk, Ritterschaft und Geistlichkeit, Bürger und Bauern: zu jeder Zeit treu, hold und gewärtig zu sein dem jungen Herrn von Hessen, und willig seine Dienste zu leihen der Durchlauchtigsten Landgräfin-Regentin."

„Wir hatten die Huldigung gefordert, wie es uns unsere

*) „Kind von Hessen," d. h. als Erbe von Hessen. „Kind" ist ein Anspruchstitel jener Zeit.

Pflicht als Statthalter gebot, Herr Helferich Deinhardt und ich," sagte Herr von Dalwigk; „doch angesichts der Kaiserlichen Achtbriefe ist niemand gezwungen, den Schwur zu halten."

„Aber wir werden ihn halten, den Eid: allzeit getreu hold und gewärtig zu sein, dem Sohne unseres lieben gnädigen Herrn," rief Hütteroth mit erhobener Stimme. „Kein anderer Herr kann ihn begehren, und keinem andern Herrn werden wir ihn leisten."

Laute stürmische Zurufe unterbrachen den Sprecher von allen Seiten. Mit erhobenen Schwurhänden drängten die Anwesenden näher heran, und von allen Lippen erklang der Ruf:

„Allzeit getreu!"



Sechzehntes Kapitel.

Die Aufregung, welche an den nächsten Tagen in der Stadt herrschte, machte sich weder durch Lärm noch durch Geschrei bemerkbar. Eine ernste, feierliche Stimmung lag auf dem Antlitz der Männer, die langsam und gemessenen Schrittes, in tiefer Trauerkleidung und in nur leise geführten Gesprächen durch die Gassen wandelten. An den Stadt- und Kirchenthoren, am Rathaus und an dem Eingang zum Schlosse waren die Kaiserlichen Briefe angeschlagen, welche den verstorbenen Landgrafen und seinen Sohn in die Acht erklärten.

In großen Haufen standen die Einwohner vor den mächtigen Schriftstücken, und wer nicht selbst des Lesens kundig war, fand immer den einen oder den andern, der ihm die Schreiben erklärte. Es war auffällig, wie wenig dabei über die harten Aktenstücke geredet wurde und wie gleichmütig diejenigen von dannen schritten, die ihre Neugier befriedigt hatten. Wer jedoch aufmerksamer in die ernsthaften, markigen Gesichter der Männer sah, wer dieses anscheinend so teilnahmlose Volk kannte und auf die Worte lauschte, welche der Freund mit dem Freunde, der Nachbar mit dem Nachbarn tauschte, der konnte erkennen, daß alle diese so ruhig Dahinschreitenden sich bis ins Herz getroffen fühlten in dem, was ihnen heilig und teuer war.

„Es ist gut, daß die Erbhuldigung geleistet ist," sagte der

Hansegrebe, Herr Konrad Hütteroth zu dem Fähnrich Johannes Roen, mit dem er, vom Rathause kommend, eben die steile Marktgasse langsam hinaufging. „Angesichts der Kaiserlichen Achtbriefe dürften die Statthalter sie wohl nicht fordern, oder mancher Ängstliche würde sich vielleicht fürchten, sie nach solcher Androhung zu thun; aber den geschworenen Eid wird so leicht keiner brechen."

„Gefordert oder ungefordert, Herr, er würde auch jetzt noch geschworen werden," entgegnete der Fähnrich, „und gerade so einmütig, als es geschah, verlaßt Euch darauf. Ich habe vieler Männer Meinung in dieser Sache gehört, und alle halten fest an der Treue, welche ihr Recht ist von der Väter Tagen her."

„Freilich handelten wir nach unserm Recht," rief Hütteroth lebhaft, „und wir werden dasselbe aufrecht erhalten bis zu unserm letzten Atemzug. Aber wenn die Statthalter kein Recht gehabt hätten, den Eid zu fordern, so hätte das manchen stutzig machen können. . . ."

„Nein, nein," wehrte Roen, „seid unbesorgt! denn es ist ein eigen Ding mit dem, was die Leute hier zu Lande ihr Recht nennen, und wie zähe sie daran halten. Ich bin weit herumgekommen in diesen Kriegsläuften, habe vieler Herren Länder gesehen und vieler Herren Brot gegessen; aber nirgends habe ich den Bürger und gemeinen Mann so erbittert auf sein Recht gefunden, als bei uns. Es steckt mir selber so im Blute. Wenn ich mal weiß: ich habe ein Recht dazu, so treibt es mich, den Kopf daran zu setzen, mag's klug sein oder nicht."

„Und Ihr meint, das sei anderswo nicht so der Fall?" fragte der Hansegrebe. Das Gehen bergan hatte ihn außer Atem gebracht. Er blieb stehen und betrachtete seinen jungen Begleiter verwundert.

„Nein, Herr," lachte Roen, „das ist draußen nicht so wie hier. Was meint Ihr, warum sie uns die „blinden Hessen" nennen und wohl vermeinen, uns damit für dumm zu verschreien? Ich habe oft darüber nachgedacht, wenn ich die Rede vernahm,

und glaube getroffen zu haben, wie die Meinung darüber ist. Seht, wir achten immer nur auf das Nächste und auf unser althergebrachtes Recht. Die andern aber, die schauen auch, ob's Vorteil bringt oder Nachteil, und wägen das eine gegen das andere. Danach handeln sie; und Herr, klug ist das schon, verteufelt klug, Ihr dürft's mir glauben."

„So wähnt Ihr also, es wäre besser gewesen, die Herren Statthalter hätten die Huldigung noch verzögert?" fragte der Kaufmann mit finster zusammengefalteter Stirn.

„Verzögert?" fuhr aber der Fähnrich heftig auf. „Wozu?"

„Um noch zu erwägen, was das Klügste sei."

„Tod und Teufel, Herr Hansegrebe, wie könnt Ihr solches aus meiner Rede entnehmen! Bin ich nicht gekommen, um meinem Lande und meinem Herrn zu dienen, weil beide in ihrer Not auch meines Armes und meiner Treue bedürfen?"

„Ihr sprachet von Vorteilen und . . . ."

„Mögen sie zum Henker gehen, ehe ich ihnen nachlaufe," rief der Fähnrich mit einem leichtherzigen Lachen. „Was liegt mir an allen Vorteilen der Erde, wenn ich dabei einen Titel meines Rechtes aufgeben soll. Sie sind mir so wertlos wie Euch! Es steckt im Blute, Herr, ich sagt's Euch schon einmal, und deshalb dünkt mich, ich habe ein Recht dazu, nach meinem Recht und nur nach meinem Recht zu fragen."

Hütteroth lachte laut und sah seinen jungen Begleiter erheitert an.

„Ihr seid ein feiner Denker da draußen geworden, Johannes," nickte er ihm zu. „Gegen Eure Behauptung giebt's keine Einrede."

Der Fähnrich fühlte den feinen Spott und lächelte wohlgefällig, als er erwiderte:

„Das meine ich auch. Hat selten einer von den Großhänsen draußen im Streite aufkommen können gegen mich. Konnte mein Mund die Widerrede nicht verstummen machen, so that's mein Schwert, und das verschaffte meiner Meinung Achtung.

„Doch jetzt," unterbrach er sich, da die beiden die Ecke des Ledermarktes und der Obersten Gasse erreicht hatten, „muß ich Euch Valet sagen, Herr! Mich ruft die Pflicht zu meinem Hauptmann, der wieder wohl genug ist, um sich von mir berichten zu lassen, welchen Fortgang es hier mit unserm Fähnlein nimmt."

„Ah, Euer Fähnlein!" rief der Hansegrebe sich erinnernd; „habt Ihr Aussicht in eines der Regimenter eintreten zu können, oder darf man Euch nicht danach fragen?"

„Doch, das dürft Ihr, Herr! Es freut mich, daß Ihr Teilnahme dafür habt. Die Fußregimenter, welche mit dem Landgrafen nach Friesland zogen, sind ebenso wie die Reiterregimenter fast alle nicht vollzählig, und die Obersten nehmen daher neugebildete Fähnlein gern auf. Wir haben uns dem Obersten Johann Geiso angetragen. Er erfreut sich eines hohen Ruhmes bei den Soldaten, und auch die Offiziere haben Zutrauen zu seiner Umsicht und Führung."

„Ich kenne ihn," schaltete Hütteroth ein. „Er ist ein Landsmann von uns, aus Borken gebürtig, und schon Landgraf Moritz hielt ihn wert; er hat ihn schon früh in die Kriegsschule zu Moritz von Oranien gesandt."

„Danach hat er sich bei den Niederländern, Schweden und Dänen in Kriegsdiensten versucht," nickte Roen; „dann hat er den polnischen und moskowitischen Krieg mitgemacht; danach hat er den böhmischen Ständen gedient und war mit vor Prag. Unter Bernhard von Weimar und Mansfeld war er Rittmeister, und als dänischer Oberstwachtmeister kämpfte er mit bei Lutter am Barenberg. Ihr seht, er hat sich unter vielen Fahnen versucht."

„Er war aber auch Amtmann in Eschwege," setzte Hütteroth hinzu. „Dort habe ich ihn oft gesehen. Ein kleiner Herr, dem man den tapfern Degen nicht anmerkt. Er ist nicht von der neumodischen Höflichkeit des Kriegsvolkes, kein Aufschneider, kein Prahlhans und in seiner Ausstaffierung ohne Putz."

„Ja", bestätigte Roen, „er ist schlicht, keiner von den Groß-

hänsen und nur von wenig Worten. Auch zieht er nicht auf Beute aus, sondern hält auf Ordnung und Manneszucht und sorgt für richtiges Traktament und Quartier. Er führt den Krieg als ehrlicher Soldat; deshalb ziehen ihm die zu, welche wieder möchten Herden weiden sehen und Friedensglocken hören."

„Möchten sie nur bald zu läuten beginnen," sagte Hütteroth seufzend. „Ich fürchte, noch manches Jahr wird vergehen, bevor man ihren Strang zieht."

„Noch können sie nicht gezogen werden," nickte Roen; „denn erst müssen wir das Land von allen Feinden säubern, und unserm jungen Herrn das Erbe sichern; der feste Wille dazu erwächst aber mehr und mehr. Als ich auszog zum Kampfe, da war der Krieg unsere Lust, und keiner dachte an Frieden. Alle wollten gewinnen: die Fürsten an Land, die Ritter an Hab' und Gut, die Geistlichen an Macht, die Städte an Reichtum, die Bauern an Freiheiten, und uns gelüstete es nach Ehre, Ruhm und Beute. Jetzt aber, wo wir alle sehen, daß wir nur verloren haben, und daß uns die Fremden den Wohlstand hinwegtragen, jetzt sehnen sich doch die meisten danach, den eignen Herd wieder rauchen zu sehen, und um ihn aufzurichten, ziehen wir nochmals aus."

„So gesegne Euch Gott den Auszug und führe Euch als glückliche Sieger zurück," versetzte der Hansegrebe ernst, dem Fähnrich die Hand reichend, und wandte sich zum Gehen.

* * *

Der schwedische Offizier, den man verwundet und bewußtlos in die allzuenge Behausung des Doktor Wild getragen, hatte inzwischen auf dessen dringende Bitte und die Verwendung Eckebrechts in dem Malsburgschen Hause Aufnahme und Pflege gefunden.

Die Wunde hatte sich als gänzlich ungefährlich gezeigt, und die Jugend und gesunde Kraft des Kranken überwand die Schwäche, welche der Blutverlust hervorgerufen, rascher, als selbst der erfahrene Arzt geglaubt hatte.

Dorotheas Vermutung, welche durch Annens Erkennen des kleinen Katechismus fast schon Gewißheit geworden, bestätigte sich. Der Fremde war wirklich der so lange für verschollen gehaltene Junker Ernst Ludwig von Trott. Frau Maria ließ dem Sohn der unglücklichen schönen Christine von Romrod nun doppelt gern all die Sorgfalt angedeihen, welche sein Zustand erforderte, und Anne, — deren Anwesenheit ihm auf Wunsch des Arztes verborgen gehalten wurde, so lange er das Lager hüten mußte, — durfte durch das Zerzupfen weicher Leinwand zu linderndem Verband oder durch die Zubereitung der Speisen und Getränke ihren unsichtbaren Anteil an des Geliebten Pflege nehmen.

Keinem war seither deren Kummer über die Ungewißheit von des Verlobten Schicksal verborgen geblieben, aber wie sehr sie darunter gelitten, das hatte doch niemand gewußt; denn selbst der Bruder kannte ja die fröhliche Heiterkeit nicht, welche in frühern, glücklichen Tagen die junge Schwester wie Sonnenschein umgeben.

Das lang ersehnte Zusammensein mit ihm und die Hoffnung, die alte Heimat der Väter zurückzugewinnen, hatten dem Schmerz über Herrn de Lattres plötzlichen Tod und den bald darauf erfolgten Verlust der Pflegemutter, den schärfsten Stachel genommen; aber die Unruhe über das Geschick Ernst Ludwigs konnte durch das Zusammenleben mit dem Bruder nicht geändert werden, und wenn sie auch nicht klagte und niemals verriet, wie schwer ihr das Herz bedrückt war, so ließ sich doch von der frühern kindlichen Fröhlichkeit ihres Wesens nichts mehr erkennen.

Nun aber hatten die letzten Tage einen Schimmer davon zurückgebracht. Seit sie wußte, daß der Junker lebte, daß er ihr nahe war, daß sie bald wieder in seine Augen sehen, seine Hand fassen und seiner geliebten Stimme würde lauschen dürfen, seitdem hatten ihre sanften Augen neuen Glanz, ihre Wangen erhöhte Farben gewonnen, und verwundert sahen Frau Maria und Dorothea auf, wenn sie, die hier alle nur still und ernst gesehen, mit lebhafter Freude und leichten Schritten durch das alte Haus eilte.

Eckebrecht, welcher sich getreulich mit Frau Maria in die Pflege des Kranken teilte, hatte diesem schon in den ersten Tagen den Junker von Buchenau zugeführt. Wolf Herbord wußte, als er den Verwundeten besuchte, daß dieser es war, den Anne über alles liebte und ebenso war es Ernst Ludwig bekannt, daß derjenige an seinem Lager stand, nach dessen teuerstem Gut er die Hand ausgestreckt hatte; aber mit Erschütterung erkannten sich die künftig nahen Verwandten nun auch als die Gegner von der ungestüm angegriffenen und tapfer verteidigten Schanze bei Hanau.

Wolf Herbord war der kaiserliche Fähnrich gewesen, der mit der Kornette in der Linken und dem Schwerte in der Rechten Trotts erhobenen Arm niedergeschlagen hatte, als dieser das schnell gesammelte Häuflein Hessen zum Sturm auf jene Schanze geführt und dies gegenseitige Erkennen benahm der ersten Begegnung doch etwas von der Herzlichkeit, welche sich beide um Annens willen hatten entgegenbringen wollen. Die Erinnerung an jene Stunde war bei beiden noch nicht ganz ohne Bitterkeit.

Trott vermochte es zuerst sich zu fassen und dem ehemaligen Feind die Hand als Freund und künftiger Bruder zu reichen. Nur zögernd hatte Wolf Herbord sie ergriffen, dann sie aber lange fest und warm in der seinen gehalten und das gleiche Schicksal hatte in den nächsten Tagen schon die Männer zu Freunden gemacht.

Als jedoch Trott, fast ganz hergestellt, zum ersten Male von Eckebrecht in das gemeinsame Wohngemach der Frauen geleitet wurde und ihm hier Anne verlegen, errötend und lieblicher denn je, an der Seite des Bruders entgegenkam, und dann als er sie erkannte, ein so jubelnder Ruf der Freude von seinen Lippen brach, daß Anne alles um sich her vergessend in die ihr entgegen gebreiteten Arme des Geliebten eilte, da wandte sich Buchenau doch schmerzlich bewegt ab. Das einzige Wesen, welches ihm durch heilige Rechte verbunden war, gehörte inniger jenem Fremden an als ihm, und mit einem Gefühl des Allein- und Verlassenseins, wie

er es nie zuvor in seinem einsamen Leben gekannt hatte, ging er leise mit Eckebrecht hinaus.

* * *

„Und niemand in Hanau vermochte Euch zu sagen, wo ich weilte?“ fragte Anne später den Junker, nachdem sich die erste stürmische Freude des Wiedersehens gelegt.

„Es ist mir erst vor wenigen Wochen möglich geworden, mich aus der Gefangenschaft zu lösen, in welche mich Wolf Herbords Tapferkeit verstrickte und als ich dann nach Hanau zurückkehrte, hatte sich dort alles geändert. General Ramsai, welcher so tapfer für die Rechte des Grafen von Hanau gekämpft, hatte sich zum Herrn der Stadt aufgeworfen. Eure Pflegeeltern waren tot, Pierre war nach den Niederlanden gereist, und auch der Pfarrer Ammonius mit seiner Hausfrau war abwesend. So konnte ich nur von Freunden erfahren, daß Ihr Euerm Bruder nach Hessen gefolgt waret.“

„So oft ich Gelegenheit fand, habe ich den Freunden in Hanau Botschaft gesandt; aber die Wege sind unsicher, und manches Brieflein ist unbeantwortet geblieben,“ sagte Anne sinnend; „aber wie kamet Ihr hierher?“

„Es war mir unleidlich geworden, bei General Ramsais veränderter Gesinnung im schwedischen Heere zu dienen. Dazu mehrten sich täglich fast die Nachrichten von der Not, in welcher der Landgraf, der großmütige Helfer von Hanau, sein Land belassen, und die Liebe zur Heimat erwachte gar mächtig bei solchen Erzählungen in meinem und der Hessen Herzen, die dort mit mir weilten. Als ich dann erfuhr, daß auch Euer Bruder mit Euch hierher zurückgekehrt sei, da machte ich mich frei von meiner Verpflichtung gegen den Fremden. . .“

„So war ich es also, die Euch verlockte, dem Lande Eurer Geburt Eure Treue zu erweisen?“ fiel ihm Anne lächelnd mit schelmischer Frage ins Wort:

„Wollt Ihr es eine Verlockung nennen, Anne?“ fragte Trott

ernsthaft. „Ich sah es vielmehr als einen Fingerzeig Gottes an, daß Ihr als mein guter Engel auf dem Wege standet, den ich fortan für mein Land, für meinen Glauben, meinen Fürsten und mein gutes Recht zu gehen habe."

„Der Engel mit dem Schwerte," entgegnete Anne mit einem tiefen Seufzer; „denn noch gilt es, für alle jene hohen Güter zu kämpfen."

„Aber der Engel, den Ihr meint, behielt das Schwert und wehrte damit den Eingang zum Paradiese; Ihr jedoch reicht es mir, um es mir zu erringen!" rief der junge Hauptmann feurig mit leuchtenden Augen und zog der Geliebten Hand, die er in der seinen hielt, an seine Lippen. „Auf dem Schwerte aus Eurer Hand wird der Segen des Sieges ruhen, und wertvoll erscheint mir, nun Ihr darin weilt, die Heimat, die ich im knabenhaften Übermut gering hielt und verließ. Hehr und heilig dünkt es mich, im heißen Kampfe um den Frieden zu ringen, in dem Ihr als mein Weib sicher wohnen sollt, und höher und begehrenswerter ist mir nun das Ziel, für welches ich ausziehen werde."

Ein holdes Erröten färbte Annens Wangen dunkler, aber sie senkte die Lider nicht über die glückstrahlenden Augen, als sie schüchtern sagte:

„Es wird noch mancher Tag vergehen, fürchte ich, bevor Ihr den Harnisch zur Waffenkammer tragen dürft, und die Knechte die Hand an den Pflug legen können."

„Aber der Tag wird kommen, und wir werden ihn erleben," rief Trott zuversichtlich. „Die meisten im Lande sind des Streites müde und sehnen sich danach, am rauchenden Herdfeuer auszuruhen!"

„Die meisten?" fragte Anne zweifelnd.

„Die meisten," bestätigte Ernst Ludwig. „Selbst die wilden Gesellen, welche kaum noch wissen, wo ihnen Haus und Heimat stand, sind es müde, im verwüsteten Lande umherzuziehen und in zerstörten Dörfern elend zu hausen. Wie einem Märchen lauschen

sie mit weit aufgerissenen Augen den Erzählungen der Alten von der gesegneten Zeit, in welcher kein mutwilliger Haufe die wogenden Saaten zerstörte, und in welcher die Kinder, sicher vor Raub und Überfall, auf dem Anger des Dorfes ihren Ball schlugen. Immer mächtiger erwacht in aller Herzen die Sehnsucht, solches Märlein zur Wahrheit werden zu sehen, und immer größer wird das Verlangen der Männer, alle Kraft einzusetzen, um solche goldene Zeit zu erringen."

„Und haltet Ihr es wirklich für möglich, daß einmal eine Zeit kommt, in welcher gar kein Krieg und kein Streit das Land überzieht? Glaubt Ihr ernstlich, wir könnten dereinst draußen im Lande auf Euerm Erbe, ohne Sorge vor Überfall wohnen?" schüttelte Anne ungläubig das Haupt.

„Wir werden noch eine Weile aushalten müssen im Elend, Anne, aber zuversichtlich hoffe ich, daß unsere Kinder einst das Hofthor dürfen unverwahrt lassen, und wenn Ihr mir in fernen Jahren gegenüber sitzet am Herde, vielleicht mit gebleichtem Haare, daß dann unsern Enkeln die Berichte aus den wilden Tagen unserer Jugend gerade so erstaunlich klingen, wie uns jetzt die Sagen der Alten von den Zeiten des Friedens."

„Und wie hold und lieblich der Frieden sein muß, erfuhr ich kürzlich im Herzen," rief Anne lebhaft und ihre Augen glänzten in der Erinnerung. „Aber gerade, weil er so reizvoll ist, darum kann ich nicht glauben, daß er von Dauer sein kann."

„Gewiß nicht von ewiger Dauer auf dieser unvollkommenen Welt," nickte ihr Ernst Ludwig zu, „so aber wie jetzt kann der Streit nicht fortgehen. Jedoch wo erfuhrt Ihr vom Frieden?"

„Droben auf dem Weißenstein," versetzte Anne rasch. „Unter des Hauptmanns Eckebrecht und seiner Mannen Geleit hatten Frau Maria, Dorothea und ich im vorigen Sommer einen Ausflug dorthin unternommen. An Stelle eines verfallenen Klosters hat Landgraf Moritz ein Schloß erbaut, welches

er Moritzheim*) benannte und wo er häufig weilte. In einer Reihe von schönen Gemächern sind dort auf neunzehn kostbar gewirkten Tapeten und Teppichen die Thaten seines Großvaters, Philipps des Großmütigen, verherrlicht, und auch eine große Sammlung römischer Altertümer wird dort aufbewahrt."

„Und das war es, was Euch das Gefühl des Friedens ins Herz gab, Anne?" fragte Trott über den Eifer lächelnd, mit welchem Anne von den gesehenen Herrlichkeiten berichtete.

„Nicht das allein," schüttelte sie den schönen Kopf. „Es kam noch vieles andere dazu. Kennt Ihr nicht jenes kleine Schloß an der ersten Höhe der Bergwand, die der Habichtswald heißt?"

„Wie sollte ich, war ich doch fast noch ein Knabe, da ich der Heimat entlief. Liegt es weit von hier?"

„Ich glaube, daß wir nicht viel mehr als eine Stunde auf dem Wege zubrachten, obgleich er schlecht genug war; voll Steine und Löcher, mit Gesträuch bewachsen, mit Verhauen versehen und von Wassergräben durchzogen. Auch mußten wir vorsichtig inmitten der Bedeckung reiten und hatten eine beträchtliche Vorhut; denn die Dörfer am Wege waren voll Gesindel, bei dem uns der Hauptmann erst freien Weg einlösen mußte."

„Und dennoch fandet Ihr das Schloß unversehrt?"

„Der Landgraf hatte ein Fähnlein seiner Leibwache zum Schutz des Vogtes und der Verwalter in die Seitenflügel gelegt. Es ist zwar manches zerfallen, aber doch nicht ganz verwüstet, und aus den Fenstern des Mittelbaues, welcher die fürstlichen Gemächer enthält, genießt man eine unbeschreibliche schöne Aussicht in das Thal von Kassel und auf die Bergkette des Söhr- und Kaufungerwaldes. Die Verwüstung des Landes ist, von dort oben herab gesehen, nicht erkennbar, und die zahlreichen Dörfer, die aus dem Grün der Bäume und zwischen kleinern Waldstrecken hervorlugen, gaben ein Bild des Friedens, wie ich es noch nie

*) Das heutige Wilhelmshöhe.

zuvor erblickte. Sorgfältig gepflegte Gärten ziehen sich am Berge hinauf, und auf der Höhe eines Hügels, hinter dem sich eine steile Wand mit Wald erhebt, befindet sich eine Felsengrotte, in welcher große Steinbilder aufgestellt sind. Aus dem Teich, der davor liegt, steigt spielend ein Wasserstrahl hoch in die Luft und fällt plätschernd wieder hernieder. Über künstlich getürmte Klippen und Felsen, aus denen Bäume, Strauchwerk und Farne ragen, eilt seitwärts im dunkeln Tannenwald ein Bach, bald murmelnd, bald im tosenden Falle thalab. Und ringsum Wald und tiefe Stille; nur ein Reh huschte zuweilen scheu über die verschlungenen Pfade, Eichhörnchen liefen an den Stämmen uralter Eichen und schlanker Buchen hinauf, die Vögel sangen in den Zweigen, und der klare Sonnenschein, der zitternd durch das Laubdach fiel, durchwürzte die Luft mit einem so wonnigen Waldeshauch, wie ich ihn noch niemals geatmet. Es war ja zum ersten Male in meinem Leben, daß ich auf einem Berg und in einem Walde geweilt, und mächtig ergriff mich dort oben die Sehnsucht nach Frieden. . . . . Aber ich fürchte, Tage und Wochen, Monde und Jahre in solcher Stille wie jene Stunden, sind ein Traum, der sich auf dieser Erde nicht erfüllen kann."

Mit Entzücken hatten Trotts Augen auf der Geliebten geruht. Die sanfte Erregung, in welcher sie gesprochen, der träumerische Blick, mit dem sie im Geiste das dort oben Empfundene nochmals durchlebte, gab ihr einen neuen, holden Liebreiz. Er scheute sich in Worte zu kleiden, was ihn bewegte und es entstand eine kurze Stille, bevor Anne wieder sprach.

„Ich hatte in Hanau wenig von dem gehört, was hier vorging," sagte sie dann langsam. „Wenn man dort vom Landgrafen Moritz sprach, so betraf es immer die letzten traurigen Jahre seiner Regierung, und so hatte ich mir ein falsches Bild von dem edeln, geistvollen Fürsten gemacht."

„Edel?" fragte Trott gedehnt.

„Jawohl, edel," wiederholte Anne eifrig. „Fragt Eckebrecht danach, oder besser, geht hier in die Schulen der Stadt und

hinauf nach Moritzheim, sehet und höret was er gewollt und geschaffen, und auch Ihr werdet eine andere Meinung von einem Manne hegen, den seine Feinde verunglimpften. — Die Anfangsbuchstaben seines Namens, „Moritz, Landgraf zu Hessen," hatte er sich zum Sinnspruch seines Lebens, in die Worte gewandelt: „Meine Lust zum Höchsten." Und wahrlich er durfte das thun; denn er hatte Lust am Höchsten!"

„Ihr bewundert ihn sehr, Anne," sagte lächelnd der Junker.

„Ja, das thue ich," rief sie lebhaft, „und so oft ich an ihn und sein schönes Weißenstein denke, fallen mir die Worte eines Verses ein, den er selbst gedichtet und den er in lateinischer Sprache an einem Brunnen seitwärts des Schlosses einmeißeln ließ."

„Sind sie so schön?"

„Vielleicht findet Ihr es nicht; aber mir erscheinen sie rührend und zärtlich, und ich meine, sie drückten die ganze Liebe aus, welche der Landgraf für jenen schönen Fleck Erde empfand, auf dem er seine Blumen und Früchte selbst pflegte und zog. Eckebrecht hat mir die Strophen übersetzt, und ich werde sie Euch sagen, so gut ich es vermag:

„Sorgen behalte die Stadt; das Gut, das mich wieder mir selbst giebt
Fordert Freude, gepaart mit anmutigem Scherz;
Sorg' zu gefallen mein Gärtchen, sorg' süßestes Gärtchen, zu spenden
Frei dem Tische des Herrn selber gezogenes Mahl."

Schon seit einer geraumen Weile war der Lärm vieler Stimmen von der Straße herauf gedrungen, ohne das Gespräch der Liebenden zu stören. Als aber jetzt das große Einfahrtsthor des Hauses sich stöhnend in den Angeln drehte und das Klappern von Pferdehufen unter demselben hörbar wurde, ward Anne aufmerksam und erhob sich.

„Was mag denn vorgehen?" fragte sie, und schritt nach dem Fenster. Jedoch sie konnte nichts erspähen. Nur ein Trupp Nachbarn stand an dem gegenüber liegenden Brunnen und sahen nach der Hausthür und zu den Fenstern in die Höhe.

Aber auch im Hause wurden jetzt Rufe laut, man hörte Sporen klirren, und Anne erkannte Frau Marias freudig erregte Stimme und unterschied Dorotheas leichten Gang, mit dem sie die Treppe hinabeilte. Auch Eckebrecht und andere hörte sie sprechen; doch vermochte sie keine Worte zu verstehen.

„Wie sonderbar,“ sagte sie lauschend. „Es scheinen Gäste angekommen zu sein, welche Frau Maria in die Zimmer des Hausherrn geleitet. Ist es nicht, als ob unter diesem Gemach gesprochen würde? . . . Ach Wolf,“ rief sie sich unterbrechend dem Bruder entgegen, der die Thür öffnete und hereintrat. „Was bedeutet denn diese Unruhe im Hause; sind Fremde eingetroffen?“

„Nicht Fremde,“ antwortete Buchenau, „sondern der Hausherr selbst ist unerwartet von Leer angekommen, und alle sind in der freudvollsten Erregung.“

„Herr von der Malsburg,“ rief Anne, verwundert die Hände zusammenschlagend und nach der Thür eilend. „O, wie ich mich freue, ihn zu sehen.“

„Wo willst Du hin?“ fragte der Bruder ihre Hand ergreifend, „doch nicht Herrn Otto entgegen?“

Sie nickte stumm und sah verwundert zu dem sie Haltenden auf.

„Nein, Anne,“ schüttelte dieser den Kopf. „Du darfst das nicht thun. Der General-Kriegskommissar ist lange abwesend gewesen, und Du hast kein Recht, Dich gleich in der ersten Stunde seiner Heimkehr unter die Seinigen zu stellen.“

„Kein Recht, Wolf Herbord?“ fragte sie traurig mit halb erstickter Stimme. „Ist er nicht gütig und großmütig gegen uns gewesen, und sind wir ihm nicht zu innigem Danke verpflichtet, auch Du?“

Der Junker sah ernst auf die zarte Gestalt der Schwester herab, die vertraulich an ihm lehnend, bittend die Hände zu ihm erhoben hatte.

„Du wirst am dankbarsten sein, wenn Du Dich bescheiden zurückhältst und Dir nicht Rechte nimmst, die Du nicht hast. Er gab Dir eine Zufluchtsstätte in seinem Hause; Du darfst aber nicht vergessen, daß es nicht Deine Heimat ist.“

„Er gab uns mehr, Wolf Herbord,“ versetzte Anne zurückweisend, daß der Bruder nur von ihr sprach. „Er gab uns liebevolle Teilnahme an unserm Geschick; und dafür, meine ich, dürften wir ihm wohl zeigen, daß wir uns seiner glücklichen Rückkehr freuen.“

„Aber Du sollst Dich darum nicht in den Kreis seiner Angehörigen drängen und darfst nicht vergessen, daß Du hier im Hause eine Fremde bist,“ entgegnete Buchenau ungeduldig.

Anne senkte die Augen, die voll Thränen standen, und trat von dem Bruder hinweg.

„Du sorgst dafür, daß ich es nicht vergesse,“ sagte sie leise, „aber wehe thut es mir, beständig daran erinnert zu werden, daß ich fremd und heimatlos bin.“

„Beständig?“ fragte Buchenau verweisend.

„In Hanau, bevor Du kamest, empfand ich das nie,“ fuhr Anne aufgeregt fort ohne die Frage des Bruders zu beachten. „Obgleich ich wußte, daß mich keine Bande des Blutes mit den Eltern und Geschwistern verknüpften, so fühlte ich mich doch als ein Kind ihres Hauses bis . . . Du kamst . . . und . . .“ Sie brach ab und sah verwirrt zu Buchenau auf, der mit zusammengezogenen Brauen vor ihr stand.

„Sprich nur aus, was Du sagen willst,“ redete er ihr ruhig zu. „Es kann mich nicht verletzen, wenn ich erfahre, was ich in Deinen Augen verschuldet habe.“

„Ich klage Dich keiner Schuld an, Wolf Herbord,“ rief Anne erregt „aber fühlst Du nicht, wie Du mir alle freudige und beglückende Sicherheit nimmst, wenn Du mir verbietest mich in meinem Thun auf die Stimme meines Herzens zu verlassen; fühlst Du nicht, wie grausam es ist, mich immer erneut zu er-

innern, daß ich den Menschen nicht zugehörig bin, die ich verehre und liebe?"

„Ihr seid ungerecht Anne," mischte Trott im zärtlich beschwichtigenden Tone sich ein. „Euer Bruder hat recht, Euch zu mahnen, die Rücksichten des Gastes nicht zu vergessen."

Betroffen von dem Vorwurf, der in des Geliebten Worten lag, sah Anne ihm in die liebevoll auf ihr ruhenden Augen.

„Verletze ich die Rücksichten des Gastes, wenn ich mich erkenntlich und dankbar bezeigen will?" fragte sie, „und soll ich es nicht empfinden, wenn Wolf Herbord mich so oft erinnert, daß ich niemand angehöre?"

„Gewiß sollt Ihr Euch erkenntlich und dankbar bezeigen, Anne," beruhigte sie Trott; „aber kann es Euch wirklich einen Unterschied machen, ob Ihr es jetzt oder in einer Stunde thut? Seid Ihr nicht, während Herr Otto die Seinigen begrüßt, hier bei Euerm Bruder und bei mir . . .?"

Anne sah mit großen Augen in das freundliche Antlitz des Geliebten, der sich lächelnd zu ihr hinabbeugte. Beschämt senkte sie die Lider und machte sich sanft aus den Armen frei, die sie zärtlich umschlungen hielten.

„Ja, Ernst Ludwig," sagte sie freimütig, und aus ihren blauen Augen brach ein Licht, das sich wie Sonnenschein über ihr errötendes Antlitz breitete, „Ihr habt recht, und ich danke Euch für Eure Worte. Euch und Wolf Herbord gehöre ich zu und wahrlich, ich achte das nicht gering. Könnt Ihr beide mir verzeihen, daß die mahnenden Worte des Bruders nur den kindischen Schmerz in mir erweckten, heimatlos zu sein?"

Buchenau ergriff die Hand, welche die Schwester ihm entgegenreichte.

„Ich habe Dir nichts zu verzeihen," sagte er düster, „aber ich habe Dich zu bitten, Geduld mit mir zu haben, wenn ich nicht zu Dir rede, wie ich wohl sollte. In den Lagern und zwischen

dem Kriegsvolk, mit dem ich mein Leben verbrachte, lernt sich nicht die feine Sitte, in zierlichen Worten die Meinung zu sagen. Wenn ich es auch um Deinetwillen gern versuchen möchte, so bemerke ich doch nur zu oft, daß die Gewohnheit stärker ist als der gute Wille ... Armes Kind," fuhr er nach kurzem Schweigen weicher fort, den schönen Kopf der jungen Schwester sanft an seine Brust drückend. „Du hast Dich so oft nach dem Bruder gesehnt und nun Du bei ihm bist, erweist er sich als ein rauher Geselle, der Dir wehe thut, wo er doch nichts will, als Dir das Gefühl des Fremdseins im Kreise sich nahe angehörender ersparen."

Anne antwortete nicht gleich. Sie schlang den Arm um des Junkers Hals und sein Haupt zu sich herabziehend, drückte sie einen innigen Kuß auf seine gebräunte Wange.

„Du bist kein rauher Geselle, Wolf Herbord," flüsterte sie zärtlich.

„Und Du sollst nicht länger mehr heimatlos bleiben," gab er ebenso zurück. „Um Deiner Sicherheit willen kann ich Dich nicht in das Haus unserer Väter einführen; aber jetzt, wo ich meinem Lande wieder angehöre, kann ich Dir hier eine Heimat begründen. . . ."

„Führt Euch eine Hausfrau in diese ein, Wolf Herbord," fiel Trott dem Junker ins Wort, „und vergönnt es mir, Anne eine solche zu bieten. Noch manches Jahr wird vergehen, bevor wir die Hufen werden pflügen können, von denen die Väter ihr Brot aßen und ich weiß nicht, wie es in Solz um mein Erbe bestellt ist, noch ob ich in Rotenburg mir mein Eigentum sichern kann, aber ich meine, gar manche ehrbare Frau Hauptmännin lebte im Reiche, die darum nicht zu darben braucht, weil die Steinburg des Gemahls in Trümmern liegt und seine Häuser in den Höfen ohne Dach sind. Ich habe mir nicht wenige Gulden erspart, die in sicherm Gewahrsam stehen, und der Sold im hessischen Heere ist auch nicht gering. Vergönnt mir daher, Eurer Schwester die Heimat zu richten, nach der sie sich sehnt."

„Wie," rief Buchenau überrascht und zog die dunkel erglühende Schwester fester zu sich heran. „Ihr wollt Euch jetzt schon, inmitten des Krieges, die Hausfrau freien?"

„Inmitten des Krieges," bekräftigte Trott. „Wir werden noch eine weite Strecke durch Kriegesnot und Elend zu gehen haben und darum möchte ich nicht zögern, Anne und mir das Glück zu sichern, welches uns erreichbar ist."

„Und Du, Anne?" fragte Buchenau. „Willst Du wieder von mir gehen und mich allein lassen?"

„Du wirst wieder von mir gehen, Du und Ernst Ludwig, und ich werde es sein, die allein ist," entgegnete sie schüchtern und verlegen. „Aber ich werde dann eine Heimat haben, in der ich Euch erwarte, und wenn Ihr heimkehrt, werdet Ihr am eigenen Herde sitzen."

„Am eigenen Herd," rief Trott warm, und Anne umfassend, griff er nach Buchenaus Hand, um sie feurig zu pressen. „Welch ein gesegnetes Wort das ist! Mein Weib und mein Herd! Begreift Ihr, was das heißt, Wolf Herbord?"

Dieser nickte stumm.

„Ihr weigert mir Anne nicht?" rief Trott beglückt, „und freut Euch dessen! Wenn wir heimkehren, wird unser Herd auch der Eure sein, und wir werden ausruhen an ihm zum ersten Male, seit wir Knaben waren."

Von der Treppe her klangen Schritte und die Stimme des General-Kriegskommissars erschallte unter der Thür.

„Anne, Kind," rief er in heiterem Ton und trat, von den Seinen gefolgt, rasch in das Zimmer. „Wo steckst Du denn? Läßest Dich suchen wie eine Nadel und dann in Männerarmen finden?" scherzte er, das verlegen errötende junge Mädchen herzlich umarmend. „Nun, nun, siehe mir in die Augen, Kind," fuhr er freundlich fort, den gesenkten Kopf Annens zu sich erhebend. „Komm, damit ich Dir Aug' in Auge sagen kann, wie sehr es mich freut, Dich so froh und glücklich wiederzufinden."

„Seid auch Ihr mir herzlich willkommen in meinem Hause,

Junker von Trott," rief er dann dem Hauptmann zu und bot Buchenau grüßend die Hand.

„Das wird ein froher Tag zu Solz sein, wenn ich Euerm Oheim vermelde, daß sich das allzufrüh flügge gemachte Vöglein wieder im heimischen Neste einfinden wird."

„Vielleicht auch nicht, edler Herr," erwiderte Trott mit ehrerbietiger Verbeugung. „Der Oheim führt ein strenges Regiment, und ich weiß nicht, ob er nicht noch jetzt gewillt ist, mit seinem Mündel ins Gericht zu gehen."

„Auch Adam der Lange ist älter geworden; der Sturm hat ausgetobt, und der Sinn hat sich gesänftigt," entgegnete Malsburg.

„So sagt man, Herr," antwortete Trott, „aber ich habe immer nur erfahren, daß das Alter verschärft, was in dem Menschen liegt, und kann mir nicht vorstellen, wie des Oheims Starrheit sich sollte in Weichheit gewandelt haben."

„Hat sie auch nicht," nickte Malsburg bestätigend. „Adam ist, was er immer war, und was er in diesen Jahren da draußen erlebte, war nicht dazu angethan ihn milder zu stimmen. Aber Ihr, Junker, habt Euch geändert. Aus dem trotzigen Knaben ist ein Mann geworden, der überall gutes Lob geerntet, und dann .... Wißt, das alte Nest in Solz ist auch nicht mehr so voll junger Vögel, als es dereinst war, und wenn man alt wird und nicht selbst Söhne um sich erblühen sieht, so freut man sich des Gedankens, daß die Neffen und Vettern den alten Stamm erhalten werden. Und die Freude, ein holdes Weib in die öde Halle zu führen, bringt Ihr dem Alten ja auch mit heim."

„Wenn Ihr gestattet, edler Herr."

„Wenn ich gestatte?" fiel Malsburg dem Junker lachend in die Rede. „Nein, nein, Herr, meine Erlaubnis machte Euch nur wenig Sorgen, und meine Weigerung würde nichts nützen. Aber wie ist es, Anne," wandte er sich zu dieser. „Wollt Ihr wirklich versuchen, diesen Wandervogel in das heimische Nest zu locken und traut Ihr Euch zu, ihn zu halten?"

„Ich verlockte ihn schon hierher, edler Herr,“ erwiderte Anne. „Fragt ihn nur, welcher Spur er folgte, und ich hoffe ihn auch zu halten.“

„Ihr getraut Euch viel, Anne,“ rief Dorothea, die mit der Mutter und Eckebrecht hereingekommen war und neben Buchenau stand. „Denkt Ihr nicht daran, wie bald der Junker Euch verlassen will, um sein Fähnlein nach Ostfriesland zu führen?“

„Er wird schon wiederkommen,“ nickte Anne der Freundin zu und sah mit glücklichem vertrauensvollen Lächeln zu dem Hauptmann hinüber.

„Habt Ihr das Fähnlein schon vollzählig beisammen, Junker von Trott?“ fragte Malsburg, „und habt Ihr Euch das Regiment schon erwählt, dem Ihr es zuführen wollt?“

Trott neigte bejahend das Haupt.

„Es haben sich mehr Mannschaften gemeldet, als wir werben konnten,“ versetzte er, „und das Fähnlein, welches mich zu seinem Hauptmann und Buchenau zum Leutnant erwählte, begehrt in das unvollzählige Regiment des Obersten Geiso zu treten. Die Anfrage darum ist gestellt, und wir erwarten die Antwort.“

„Johann Geisos blauen Musketieren wollt Ihr angehören?“ rief Malsburg lachend. „Nun Junker, glaube ich wahrlich, daß Ihr ein Sonntagskind seid, und daß Anne es mit Euch wagen kann. Ihr werdet Eurer Herzgeliebten nicht Valet zu sagen brauchen; denn nicht das Fähnlein zieht dem Regimente, sondern das Regiment zieht dem Fähnlein zu. In wenig Tagen schon trifft Geiso mit tausend Musketieren und vier Fähnlein Reitervolkes zum Schutz der Hauptstadt ein.“

Ein Ruf des Erstaunens klang von aller Lippen, und Frau Maria fragte besorgt:

„So fürchtet die Landgräfin für unsre Sicherheit?“

„Sie fürchtet nichts,“ wehrte ihr Gemahl, „aber die hohe Frau will Kassel vor feindlicher Überraschung bewahren. Noch hat in diesem ganzen langen Krieg kein feindlicher Soldat diesen Platz betreten oder seine festen Wälle bedroht, und die Fürstin

will die Stadt, die sich ihrem Sohn so treu bewiesen, auch ferner vor solchem Schicksal bewahren."

„So freute sie sich der Huldigung, mit welcher wir hier einmütig dem Lande vorangeleuchtet?" fragte Eckebrecht.

„Ob sie sich derselben gefreut?" gab Malsburg die Frage zurück. „Mit von Thränen erstickter Stimme erklärte sie dem Sohne die kühne That der Treue, welche die Bürger gethan, und ich trage den Statthaltern den Dank des jungen Landgrafen für die Stadt und das Land zu. Er hat das Schreiben selbst entworfen, in welchem er für die Huldigung dankt und verspricht, dereinst Treue mit Liebe zu vergelten." „„Obwohl er seines Alters halber noch keinen Rat erteilen könne,"" schreibt er, „„so werde er doch, so lange Gott die Waisen und Unschuldigen beschütze und er seine Räte und lieben Landstände an seiner Seite behalte, jede Furcht hintansetzen.""

„Möchte ihm Gott solche Meinung immer lebendig erhalten," sagte Eckebrecht mit feierlichem Ernst; „auf unsere Treue und Liebe kann er allzeit bauen."



Siebzehntes Kapitel.

Es war unmöglich für Amalie Elisabeth gewesen, alsbald nach dem Tode ihres Gemahls in die Heimat zurückzukehren und die Leiche desselben dahin überführen zu lassen.

Die Stellung der Kaiserlichen Heere in Westfalen und am Rhein verbot jeden derartigen Versuch. Da es für sie und ihr Land wichtig war, ihren Truppen die reichen, sichern Quartiere in Ostfriesland zu erhalten, so mußte sie auf jedes Wagnis verzichten.

Sie begab sich deshalb mit ihren Kindern im Dezember des Jahres 1637 nach Gröningen, ließ, nachdem ihr der Rat dieser Stadt die Erlaubnis hierzu bereitwilligst erteilt hatte, den Sarg des Landgrafen einstweilen in der dortigen St. Martinskirche beisetzen und nahm selbst ihre Wohnung in dem Hause des Statthalters von Friesland, des Grafen von Nassau.

In Hessen war sie inzwischen einmütig als Vormünderin und Regentin anerkannt worden, und General von Götz hatte deshalb seine Drohung ausgeführt.

Ende Oktober schon war er über Wannfried und Witzenhausen mit dreitausend Reitern und kroatischem Fußvolk ins Land eingefallen und hatte, nach seiner Weise der Kriegsführung, sengend und brennend die Gegend von Kaufungen und Hofgeismar überzogen, bis ihm vor Trendelenburg der tapfere Oberst von Uffeln

einen unbesiegbaren Widerstand entgegensetzte. Gleichzeitig war jedoch General Melander mit einem Teil des hessischen Heeres herbeigeeilt, um die angedrohte Belagerung Kassels und die Wegnahme der in hessischer Hand befindlichen westfälischen Plätze zu verhindern.

Auch Götzens Absicht, Amalie Elisabeth ihrer Quartiere in Ostfriesland zu berauben, scheiterte; denn der Graf von Oldenburg, den er sich zum Bundesgenossen gewinnen wollte, berief sich auf seine ihm vom Kaiser zugestandene Neutralität, auf die Schwierigkeiten eines Winterfeldzugs und auf die mit der Landgräfin bereits angeknüpften Unterhandlungen bezüglich einer freiwilligen Beschränkung der von ihr besetzten Quartiere auf die Grenzfestungen und wenige andere Orte. Man wollte in Ostfriesland immer noch lieber die strenge Manneszucht haltenden Hessen als Einlagerung behalten, als die Kaiserlichen Truppen im Lande wissen.

Auch der Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg führte den Kaiserlichen Befehl, in Hessen einzurücken, nicht aus, sondern versuchte statt dessen, die Landgräfin mit seinem Schwager, dem Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, zu versöhnen.

Nach nichts sehnten sich in Hessen alle Parteien so sehr als nach Frieden.

Die Statthalter, die Ritterschaft und Stände unterstützten die Friedensbestrebungen nach Kräften, und auch General Melander, der von der Ansicht ausging, daß man zuerst und selbst um hohen Preis die bisherigen Verbündeten, Frankreich und Schweden, als des Reiches schlimmste Feinde abschütteln müsse, vertrat bei der Landgräfin diese seine Meinung mit Leidenschaftlichkeit.

Obgleich von der Vergeblichkeit aller desfallsigen Bemühungen überzeugt, ließ daher Amalie Elisabeth ihre Statthalter und Stände zu Marburg in Verhandlungen mit Darmstadt eintreten, deren nächste Folge ein dem Lande höchst notwendiger und wohlthätiger Waffenstillstand war.

Was sie jedoch vorausgesehen, traf ein. Man lernte in Hessen aufs neue den Wert Kaiserlicher Friedensvorschläge

kennen, und selbst Melander schrieb den Ständen, daß dieser angebotene Vertrag den jungen Landgrafen in eine Lage setzen würde, die vor dem allerhöchsten Stuhle der Gerechtigkeit nicht bestehen könne.

Indessen war Zeit gewonnen. Die vom Kaiser angedrohte Exekution des Landgrafen Georg war abgewandt, und unter Vermittelung der Kurfürsten von Köln und Mainz kam es zu neuen Verhandlungen.

Anfänglich schien es, als wolle man die Forderung der Landgräfin: freie Religionsübung für alle evangelischen Stände, Lutherische sowohl wie Reformierte, in Wien bewilligen; als es jedoch zur Auswechselung und Vergleichung der Verträge kam, erwiesen sich die Auffassungen hinsichtlich der hessischen Forderung und kaiserlichen Gewährung in bezug des Religionspunktes so verschieden, daß die Verhandlungen abermals abbrachen.

Sie hatten jedoch nahezu zwei Jahre gedauert, und der Schutz des Waffenstillstandes hatte unterdessen dem Lande große Erholung gewährt.

Günstige Ernten linderten die Not, ein kleiner Viehstand war wiederum beschafft, und etwas Handel machte sich geltend. Es war alles nur äußerst gering und armselig, aber doch hatte der kurze Lichtblick hingereicht, die Bewohner mit neuem Mut zu stärken und ihnen zum Ausharren die Kraft zu geben.

Der Landgräfin Herz hatten inzwischen neue Schicksalsschläge getroffen.

Zuerst war die kaum anderthalb Jahre alte liebliche Prinzessin Louise, deren reine Kinderstirn der Kuß des sterbenden Vaters gestreift, diesem im Tode gefolgt, und dann hatte am siebzehnten August des folgenden Jahres ein wohl noch härterer Schlag das Herz der armen Mutter durch den Tod des achtjährigen Prinzen Philipp getroffen.

Seine zarte Gesundheit war von jeher eine große Sorge für die Landgräfin gewesen; aber gerade in den letzten Monaten

hatte sich dieselbe gestärkt, und sie verlor plötzlich den holden Knaben zu einer Zeit, wo sie am festesten geglaubt, ihn zu besitzen.

Ihr Schmerz war namenlos; doch sie konnte und durfte sich ihm nicht hingeben.

Wohin ihr Auge fiel, traf es auf Trauer und Elend, und wenige Menschen nur gab es in dieser Zeit, welche nicht erfahren mußten, was verlieren heißt; mehr denn je zuvor, war das Leben leidvoll, und trostvoller der Gedanke, ihm entrückt zu sein.

Auch die Landgräfin hatte das schon oft empfunden und sich dessen getröstet, wenn der Schmerz um das eigne Entbehren ihr übermächtig wurde. Waren doch von den vierzehn Kindern, die sie ihrem Gemahl geboren, bereits zehn zum ewigen Leben eingegangen, und auch die Gesundheit des jungen Landgrafen, ihres noch einzigen Sohnes, gab ihr manchen Anlaß zu Befürchtungen.

Doch durften solche sie nicht abhalten, ihm Geist und Körper zu stählen; denn wenn Gott ihm das Leben ließ, so lag ein schwerer Beruf auf seinen Schultern, und ihn dazu tüchtig zu machen, war die Aufgabe, deren sie sich bewußt war, und die sie unabläſſig vor Augen hatte.

Der Prinz war ein ernster, gewissenhafter Knabe, der die Dinge schwer nahm, und dem der Sinn für die heitern Seiten des Lebens abging. Ihn angesichts der überall herrschenden Not nicht hart werden zu lassen durch die Gewohnheit, Elend und die Verübung von Grausamkeiten zu sehen, ihm vielmehr das Herz voll freundlicher Milde, Menschenliebe und Gerechtigkeit zu erhalten, ihm zu lehren, Gott zu fürchten, das Rechte zu thun, das Unrecht zu hassen und sonder Zagen und Wanken auch den freudlosen, schweren Weg der Pflichten mit vertrauender Zuversicht zu gehen, das war das stete Bemühen der Mutter.

Und als sie endlich im April des Jahres 1640 nach Kassel zurückgekehrt war und nach der daselbst erfolgten Beisetzung ihres Gemahls und der Kinder ihren getreuen Ständen den künftigen Landesfürsten vorstellte, da durfte sie mit mütterlichem Stolz und

voll freudiger Überzeugung die Hoffnung aussprechen, daß der junge Landgraf dereinst seinem Lande ein gütiger und gerechter Herr sein werde, mit Barmherzigkeit bemüht, die Wunden zu verbinden, welche der neu ausbrechende Krieg wieder schlagen mochte.

* * *

Es war nur wenige Tage nach der Beisetzung des Landgrafen, als der Regentin, welche jetzt die Zimmer ihres verstorbenen Gemahls bewohnte, der Obervorsteher, Herr Otto von der Malsburg, gemeldet wurde.

Sie gab dem Kammerdiener einen Wink, den Herrn hereinzuführen und erhob sich dann rasch, um dem treuen Freund ihres Hauses entgegenzugehen. Sie hatte ihn, seit er nach ihres Gemahls Tod in Leer von ihr geschieden war, um die Sicherung der Hauptstadt zu leiten, nur bei den neulichen Trauerfeierlichkeiten wiedergesehen und noch keine Gelegenheit gehabt, ihm ihre herzliche Teilnahme bei dem Verlust, den er selbst kürzlich durch den Tod seiner Hausfrau erlitten, mündlich zu sagen, und sie that dies jetzt, als sie ihm gegenüberstand, mit einer Herzlichkeit und einfachen Wahrheit, die ihm die Thränen in die Augen trieb.

Die Landgräfin ging an den großen Arbeitstisch zurück, der in der Mitte des Zimmers stand, um ihm Zeit zu lassen, seiner Bewegung Herr zu werden, und als er wenige Minuten später ihr gegenüber saß und sich in dem Gemach umsah, in dem kein Schrein und kein Stuhl verrückt schien, seitdem er vor nun länger als vier Jahren hier mit dem Landgrafen über den Entsatz von Hanau beraten, da konnte er den schweren Seufzer nicht unterdrücken, der sich ihm über die Lippen stahl.

Wo waren sie alle, die vor noch verhältnismäßig so kurzer Zeit mit ihm hier geweilt? Fern von der verwüsteten Heimat, im nordwestlichsten Winkel Deutschlands war der edle Fürst gestorben, der für die Sache des Evangeliums sein Schwert gezogen und den bedrängten Glaubensgenossen zu Hülfe geeilt; wenige Monate danach schon war ihm sein geliebter Jugendfreund, der mut- und lebensvolle Statthalter Bernhard von Dalwigk gefolgt. Haxthausen war tot,

Harstall war von den Kroaten erschlagen, und Amalie Elisabeth und er waren allein noch übrig von denen, die an jenem sonnigen Aprilmorgen hier beraten.

Und was hatten diese vier Jahre der Sorgen, des Kummers und der Schmerzen auch aus ihr, der schönen, anmutsvollen Frau gemacht, die mit den Briefen aus Hanau in der Hand damals so lebhaft hier bei dem Gemahl eingetreten war?

Eine Matrone fast, saß sie ihm in ihrer tiefen Trauerkleidung, mit der Witwenhaube auf den blonden Locken, gegenüber, und nur der Ausdruck festen Wollens und freundlicher Güte sprach noch aus dem geistvollen Antlitz der Fürstin, von dem einst das Glück, welches sie in der Liebe des Gemahls besaß, gestrahlt hatte.

Es war, als ob sie Malsburgs innerste Gedanken erraten hätte, als sie jetzt die zwischen ihnen herrschende Stille mit den Worten unterbrach:

„Es hat sich alles um uns her gewandelt und verändert, Herr Otto, seit wir beide zusammen in diesem Zimmer geweilt, wir selbst aber sind hoffentlich die Alten geblieben und dürfen aufeinander zählen in Not und Tod?“

„Allzeit getreu, hold und gewärtig zu sein, haben wir allesamt geschworen, und Euer Fürstliche Gnaden dürfen dem Eide der Männer von Hessen trauen,“ entgegnete Malsburg in müdem Tone, der wenig von seiner frühern raschen Weise an sich hatte.

„Daran zweifle ich nicht,“ antwortete die Landgräfin abwehrend, „und obwohl ich auch über die Angelegenheiten des Landes mit Euch beraten will und es mich herzlich verlangt, Eure Meinung als die des treuen Freundes meines Gemahls und unserer guten Sache zu hören, so möchte ich doch vorher wissen, wie sich für Euch und Dorothea das Leben ohne Eure treue, heitere Hausfrau gestaltet hat?“

„Traurig, Fürstliche Gnaden, traurig, einsam und verlassen,“ sagte der Obervorsteher seufzend, mit einem schmerzlichen Zucken um den Mund. „Ich sehe mich um und kann nicht begreifen

daß es noch dasselbe Leben sein soll, wie vordem! Überall, wohin ich gehe, und bei allem, was ich unternehme, fehlt mir mein herzliebes Weib. Auch da, wo sie nicht bei mir zu sein pflegte, fühle ich, daß ich sie verloren habe, und daß mit ihr mein bestes Teil dahin ist."

Die Landgräfin legte die Stirn in die Hand und atmete schwer.

„Die Zeit, Herr," sagte sie dann aufblickend, „die Zeit wird Eure Trösterin sein. Sie besitzt eine Allmacht, der nichts auf Erden gleicht, und der Schmerz hört auf zu nagen, wenn wir uns erst gewöhnt haben, einsam zu sein für hier! Jeden Abend, an dem ich ermattet von des Tages Sorgen mir sage, daß ich in meines lieben Eheherrn Nachfolge gearbeitet habe, fühle ich ihn meiner Seele so nahe, als hätte ich ihn nie verloren."

„Ihr steht in Eures Gemahls Arbeit, Fürstliche Gnaden," entgegnete Malsburg schwermütig; „ich aber kann meiner herzlieben Hausfrau Werk nicht thun. Dorothea wirkt an ihrem Platz und läßt es nicht an redlicher Mühe fehlen, wie die Mutter zu schalten und zu walten. Aber, Fürstliche Gnaden, mein Weib, die treue Gefährtin aller meiner Tage, die Mitwisserin aller meiner Sorgen und Nöte, sie, die mein Leben geteilt, wie niemand es zu teilen vermag, kann mir durch die Tochter nicht ersetzt werden. Ein Mann verliert mit seinem Weibe mehr, als eine Frau mit ihrem Mann; denn er verliert sein bestes Teil, sein Herz, und damit alles, was ihn freut und erquickt, wenn er aus dem Streit der Welt heimkehrt, um auszuruhen an seinem Herde."

„Die Arbeit für unser Land wird Euch werden, was sie mir geworden ist: Trost, Kraft und Stärke," sagte die Landgräfin mit teilnahmsvoller Weichheit.

„Ich werde sie auf mich nehmen und sie redlich thun; aber ob mein Schaffen gute Frucht trägt, muß sich noch erweisen," sagte Herr Otto ernst. „Gar vieles sah ich freundlicher an und war zur nachgiebigen Milde geneigt, wenn meiner trauten Maria

Hand die Falten auf meiner Stirn geglättet und ihr gutes, fröhliches Wort mir oft den Zorn gemindert."

Die Landgräfin antwortete nicht gleich und fragte dann, nach einer Weile abbrechend:

„Eure Tochter Juliane von Canstein erzählte mir schon von Frau Marias Krankheit und sprach von einem heftigen Schrecken, der sie verursacht?"

„Sie glaubte das aus den Fieberreden der Kranken zu entnehmen," antwortete Herr Otto mit leichtem Zusammenziehen der Brauen, „jedoch Dorothea und ich vermeinen es anders." Er schwieg einen Augenblick und sagte dann: „Maria hatte schon mehrere Tage über Kopfschmerzen und Unbehagen geklagt, bevor die Krankheit sie mit plötzlichem Schrecken niederwarf."

„So hatte sie also einen Schrecken?"

Der Obervorsteher antwortete nicht gleich. Er zog die Schultern in die Höhe und blickte mit gefurchter Stirn vor sich hin; dann fragte er plötzlich:

„Euer Fürstliche Gnaden kennen die Sage, welche sich an die alten Mauern von Elmarshausen knüpft?"

Die Landgräfin verneinte.

„Ein liebliches, mit Blumen spielendes Kind soll den Gliedern meines Geschlechts kurz vor ihrem Tode erscheinen," sagte Herr Otto kurz.

„Und . . . . Ihr glaubt?" fragte Amalie Elisabeth erstaunt.

„Juliane vermeint, meine Hausfrau habe das Kind gesehen. . . . In ihren Fieberreden war sie beständig bemüht, einem Kinde, bald scherzend und lachend, bald zürnend und grollend, Blumen abzudrängen."

„Und Dorothea teilt nicht Julianens Meinung?"

„Nein, Fürstliche Gnaden," entgegnete Malsburg finster. „Anne von Buchenau, Ernst Ludwig Trotts junge Hausfrau, weilte mit ihrer kleinen Tochter Christine in Elmarshausen und bewohnte ein Zimmer neben dem Dorotheas, zu welchem die

Thür meist offen stand. In der Dämmerungsstunde trat Maria in das leere Gemach, und als ihr Schrei Dorothea aus dem Nebenzimmer herbeirief, mußte sie erst die kleine Christine von der Schwelle heben, auf welcher sie mit buntem Flitterkram spielend gekauert."

„Aber Eure Hausfrau?"

„Sie hatte mit jenem Schrei das Bewußtsein verloren, und als sie es kurz vor ihrem Tode wiedererlangte, sprach sie nicht von dem Kinde, und niemand von uns wagte zu fragen, ob sie den Mahnruf unseres Geschlechtes empfangen."

„So glaubt Ihr an solchen?"

„Mein Vater hat kurz vor seinem Ende das Kind gesehen, und er hat mir die Blumen genannt, die es spielend über die Thürschwelle warf," gab Malsburg ausweichend zur Antwort.

Die Landgräfin nickte; dann fragte sie nach kurzem Schweigen nach Dorothea, und ob der Hauptmann Eckebrecht noch nicht um ihre Hand gebeten, was Herr Otto verneinte.

„Er ist abwesend und kehrt selten bei uns ein," setzte er dann hinzu. „Ich habe die Hoffnung aufgegeben, in ihm den Sohn meines Blutes und Namens mir zu gewinnen, und auch Maria hegte solche nicht mehr. Sie begehrte von Dorothea das Gelöbnis, nicht von mir zu gehen, bevor es Frieden geworden."

Die Landgräfin beachtete die letzten Worte nicht und fragte: „Gab Euch nicht mein Gemahl schon Zusicherungen betreffs der Lehen für Eckebrecht?"

„Das that der Durchlauchtigste Herr," bestätigte Malsburg, „und ich nahm es dankbar an; jedoch weder Dorothea noch Eckebrecht scheinen gleichen Wunsch wie ich zu hegen, und Zwang mag ich nicht üben."

„Zwang?" rief die Fürstin erstaunt und wehrte mit der Hand, „helfen Herr Otto, würdet Ihr beiden, wenn Ihr ein Wort dem Hauptmann gönnen wolltet. . . . ."

„Aber ich werde es ihm nicht gönnen, Fürstliche Gnaden," erwiderte der Obervorsteher nicht ohne Erregtheit. „Durch freund-

liches Wohlwollen habe ich Eckebrecht deutlich genug merken lassen, welches meine Wünsche sind, und auch Dorothea weiß, daß der Stand, in welchem man geboren ist, Pflichten auferlegt, die über allem eigenen Wollen stehen. Meine Lehen müssen nach Gesetz und Herkommen Eckebrecht zufallen, aber nicht so mein Allodialbesitz Elmarshausen, den ich gern einem Malsburg als meinem Tochtermann in Lehen verwandeln möchte, weil er auch mir als Malsburgsches Erbe zugefallen ist, und weil auch mein Geschlecht Anspruch an meine Treue hat. Ich vermeine, kein Recht zu haben, Güter meines Hauses an fremden Stamm zu vergeben, wenn ich mir den Sohn aus dem Blut meines Geschlechts gewinnen kann, und Eckebrecht kennt sehr wohl diese meine Gesinnung. Er ließ uns, meine Hausfrau und mich, vordem glauben, daß ihm Dorothea teuer sei."

Die Landgräfin hatte aufmerksam zugehört und sah sinnend vor sich nieder.

„Und Ihr wißt von keiner Irrung, die zwischen beide trat?" fragte sie dann.

Malsburg schüttelte den Kopf.

„Auch nicht, daß ein anderer? . . . ."

„Nein, Fürstliche Gnaden," unterbrach Herr Otto die langsame sinnende Frage, „es ist umsonst, dem Rätsel nachzuforschen. Dorothea weist jede Annäherung zurück, und Eckebrecht lebt nur seinen Pflichten."

Die Landgräfin lehnte sich in ihren Sessel zurück und versank in Gedanken. Sie wiegte den Kopf hin und her und nickte dann wieder vor sich hin, endlich sah sie auf.

„So müssen wir hoffen, Herr Otto, daß dereinst die eigenen Wünsche das Paar zusammenführen," sagte sie dann, und ein Lächeln umspielte ihre Lippen, das kaum zu dem Ernst der vorhergegangenen Unterredung zu passen schien.

„Liebesglück und Liebesleid
Hat kurzes Recht in dieser Zeit,"

„singt Hans Sachs in einem seiner Lieder," fuhr sie fort, während

sie nach einigen Schriftstücken griff, die vor ihr auf dem Tische lagen, „und mich will bedünken, daß seine Zeit noch eine goldene Zeit gegen die war, in welcher wir unser Dasein verbringen; denn bei aller Teilnahme kann ich Dorotheas Liebesleid doch nur kurzes Recht vergönnen und muß Euch bitten, mir auch noch über manches andere Auskunft zu erteilen.“

„Ich weiß sehr wohl,“ fuhr sie, eines der Schreiben entfaltend, fort, „daß nicht nur die Herren von der Ritterschaft, sondern auch andere meiner Stände darüber unzufrieden sind, daß ich die Friedensverhandlungen in Mainz ganz abbrach, als ich in Wien die Versicherung freier Religionsübung für alle evangelischen Stände und auch für das reformierte Bekenntnis nicht so gesichert erlangen konnte, wie ich es für notwendig halte.“

„Weil wir vermeinten, Euer Gnaden sollten sich mit dem begnügen, was Anhalt und Brandenburg, die doch auch der reformierten Lehre anhangen, für hinreichend erachteten. Auch meinten manche, Euer Fürstliche Gnaden würden von Anhalt und Brandenburg schlechten Dank dafür ernten, nochmals für sie eingetreten zu sein.“

„Das glaube ich nicht,“ fiel ihm die Landgräfin lebhaft ins Wort. „Hebung und Stärkung der gesamten protestantischen Macht war das, was mein in Gott ruhender Gemahl in erster Reihe erstrebte, und ich habe nicht vergessen, daß mein Gelöbnis, sein Werk zu vollenden, ihm die Sterbestunde leichter machte. Hätte ich in Wien die Gewissensfreiheit erlangen können, für welche unser Land seit zwei und zwanzig Jahren so Unerhörtes leidet, wahrlich ich würde nicht anstehen, irdische Güter und alle mir von auswärtigen Mächten gebotenen Vorteile dahinzugeben. Aber gerade weil mein treues Volk seit so langer Zeit schon unentwegt um dieses sein höchstes Gut kämpft, deshalb will ich ausharren in dem Streit, so lange ich noch streiten kann! Überdies, Malsburg, werdet Ihr gewiß nicht so thöricht sein zu glauben, daß eine Unterwerfung uns den Kaiser zum Freund und Beschützer gemacht haben würde, und könnt leicht ermessen, welche mächtigen Feinde wir in solchem Falle an Schweden und Frankreich hätten. Es hilft nichts,

Herr Otto, Ihr alle müßt noch eine Weile mit erhobenem Schwerte neben mir ausharren!"

„Wir werden es thun, Fürstliche Gnaden," erwiderte der Obervorsteher mit düster zusammengezogenen Brauen, „aber wir haben fast nichts mehr zu bieten, als unsere Arme."

„Und glaubt Ihr, das sei mir nicht genug, Herr General-Kriegskommissar?" entgegnete Amalie Elisabeth mit Herzlichkeit, dem Ritter die Hand über den Tisch reichend. „Es giebt im Reiche nicht viele Fürsten, die so wie ich auf die Treue ihres Volkes zählen dürfen, und wahrlich, das schätze ich einen Reichtum, der höher ist als Gold und Silber."

Malsburg dankte mit einem Neigen seines Hauptes und blieb eine Weile in Nachdenken versunken, bevor er fragte:

„Sind Euer Fürstliche Gnaden der treuen Ergebenheit des Generalleutnants Melander fest versichert?"

Die Landgräfin hob zweifelnd die Schultern in die Höhe.

„Es sind viele Versuchungen an den General herangetreten," antwortete sie. „Schon bald nach meines Gemahls Tod schrieb ihm Graf Schlick aus Prag, der Landgraf sei ein böses Kind des Reiches gewesen, er möge sich nun an den rechten Saul halten. Auch fehlte es später nicht an Verlockungen. Ehren, Güter und Titel wurden ihm angeboten, wenn er das hessische Heer dem Kaiser zuführen wollte."

„Das hessische Heer," rief Malsburg entrüstet. „Welche Vorstellung man sich doch in Wien von diesem macht! Keiner der Obersten und Hauptleute und nur wenige Soldaten würden dem General gefolgt sein."

Die Landgräfin nickte.

„Vielleicht," sagte sie, „war es die Unmöglichkeit, solche Forderung zu erfüllen; vielleicht war es die Liebe, welche ihn festhielt. Er bewarb sich gerade damals um die schöne, reiche Witwe des Obersten von Platen, Agnes von Effern, seine jetzige Gemahlin. Er zeigte mir die Briefe welche er aus Wien empfangen,

und versicherte, er halte die Stelle eines hessischen Oberbefehlshabers für ehrenvoller, als die eines Kaiserlichen Generals."

„Für sicherer jedenfalls," warf Malsburg ein. „In Wien kargt man weniger mit Versprechungen als mit Bezahlung."

„Auch Ihr mißtraut dem General, Herr Otto?" fragte Amalie Elisabeth mit Kopfschütteln. „Überall begegne ich diesem Gefühl, und doch kann ich ihn keiner Untreue zeihen. Er widerstrebte dem Bündnis mit Schweden und Frankreich, weil er diese als Fremde und des deutschen Reiches Feinde haßt. Ich selbst kann ihm hierin nicht unrecht geben, und auch Ihr meine getreuen Stände, seid schon zu öfterm der Ansicht gewesen, lieber dem Kaiser nachzugeben, als mit fremder Hülfe den Krieg fortzusetzen."

Malsburg zuckte die Schultern.

„Das Land," sagte er, „ist in einem Zustand der Hülflosigkeit, der kräftigen Widerstand unmöglich macht. Die Bürger vermögen keine Steuern mehr aufzubringen; Pferde und Zugvieh ist fast nicht mehr zu beschaffen, die Artillerie ist in gänzlichem Abgang; es fehlt an Pulver und Blei, an Gewehren und sonstigen Waffen; die Kassen sind leer; die Dörfer entvölkert . . ."

„Mein Heer aber besteht aus mehr als vierzehn tausend Mann Fußvolk und fast fünf tausend Reitern. Es sind lauter wohlgeschulte, in bester Manneszucht stehende Truppen, um die von allen Seiten wie um eine Braut geworben wird. Auf ihre Treue kann ich mich verlassen; ihre Liebe gehört dem Lande, dem sie fast alle entstammen, und dem Glauben, für den sie kämpfen. Es wird so leicht keinem gelingen, sie mir zu entfremden."

„Gewiß nicht," bestätigte der Obervorsteher; „denn sie sind alle Euer Fürstlichen Gnaden Sache ergeben bis zum Tode."

„Auch werden sie dem Lande nicht mehr zur Last fallen, als zu dessen Behauptung notwendig ist. Die Quartiere, welche sie am Rhein, in Westfalen und Ostfriesland besetzt halten, sind gut, die Kriegssteuern werden dort regelmäßig gezahlt, und ich werde

dem Landtag, den ich zusammenberufen habe, darthun, daß ich sogar Schulden in diesen Jahren abtragen konnte. Dafür erwarte ich aber, daß er meine Vorschläge zur Abstellung mancher Übel ebenso bereitwillig aufnehmen wird, wie ich gern seine Gegenvorschläge empfangen werde."

„Wir werden das thun, soweit es angeht," erwiderte der Obervorsteher nach kurzem Bedenken mit sorgenvoller Miene. „Euer Fürstliche Gnaden dürfen aber nicht übersehen, daß wir von der Ritterschaft manches mit andern Augen betrachten, als vielleicht die Geistlichkeit, die gelehrten Räte und die Bürger der Städte. Ich will Euer Durchlaucht nicht verhehlen, daß wir wahrscheinlich einem oder dem andern Ansinnen, das von Euer Fürstlichen Gnaden selbst ausgeht, widerstreben werden."

„Traut Ihr so wenig, Herr von der Malsburg, daß ich Rücksicht auf die Wohlfahrt aller nehme?" fragte die Regentin lächelnd.

Der Obervorsteher machte eine ablehnende Bewegung mit der Hand.

„Euer Fürstliche Gnaden wissen, wie getreu wir Euch ergeben sind, und daß wir allzeit Gehorsam leisten werden; allein viele Schäden, die uns offenbar, sind Euer Durchlaucht Augen verborgen, und wir sind Stände des Hessenlandes!"

„Das heißt?" fragte die Regentin erstaunt.

„Daß wir verpflichtet sind, vor allen Dingen die Forderungen des Landes zu Euer Fürstlichen Gnaden Gehör zu bringen, und das Land verlangt sehnsüchtig nach Frieden! Es bedarf ihn dringend, Fürstliche Gnaden! Ihr könnt und werdet Euch diesem Begehren nicht verschließen, wenn Ihr erfahrt, wie sehr alles darnieder liegt. Nicht nur Handel und Wandel, Ackerbau und Viehzucht und was sonst eines Volkes Wohlstand ausmacht, auch Zucht und Sitte steht am äußersten Rande des Verderbens. Die Bänke in den Schulen sind leer, wenige nur hören auf das Wort Gottes, wenn es von den Kanzeln verkündet wird, und oft wird

in den Kirchen zum Mahle des Herrn geladen, ohne daß auch nur Einer als würdig bereiteter Gast herantritt."

Die Landgräfin antwortete nicht; es trat eine kurze Stille ein, bevor sie wieder sprach.

„Von allen denen, die noch leben, wißt Ihr am besten, Herr Otto, wie sehr es meinem Gemahl am Herzen lag, seinem Lande einen billigen Frieden zu erringen. Der Krieg war ihm ein Greuel, und wenige Opfer schienen ihm zu groß, ihn zu beenden. Drei Dinge aber waren ihm unantastbar, und für sie kämpfte er bis zu seinem letzten Lebenshauch: das Land zu Hessen unzerstückt zurückzugewinnen, seine Kinder und Nachkommen bei Land und Leuten sowie in ihren Rechten zu erhalten, und den reformierten Glauben ungeschmälert seinem Volke zu sichern. Das war des Landgrafen Ziel und muß unverrückbar auch das meine sein! Ich darf die gute Gelegenheit, welche ich jetzt in der Hand habe, meinem Land und meinen Kindern nicht vergeben. Sorgt dafür, Herr Obervorsteher, daß die Stände die äußern Angelegenheiten auch einmal ins Auge fassen und meinem Verlangen an sie gerecht werden. Daß ich dagegen soviel als ich vermag, zur Erleichterung des Landes thun werde, dessen könnt Ihr versichert sein. Die Hofhaltung ist aufs äußerste eingeschränkt, und alle Einnahmen, die nicht zur Bestellung der Regierung und Erhaltung der Bauten notwendig sind, werden zur Tilgung der Schulden verwandt."

„Wenn Euer Fürstliche Gnaden den Ständen die Ursachen mitteilen wollten, aus denen Hessen wieder in die Kriegshandlung tritt, nachdem wir so lange auf ein Verträgnis mit dem Kaiser gehofft, und wenn Euer Gnaden wegen der Gelder . . ."

„Nein, Herr Obervorsteher," unterbrach die Fürstin den Ritter mit großer Bestimmtheit, „das werde ich nicht thun. Die Gründe, warum ich die Kaiserlichen Vorschläge nicht annahm, sind meinen Ständen bekannt; ihnen darüber noch besondere Rechenschaft zu geben, bin ich nicht verpflichtet; denn ich halte dafür, den künftigen Rechten meines Sohnes sonst damit zu vergeben.

Was die Mittel zu dem neuen Kriegszug anlangt, so ist es nicht ratsam, deren Beschaffung zu veröffentlichen; doch hoffe ich, das arme, erschöpfte Hessenland nicht damit zu beschweren. Rat wegen des neuen Zuges von den Ständen mir zu erbitten, halte ich für schädlich, weil alle diese Dinge großer Behutsamkeit und noch größerer Verschwiegenheit bedürfen. Ich habe sie mit Euch besprochen, weil ich den Einfluß kenne, den Ihr bei der Ritterschaft und sonst im Lande übt, und weil ich Euch ersuchen wollte, den Ständen in meinem Namen die Eröffnung zu machen, daß die das Fürstentum Hessen und das ganze evangelische Wesen bedrohende große Gefahr und Not mich zu einem erneuten Bündnis mit den Schweden und Franzosen getrieben. Wiewohl ich solche Erklärung niemand schulde, so fühle ich mich doch gedrungen, eingedenk der großen Treue, die alle meine lieben Unterthanen in schwerer Zeit und Not meinem Sohn und mir erwiesen, aus freundlich dankbarem Herzen Treue mit Vertrauen zu lohnen."

„Ich wollte, ich hätte Tröstlicheres als diese Kunde von Euer Fürstlichen Gnaden erfahren," erwiderte Malsburg seufzend, und strich sich mit der Hand über die Stirn. „Jedoch was unsers Herzens Wünsche auch sein mögen, wir werden Euer Gnaden Entschließungen nicht erschweren, und wenn wir bitten, auch unsre Meinung zu hören und in Erwägung zu ziehen, so soll sie doch niemals mehr sein, als eine Meinung."

Ein Klopfen an der Thür unterbrach das Gespräch.

Auf der Fürstin Erlaubnis, einzutreten, öffnete der Kammerdiener des verstorbenen Fürsten, de la Mer, dieselbe leise, und meldete den Kommandanten von Kassel.

„Oberst Geiso, und zu dieser Stunde?" fragte Amalie Elisabeth, sich erstaunt erhebend. „Laßt ihn eintreten, de la Mer, und sorgt, daß wir nicht gestört werden."

Der Kammerdiener ging zurück und zog behutsam die Thür hinter sich zu.

„Nein, bleibt nur, Malsburg," sagte die Regentin, als sie sah, daß dieser nach seinem Hute griff. „Es muß zwar Besonderes

sein, was den Kommandanten zu mir führt; denn er hat mir seine täglichen Meldungen schon gemacht und seine Befehle empfangen; schwerlich aber muß sein Anliegen für Euch Geheimnis bleiben, und möglich, daß wir Eures Rates bedürfen."

„Oberst Geiso," meldete der wachthabende Trabant mit lauter Stimme und stieß die Thür weit auf.

Der Genannte trat rasch ein und blieb nach wenigen Schritten stehen, um, mit der Linken den Degen haltend und mit der Rechten den Federhut bis fast zum Boden senkend, die Landgräfin mit ehrfurchtsvoller Verbeugung zu grüßen.

„Tretet näher, Oberst Geiso," rief sie ihm mit freundlichem Winken der Hand entgegen, „und laßt mich wissen, was Euch zu mir führt; denn ich denke mir, daß es Dinge sind, die keinen Aufschub erleiden. Der Herr General-Kriegskommissar wird doch wohl darum wissen dürfen?" setzte sie, mit einer Handbewegung auf Malsburg deutend, hinzu.

„Einiges davon geht sogar den Ritter persönlich an," erwiderte Geiso, „und Euer Fürstliche Gnaden können denselben gleich zur Rechenschaft ziehen; denn er macht sich zu Euerm Gegner."

„Herr Otto als mein Gegner?" fragte die Landgräfin lächelnd, während sie ihren Sessel wieder einnahm und den Herren ihre Plätze anwies.

„Unverbrüchlich treu werde ich an Euer Fürstlichen Gnaden Seite stehen, beharrlich bis zum letzten Atemzug werde ich für meines Landes Erhaltung kämpfen und unverletzlich hoch und heilig den Glauben halten, für den die Väter gelitten, in dem ich gelernt, die Hände zu Gott zu erheben und um welchen nun dieser lange Krieg entbrannte. Aber ebenso treu und ebenso beharrlich werde ich auch für die Rechte streiten, die mir von den Vätern erworben und zugesichert sind, gegen jeden, der sie angreift oder schmälern will."

„Ich glaube es Euch ohne Schwur," Herr Obervorsteher, nickte ihm die Landgräfin zu. „Ihr müßtet kein Hesse sein,

wenn Ihr nicht lieber den Acker daran gäbet, als daß Ihr den Rain verlöret, an den Ihr ein Recht zu haben vermeint."

„Ihr wißt es also schon, Fürstliche Gnaden?" sagte Geiso lächelnd, „daß nicht der General=Kriegskommissar und nicht der Ritter von der Malsburg, sondern daß der Obervorsteher der hessischen Ritterschaft es ist, der sich zu Euerm Gegner machen will."

„Ich weiß es zwar nicht," seufzte die Regentin, „aber ich kann mir schon denken, daß es wiederum diese böse Ritterschaft ist, die sich mir entgegenstellt, obgleich ich auf die Treue des einzelnen zählen kann. . . . Jedoch," setzte sie nach kurzer Stille zuversichtlich hinzu, „wenn wir auch zuweilen Gegner sind, so wissen wir doch, daß wir uns vertrauen dürfen."

„Das dürft Ihr, Fürstliche Gnaden," rief Malsburg beteuernd. „Euch und Euerm Sohne, unserm jungen gnädigen Herrn, haben wir von der Ritterschaft unsern Eid ebenso gut geschworen wie alle andern Eurer Unterthanen in der Stunde der höchsten und schwersten Not, die jemals Hessenland bedrohte, und der Schwur wird gehalten werden, trotz der Kaiserlichen Acht und aller Trübsal und Bedrängnis, die uns treffen mag. Aber ebenso zähe werden wir auch unsere eigenen Rechte verteidigen."

„Thut es nur, Herr Obervorsteher," nickte ihm die Landgräfin wohlgemut zu. „Ich zweifle nicht, daß wir uns dennoch vertragen werden! Und nun, Geiso," wandte sie sich diesem zu, „laßt mich wissen, um was es sich handelt."

„Es war nicht eigentlich des Obervorstehers Sache, die mich hierherführte, Fürstliche Gnaden," sagte der Oberst, indem er mehrere Briefe aus der Tasche seines Wamses zog, „doch da es sich so trifft, bin ich bereit, ihn in seiner Gegenwart vor Euch zu verklagen. Vorher aber möchte ich Euer Gnaden ersuchen, diese Schreiben zu prüfen. Sie kommen von Offizieren des verwaisten Heeres weiland Herzog Bernhards von Weimar, und die Herren bitten, unter Euer Gnaden Kriegsvölkern dienen zu dürfen. Der

mit unserer Kriegswerbung betraute Graf Kaspar Eberstein sowie unser einstiger Unterhändler mit Herzog Bernhard, Graf Bicquefort, und unser Kommandant von Dorsten, Prinz Friedrich von Anhalt, ersuchen um Berücksichtigung der Briefe."

„Die Herren werden Befehlshaberstellen beanspruchen," überlegte die Landgräfin, „und solche gebühren den hessischen Herren Offizieren vor andern. Jedoch wer sind die Nachsuchenden?"

„Es ist der Herzog Friedrich von Württemberg und der Sohn des gelehrten schwedischen Gesandten Hugo Grotius zu Paris, Herr Cornelius von Groote, wie er sich benennt."

„Ah," rief die Regentin erstaunt. „Der Herzog von Württemberg nahm eine der höchsten Stellungen im Weimarischen Heere ein, und wie kommt es, daß Herr von Groote seine Dienste nicht der Krone Schweden bietet, in deren Verwendung sein Herr Vater dient?"

„Parcequ'il a une passion de porter les armes dans le service de son Altesse la Landgrave de Hesse, wie mir Bicquefort schreibt," versetzte Geiso, die Papiere auseinander faltend und sie der Landgräfin reichend.

„Kommen die Herren allein oder bringen sie noch einiges Volk ihrer Fähnlein mit?"

„Es steht nichts davon in den Briefen, und es ist auch besser, wenn Euer Fürstliche Gnaden die Herren verwenden wollen, daß sie ohne Anhang kommen."

„Habt Ihr noch Stellen frei, Geiso?"

Der Oberst sann nach.

„Das schwarze Regiment ist schon dem Prinzen von Anhalt versprochen," sagte er, „aber das rote Regiment ist noch zu vergeben, und auch die Reiter Kurts von Dalwigk sind noch ohne Inhaber."

„Ich werde die Schriftstücke prüfen und Euch meine Meinung

zugehen lassen," entschied die Fürstin nach kurzem Besinnen. „Verlautet sonst nichts von Herzog Bernhards Truppen?"

„Nichts von Belang. Die wenigen Abteilungen, die dem König von Frankreich den Treueid weigerten, waren zum Teil Abenteurer, zum Teil Leute, die in ihre Heimat zurückkehrten. Geschlossene Haufen, die man hätte werben können, waren nicht dabei."

Die Landgräfin seufzte.

„Des Herzogs unerwarteter Tod war ein furchtbarer Schlag für die evangelische Sache," sagte sie. „Melander hätte gern ihn und mich mit allen deutschen Protestanten zu einer Partei gegen den Kaiser sowohl wie gegen Schweden und Frankreich geeinigt, und ich war dem Plane nicht ganz abgeneigt. Bernhard aber war ihm durchaus entgegen; er hielt fest an dem französischen Bündnis, was ihn, wie es scheint, ins Verderben trieb. Doch es nützt nicht mehr, darüber zu reden. Sein Tod machte allen deutschen Plänen ein Ende, und wir müssen sehen, mit den Fremden fertig zu werden. . . . Doch nun, Geiso, bringt Eure Klage gegen meinen getreuen General-Kriegskommissar vor. Ich bin neugierig, ihn als meinen Widersacher kennen zu lernen."

„Ich fürchte, Ihr werdet kein ganz leichtes Spiel mit ihm haben," erwiderte Geiso, dem Ritter mit dem Finger drohend.

„Nun, wie ist es, Herr Otto?" fragte Amalie Elisabeth gutgelaunt, „werdet Ihr mir ein starrköpfiger Gegner sein?"

„Ich werde mein Recht standhaft verteidigen," entgegnete der Ritter ernst.

„Um was handelt es sich denn?" fragte die Landgräfin nun auch ernster.

„Es betrifft die Einlieferung der Früchte in die Vorratshäuser der Festungen," antwortete Geiso, „und die Ritterschaft macht dabei wieder ihre alten Rechte der Befreiung von jeder Kriegssteuer geltend."

Die Landgräfin sah den Obervorsteher befremdet an.

„In die Vorratshäuser, deren Anlegung Ihr selbst angeraten und ausgeführt habt?“ fragte sie.

„Jeder von uns,“ versetzte dieser ruhig, „wird Euer Gnaden willig und gern Kornfrüchte und was sonst erforderlich ist, geben, aber als Kriegssteuer, wie Ihr sie von den Städten und Bauern verlangt, könnt Ihr die Forderung uns nicht auferlegen.“

„Nicht?“ fragte die Regentin scharf mit krauser Stirn. „Ist solche Steuer nicht Ersatz für die nicht mehr mit Mann und Roß geleistete Lehnspflicht?“

„Wir leisten den Lehnsdienst, indem wir in größerer Zahl, als wir verpflichtet sind, in Euer Gnaden Heer dienen, und wahrlich, wir thun darin unsere Schuldigkeit.“

„Aber Ihr dient für Sold, wie alle andern auch,“ erwiderte Amalie Elisabeth gereizt.

„Es dienen auch viele ohne Sold und lassen sich an der Ehre genügen, Euer Gnaden Völker zu führen und ihnen zu Ruhm und Tapferkeit zu verhelfen,“ erwiderte Malsburg ehrerbietig aber fest. „Als Euer Gnaden in Gott ruhender Gemahl, unser vielgeliebter Herr, solche Steuer von uns forderte, gewährten wir von der Ritterschaft ihm mehr, als alle übrigen Stände; dafür uns denn unser gnädiger Herr die Anerkennung gab, daß diese Gewährung unserseits kein Recht der Forderung, weder von ihm, noch von seinen Nachkommen nach sich ziehen solle. Was mich anlangt, so bin ich bereit, Euer Gnaden alles in die Vorratshäuser zu geben, was ich an Korn und Früchten entbehren kann; denn Ihr sollt wissen, daß ich Euch allzeit getreu und willfährig nach meinen besten Kräften sein werde. Aber ebenso getreu werde ich meinen Standesgenossen sein, als deren Obervorsteher mein Eid mich bindet, keines, auch das kleinste ihrer Rechte nicht, zu vergeben.“

Die Landgräfin erhob sich.

„Da wird nichts zu machen sein, Geiso,“ sagte sie zu dem Oberst, „und Ihr werdet bei jedem der Herren Ritter einzeln um Frucht und Zins bitten müssen.“

Und jedem der Herren eine Hand reichend, sagte sie freundlich:

„Auch Ihr sollt an mir eine Herrin finden, die allzeit getreu ist der Pflicht, die Rechte ihrer Unterthanen ungekränkt zu lassen, aber auch ihr Recht allerorten zu begehren!“



Achtzehntes Kapitel.

Im Saale des Nassauerhofes*), den einst Landgraf Moritz seiner Gemahlin Juliane zum Witwensitz geschenkt, hatte der zu kurzem Besuch anwesende Prinz Friedrich eine große Gesellschaft hessischer Kriegskameraden versammelt, mit denen er in Erinnerung an vergangene Gefahren und in Hoffnung auf neue Abenteuer einige vergnügte Stunden verleben wollte.

Er hatte, als ihm nach des Landgrafen Wilhelm Tod Amalie Elisabeth eine Befehlshaberstelle im eigenen Heere verweigerte, sich grollend auf Reisen begeben. Jedoch er war zu sehr Soldat, um sich in Genf von den dort herrschenden gelehrten Bestrebungen oder in Paris von der Vergnügungssucht gänzlich fesseln zu lassen, und als er auch im Haag nicht fand, was er suchte, war er nach Stockholm gereist.

Dort gelang es dem schönen, feurigen Prinzen sich die Gunst der Königin Christine in so hohem Grade zu erwerben, daß manche vermeinten, sie würde ihm mit ihrer Hand die Herrschaft über ihr Reich gewähren. Des Prinzen Ehrgeiz verlangte jedoch nicht nach solcher Fessel, und der jungen Königin Huld war auch ihm gegenüber nur eine ihrer schnell wechselnden Launen. Sie begnügte sich damit, ihn durch die Aussicht auf die Hand ihrer

*) Der heutige Packhof mit Zollamt.

Muhme, Eleonore Katharina von Zweibrücken, der Schwester ihres Thronfolgers Karl Gustav, sowie durch die Verleihung eines in Hessen zu werbenden Reiterregimentes an sich zu binden.

Damit waren Friedrichs Wünsche erfüllt und die Mißstimmung gegen seines Bruders Witwe verflogen. Es gelüstete ihn mehr nach Freiheit als nach einer Krone, und daß seine künftige Gemahlin fast noch im Kindesalter stand, machte sie ihm um so lieber. Noch hatte keine eigentliche Verlobung stattgefunden; nur die Königin und die Landgräfin wußten um die Verabredung, durch welche sich der Prinz nicht bedrücken ließ; denn wer vermochte zu sagen, was in Jahren geschah!

Einstweilen befehligte er eines der schönsten Reiterregimenter, welches großen Zulauf aus Hessen hatte, und in dem jeder einzelne Soldat bereit war, sein Leben für ihn zu lassen.

Wenn er in Kassel weilte, wurde es lebendig in dem stillen Nassauerhof, in welchem außerdem nur sein älterer Bruder, der lahme, gelehrte Prinz Hermann, einzukehren pflegte, wenn die kriegerischen Zeitläufte ihm den Aufenthalt in Rotenburg verleideten. Aber da er ganz in gelehrte Studien vertieft war, drang wenig von ihm in die Welt, und kein so heiteres Leben wie bei Friedrichs Anwesenheit erfüllte die weiten Räume des Baues.

Man hatte die großen Fenster des hellerleuchteten Saales geöffnet. Der Lärm fröhlicher Stimmen klang in die Sommernacht und übertönte das Rauschen der Fulda, deren Wasser unweit über ein Wehr hinabstürzten.

Die lange, reich besetzte Tafel inmitten des Saales bot ein belebtes Bild, und die laute Fröhlichkeit der Gäste bezeugte, daß der Wirt mit dem Weine nicht kargte.

In zahlreichen Kannen stand er auf dem Tisch, von dem die Speisen des Mahles schon hinweggenommen und durch den Nachtisch ersetzt waren.

Derselbe war nicht eben köstlich, sondern nur reichlich vorhanden und bestand aus kleinen Kuchen von Honiggebäck, schwarzem

Brot mit Butter und Käse und aus Obst, wie man es in eingekochtem und getrocknetem Zustand aufzubewahren pflegte; denn frisches hatte die Sonne noch nicht gezeitigt, und solches aus fernen Ländern zu beziehen, wie es in frühern Friedenszeiten wohl möglich gewesen war, ging bei dem langsamen Handel und der Unsicherheit im Lande nicht an.

Der Prinz hatte einen der Teller mit Honiggebäck ergriffen und reichte ihn über den Tisch dem ihm gegenübersitzenden Oberstwachtmeister Wiskemann hin:

„Ich kann Euer Gestrengen leider nichts Besseres anbieten," sagte er, dem alten Kriegsmann lächelnd zunickend. „Ihre Liebden, meine Frau Schwester, hat der schlechten Zeitläufte halber aufgeblasenes Zuckergebäck und sonstiges Geschleck unter eine Strafe von zehn Thalern gesetzt und mich ermahnt, kein schlechtes Beispiel zu geben. Ich muß also der Durchlauchtigen Regentin Speisegesetz beachten."

Der Oberstwachtmeister nahm den Teller mit dankender Verbeugung aus des Prinzen Hand und gab ihn seinem Nachbar, dem Hauptmann von Trott weiter.

„Ich stimme mit Ihro Fürstlichen Gnaden im Geschmack überein," sagte er. „Mögen die Weiber an Geschleck sich gütlich thun, Butter und Käse auf gutem Roggenbrot macht den Wein munden, und darauf, meine ich, kommt es bei einem Kriegsmann, der Mut im Leibe haben soll, doch am meisten an."

„Beweist mir also Euern Mut, Oberstwachtmeister," rief Friedrich gutgelaunt und schenkte ihm den leeren Humpen wieder voll. „Trinkt mit mir auf aller Kriegsleute Wohlfahrt und Gedeihen."

Der Oberstwachtmeister gehorchte.

„Ich sorge, wir werden uns nicht viele Freunde mit solchem Spruche machen," sagte er, an der langen Tafel herabsehend. „Mir aber behagt er; denn das Leben ist lustiger im Feld, als daheim am Herd."

„Aber viele preisen das Leben auf friedlichem Hof, bei Weib

und Kind," entgegnete der Prinz, „und wenn jetzt die fahrenden Leute vor den Häusern singen, so rühmen sie den Frieden und die Stille im Land."

„Bah," rief Wiskemann mit verächtlicher Geberde, „als es Frieden war, sangen sie von Kampf und Streit. Mir scheint, sie preisen immer, was man nicht hat, und erregen gern Unzufriedenheit."

„Hm," lächelte der Prinz. „Ihre Fürstliche Gnaden, die Frau Landgräfin meint, sie erweckten mit frommen, lieblichen Liedern die Lust zum Frieden. . . ."

„Ach, schweigt uns doch vom Frieden, Fürstliche Gnaden," unterbrach der Oberstwachtmeister ärgerlich den Prinzen und fuhr sich durch die ergrauenden Haare. „Er scheint mir ein ärgerliches Ding, und ich weiß nicht, wie man in ihm die Tage verbringen soll."

„Im friedlichen Genuß, bei Zuckergebäck, Geschleck und lieblicher Rede," lachte der Prinz neckend.

„Müßte mir schön anstehen," brummte der Oberstwachtmeister. „Ich hab' nicht Haus noch Hof, nicht Weib noch Kind oder was mich sonst bindet. Vielleicht hätte ich einen anstelligen Lehrbuben abgegeben, als ich vor zwei Dutzend Jahren als Roßbube davonlief; damals hatte aber kein Meister Arbeit in seiner Werkstatt, und nach soviel lustigen Abenteuern wird es mir in keinem Hause und meinem Gaul schwerlich in einem friedlichen Stalle wohl sein."

Die Umsitzenden lachten, und nur Trott sagte ernsthaft:

„Ihr denkt an Euch, Herr Oberstwachtmeister, aber nicht an die vielen, die Hab' und Gut verloren und elend und heimatlos wurden. Sehet doch, wie verwüstet das Land, und wie es seiner Bewohner beraubt ist."

„Betet doch das Märchen der Pfaffen und Schullehrer nicht nach, Herr von Trott," rief der Prinz mit zusammengezogenen Brauen. „Was hat es denn dem Acker geschadet, daß er einmal ausruhen durfte von seiner ewigen Arbeit, Frucht zu tragen?

Er hat in den Jahren des Waffenstillstandes Ernten hervorgebracht, wie nie zuvor, und die Hände, ihn zu bauen, haben auch nicht gefehlt. Wenn die Dörfer leer sind, so ist das noch kein Beweis dafür, daß sie ausgestorben seien. Die Alten sitzen wohlgeborgen mit ihrer Habe hinter den Mauern der Städte, und die Jungen, die der Fahne nachgelaufen sind, haben sich mehr durch Beute und Sold gewonnen, als sie daheim erwerben konnten. Durch die fremden Heere kommt auch Geld ins Land, und die Hülfsgelder von Frankreich und den Generalstaaten sind wahrlich nicht gering."

„Aber ebensoviel, nein noch viel mehr schleppen die Fremden mit fort," widersprach der Hauptmann Vogeley vom gelben Regiment, der auf der andern Seite des Tisches saß und dem Gespräch zugehört hatte.

„Es ist aber nur bewegliche Habe, die uns fortgetragen wird," mischte sich der Oberstleutnant Merian ein. Er war der Bruder des berühmten Kupferstechers und Zeichners zu Frankfurt am Main und der Freund des Landgrafen Hermann.

„Auch die unbewegliche ist uns zerstört worden," sagte Trott, „und zwar derartig zerstört, daß ich zum Beispiel nicht einmal mehr den Platz des Hauses nachweisen kann, in dem ich geboren wurde."

„Glaub's Euch, Hauptmann," nickte Wiskemann ernsthaft. „Auch meine Erinnerungen reichen nicht bis zu den Tagen und dem Ort meiner Geburt, ich hab's auf Treu und Glauben von andern angenommen, daß ich geboren bin und zweifle nicht, daß es mit dem Plätzchen, auf dem sich die Merkwürdigkeit begab, seine Richtigkeit haben wird. Wär' mir auch recht, wenn's anderswo gewesen wär', als wo's behauptet wird. Jedoch Eurer Jahre sind doch noch nicht so viele, daß sich niemand mehr finden sollte, der Euch die Sache bezeugt und beweist, daß dieser für Euch nicht unwichtige Akt stattfand."

„Meine Geburt ist angezeigt und verbrieft in den Urkunden meines Geschlechtes; niemand bezweifelt sie," entgegnete Trott

lächelnd. „Ich rede jetzt davon, wo das Haus stand, in dem sie geschehen, und weder ich, noch die Vettern und Basen, nebst mehr als dreißig andern Leuten, die fleißig darin ein- und ausgingen, können die Stelle beschwören, und deshalb weigern mir die Herrn vom Rate der Stadt Rotenburg das Recht, selbiges Haus für mich und meine Nachkommen neu zu errichten."

„Zum Teufel auch, Trott, die Kaiserlichen haben den Fleck Erde, darauf der Bau stand, doch nicht in ihren Taschen fortgetragen," rief Vogeley lachend über den Tisch.

„Das thaten sie nicht," bestätigte Ernst Ludwig. „Aber welches ist jener Fleck? Ich sage Euch ja, daß weder meine Sippe noch ich, die wir seit Jahren danach suchen, ihn mit Sicherheit zu finden vermögen."

„Zum Kuckuck, Herr, Ihr müßt viel Zeit haben, wenn Ihr jahrelang mit einer ganzen Sippe sucht, um einen Fleck Erde für ein Haus zu finden," rief Wiskemann lachend und schlug mit der Hand auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. „Baut Euch doch Euer Haus, wo es Euch gefällt, Herr Hauptmann."

„Das kann ich freilich," versetzte Trott ruhig; „und der ehrsame Rat von Rotenburg würde es mir nicht wehren; aber die Gerechtsame, welche an jenem Hause und just an dem Fleck hingen, auf welchem es stand, die weigert er mir, und ich werde sie schwerlich erlangen, wenn sich nicht noch durch Auffindung der Keller oder sonstiger unwiderleglicher Beweise mit Bestimmtheit darthun läßt, wo dieses Haus stand."

„Was kann aber dem Stadtrat gerade an jenem bestimmten Fleck liegen?" fragte Vogeley, den Kopf schüttelnd. „Ihr werdet ihn wohl nicht in der Gebühr angegangen haben, welche die Herren verlangen können."

„Was können sie denn verlangen?" sagte Trott verächtlich. „Ich that meine Forderung, und Ihre Fürstliche Gnaden, die Regentin, bemühte sich gleichfalls darum. Die Herren antworteten aber, daß sie mir meine Rechte nicht vorenthalten würden, sobald ich sie ordnungsmäßig beglaubigt fordern könnte; sie dürften die

Rechte der Stadt so wenig vergeben, wie ich die meines Geschlechtes."

„Da haben die Herren die Wahrheit gesagt," entgegnete Vogeley rasch. „Recht um Recht, das hat von je im Hessenland als Ordnung gegolten."

Der Prinz, der inzwischen eine Unterhaltung nach der andern Seite geführt, wandte sich um.

„Seid Ihr wieder bei der Geschichte Eures Rotenburger Hauses angelangt, Junker Ernst Ludwig?" fragte er lachend. „Ich glaube, Ihr verschmerzt diesen Verlust nicht, so lange Ihr lebt!"

„Es handelt sich nicht um den Verlust, Fürstliche Gnaden, es handelt sich um Rechte, die man mir vorenthält, und ich wollte mit meinem Fall den Herren nur den Beweis geben, daß uns die Feinde auch unbeweglicher Habe beraubt haben, was bezweifelt wurde."

„Ihr dürft aber nicht vergessen, Herr von Trott," sagte Vogeley eifrig, „daß die Stadt Rotenburg auch Rechte verteidigt, wenn sie Euch Vorteile verweigert, die an einem Platz hingen, den Ihr nun einmal nicht anzugeben vermögt."

„Das ist eben noch sehr die Frage, Herr Hauptmann," rief Trott lebhaft. „Wenn ich beweisen soll, wo der Bau stand, so mögen mir die Herren vom Rate zuvor beweisen, daß meine Gerechtsame just nur an dieser Stelle hafteten. In den Lehnsbriefen sind sie: „dem Hause so bei St. Georgen stehet" zuerkannt."

„Ihr könnt aber doch kein Anrecht an irgend einen andern Platz der Stadt darthun?"

„Das gewiß nicht," erwiderte Trott, „aber, wäre es nicht denkbar, daß ich das Verlangen stellte, die Stadt solle mir sagen, wo St. Georgen lag; denn mein Haus hat doch nicht in der Luft gehangen."

„Was ärgert Euch denn, Trott?" rief der entfernter sitzende Eckebrecht von der Malsburg dem Freunde zu, dessen erregt gewordene Stimme bis zu ihm gedrungen war.

Bevor Trott antworten konnte, rief Prinz Friedrich dem Fragenden gutgelaunt zu:

„Hier sind zwei hessische Herren über vermeintliche Rechte in Meinungsverschiedenheit geraten. Was glaubt Ihr, wie lange nun jeder seine Ansicht vertreten wird?"

„Bis zum letzten Atemzug, gnädiger Herr," erwiderte Eckebrecht lachend. „Es wird nichts übrig bleiben, als den Streit zu vertagen."

„Mit einem Trinkspruch auf die Frauen," nickte Friedrich und gab den Dienern, welche frischgefüllte Weinkrüge herzutrugen, einen Wink, einzuschenken.

Er erhob sich, und das große, bis zum Rande volle Kelchglas erhebend, rief er laut:

„Einen Trunk auf das Wohl der Frauen, meine Herren! Der schönen jungen Frauen," setzte er sich verbessernd hinzu; „die durch ihrer Minne Hulden uns das Leben lockend und reizvoll machen, auch wenn es voll Kriegssorgen und Ungemach ist!"

Die Anwesenden hatten sich erhoben. Laute Rufe der Zustimmung erschallten von allen Seiten, und unter Lachen und mutwilligen Reden führten die Herren die Becher zum Munde.

„Auf das Wohl der deutschen Frauen trinke ich," sagte Eckebrecht von der Malsburg ernsthaft, und stellte dann sein bis auf den letzten Tropfen geleertes Glas auf den Tisch zurück.

Es trat ein kurzes Schweigen ein. Aller Augen flogen zu Malsburg, der selbstbewußt und ruhig dastand, und richteten sich dann auf den Prinzen, der nicht immer geneigt war, einen Widerspruch wohl aufzunehmen, welcher als eine leichte Rüge angesehen werden konnte.

Jedoch sein heiteres Antlitz zeigte nur die frohe Laune, mit der er Eckebrechts Vorbehalt entgegennahm.

„Ihr kennt wohl wenige Frauen anderer Länder, Malsburg?" rief er diesem zu. „Aber ich versichere Euch, daß sie auch anderswo reizend sind und es einem ergebenen Manne nicht so schwer machen, in Huld zu kommen, wie hier."

„Soll das ein Lob sein, Fürstliche Gnaden?“ fragte Eckebrecht ernsthaft.

„Haltet Ihr es nicht dafür?“ gab der Prinz rasch zurück. „Erscheint es Euch vielleicht ein Vergnügen, jahrelang um ein Zeichen der Gunst zu werben, für einen Wink des Auges, einen Gruß der Hand dankbar zu sein, um eine Blume als Gabe der Liebe zu flehen, ja zu betteln, um sie dann doch . . .“ der Prinz brach lachend ab.

„Um sie dann doch?“ wiederholte Eckebrecht, dem das Blut in die Wangen gestiegen war, drängend.

„Nicht zu empfangen oder . . . vielleicht zu merken, daß die kühl gewährte Gnade, endlich die brennenden Lippen einmal auf eine kalte Hand drücken zu dürfen, aller der Mühe nicht wert war,“ vollendete Friedrich leichthin. „Man kann das anderswo leichter haben,“ setzte er nach einer Weile hinzu.

Malsburg biß sich auf die Lippen, und Trott, welcher wußte, wie leicht zwischen Eckebrecht und dem Prinzen der Ton bitterer Gereiztheit zu Tage trat, mischte sich ein:

„Und doch möchte ich wetten, daß Euer Fürstliche Gnaden nur eine Frau die Ihre nennen werden, deren Eroberung alle jene Anstrengungen kostet.“

„Aber wer spricht denn dabei von meiner künftigen Gemahlin, Junker Ernst Ludwig?“ rief Friedrich mit einem Anflug von Ärger.

Trott erschrak. Er fühlte die Abweisung und Ungeschicklichkeit, welche er in dem Eifer, Eckebrecht zu Hülfe zu kommen, begangen.

„Ihr fordertet von uns, auf das Wohl der Frauen zu trinken, Fürstliche Gnaden, und da denkt natürlich jeder zuerst an die Frau, die er liebt.“

„Und Ihr tugendhaften Herren hier liebt nur Eure Frauen, oder die, denen Ihr die Ehre zugedacht habt, sie dereinst dazu zu machen?“ lachte der Prinz. „Wahrlich, das Bekenntnis ehrt Euch; aber mir müßt Ihr schon verzeihen, daß mein Herz weiter

geraten ist.“ Er lehnte sich bequemer in seinen Sessel zurück und fuhr behaglich fort: „Es wäre gar zu unhöflich gegen die schönen Frauen, wenn ich um Einer willen nicht sehen wollte, wie reizend viele sind, und bei St. Elisabeth, ich glaube, es wäre Euch in Frankreich nicht besser gegangen als mir.“

„Seine Gnaden Prinz Ernst hat mir zuweilen erzählt, wie viel Kurzweil und Ergötzlichkeit Ihr auch in Genf gefunden,“ sagte Oberstleutnant Merian, der mit den Prinzen Hermann und Ernst vertraut verkehrte und deren gelehrte Studien vielfach teilte. „Während Prinz Ernst die Kirchenväter und den Thomas a Kempis studierte, ließet Ihr Euern Herrn Präceptor für Euch lernen und courtoisiertet unterdessen bei schönen Damen.“

„Ja, ja, das ist wahr,“ rief der Prinz, sich vergnügt die Hände reibend. „Der gute Ernst fürchtete, glaube ich, nicht nur für mein Seelenheil, sondern auch, daß ich den mir ganz ergebenen sanften Christian, der mit uns war, verlocken möchte. Es war wirklich vergnüglich, wenn er mir Vorstellungen machte, den Knaben nicht . . . Übrigens,“ fuhr er abbrechend fort, „hielt ich nicht allzulange in der gelehrten Stadt aus, in der mehr Streit mit Worten war, denn hier mit dem Schwerte. Als ich mich beim Syndikus der hohen Schule verabschiedete, sagte mir der würdige Herr in halb vorwurfsvoller Weise: „Votre Altesse passe ici comme un éclair et une foudre.“ Ich erlaubte mir, ihm zu erwidern, daß ich dies für eine Schmeichelei hielte, indem ein Gewitter gemeiniglich Erfrischung in eine etwas schwüle Luft bringe. Ha, ha, ha, ha,“ lachte Friedrich dann laut, „es ist wirklich spaßig, sich an das verblüffte Gesicht des alten Gelehrten zu erinnern.“

Die Umsitzenden lachten mit, und während der Reden, die lustig hin und her gingen, flüsterte Merian dem neben ihm sitzenden Trott hastig ins Ohr:

„Von Genf ging der Prinz nach Paris, um sich von König Ludwig eine Befehlshaberstelle bei der Armee des verstorbenen Herzogs Bernhard zu erbitten. Der Fuchs Richelieu war aber

zu schlau, darauf einzugehen. Ein deutscher Prinz an der Spitze dieses deutschen Heeres, und noch dazu ein Prinz von Hessen! Das wäre gerade das gewesen, was man in Paris gewünscht hätte!"

„Jawohl, von dort ging ich nach Paris," nickte unterdessen Friedrich dem Oberstwachtmeister Wiskemann zu, der ihn gefragt hatte. „Dort, das schwöre ich Euch, versteht man zu leben! Wenn die Damen in den Gesellschaften erscheinen, so treten sie nicht steif und ehrbar mit gemessenen Schritten und gesenkten Blicken herein, wie es hier die feine Sitte erheischt, sondern sie dürfen Fröhlichkeit mitbringen zur Lustbarkeit. Ihre Augen leuchten, ihre Wangen glühen, und ihr kussiger Mund darf lachen. Oberst von Mai, Ihrer Liebden Unterhändler in Paris, der alle Gelegenheiten der Höfe kennt, hat mir anvertraut, daß die französischen Damen die Gewohnheit haben, sich mit einem Weinkrug zu unterhalten, bevor sie sich zu einem Feste begeben."

„Euer Fürstliche Gnaden haben dort gewiß viel Anerkennung gefunden," sagte Wiskemann schmunzelnd.

„Nicht allzuviel, Herr," versicherte der Prinz. „Es wurde mir schwer, mit den französischen Herren Schritt in der Galanterie zu halten, die man dort bezeigen muß. Obschon mir eine der Damen zugestand, das ich „fine mine" habe, so vermißte sie doch „le feu brûlant". Einige hielten mich sogar für blöde, und wenn ich mich jetzt erinnere, wie ungelenk ich mich benahm, so muß ich denen recht geben, die mich einen deutschen Bären nannten."

„Ihr ein deutscher Bär, Fürstliche Gnaden," rief Trott lachend. „Wahrlich, da ist es gut, daß jene Fräulein uns nicht kennen lernen. Was würden sie von Eckebrecht sagen?"

„Vielleicht würde er ihnen zur Abwechselung gefallen. Die Damen sind dort wetterwendischer als der April. Was sie heute charmant finden, nennen sie morgen affreux, und einen Herrn von so stattlicher Ernsthaftigkeit haben sie sicherlich noch nie gesehen. Und dann . . . es macht den Damen dort viel Vergnügen,

einem Mann das Küssen zu lehren. Als ich mich schüchtern dabei anstellte und der Gemahlin des Connetable de Lesdiguières die Frage verneinen mußte: ob man sich in Deutschland nicht küsse, meinte sie, es würde den Damen eine Freude sein, es mich zu lehren. Ich fürchte aber, ich war ein zu guter Schüler und begriff zu rasch. Bei Malsburg würde der Unterricht längere Zeit erfordern."

„Ich würde Euerm in Genf gegebenen guten Beispiel folgen, Fürstliche Gnaden," versetzte Eckebrecht gutgelaunt, „und meinen Präceptor das Studium für mich machen lassen."

Der Prinz lachte laut und schallend, und die andern, die der Unterredung zugehört hatten, thaten dasselbe.

„Zum Teufel, Eckebrecht," rief er, „Ihr habt mich gut abgeführt. Solche Antwort macht mir Spaß und ist vraiment un éclair et une foudre; sie reinigt die Luft. Ich hoffe, alter Kamerad, daß sie in Zukunft immer rein zwischen uns sein wird, und daß wir uns als Freunde die Hand zum Abschied reichen."

„Ich bin niemals Euer Fürstlichen Gnaden Gegner gewesen," sagte Eckebrecht mit Zurückhaltung.

„Ist es wahr, Fürstliche Gnaden?" fragte in diesem Augenblick der vom andern Ende des Tisches herbeigekommene Oberst von Uffeln, „daß sich der Feldmarschall Banèr wieder vermählt hat, und daß Ihr selbst bei der formlosen heimlichen Trauung zugegen waret?"

Der Prinz wandte sich um und sah den Frager erstaunt an.

„Daß der Generalfeldmarschall sich vermählt hat, ist wahr, jedoch formlos oder heimlich ist es nicht geschehen. Er hatte es eilig und machte nicht lange Vorbereitungen. Aber der Herzog von Württemberg vom roten Regiment, ich selbst, der französische General Guebriant und Torstenson, wir ritten mit ihm aus dem Lager bei Waldeck nach Arolsen, wo ihn der dortige Hofprediger traute. Die schöne, junge Generalin ritt noch an demselben Abend mit uns ins Lager zurück, wo bei der Ankunft alle Kanonen auf einmal gelöst wurden. Ihr seht also, daß von Geheimnis dabei keine

Rede war, wohl aber von Eile; denn Banèr mußte am folgenden Tag dem über Warburg gezogenen Kaiserlichen Heere folgen, das die Braunschweiger Lande bedrohte."

„Das war ja wohl jener Zug, bei welchem sich Graf Kaspar Eberstein die Aussicht erwarb, an des unzufriedenen Generals Melander Stelle zu treten."

„Derselbe," bestätigte der Prinz. „Es war im September vorigen Jahres. Was scheint Euch dabei so erstaunlich?"

„In Wahrheit alles, gnädiger Herr," rief der Oberst, die Hände zusammenschlagend. „Ich war im Mai vorigen Jahres mit meinem Regiment im Lager der Schweden vor Saalfeld, gerade als des Feldmarschalls Gemahlin plötzlich starb, und war dort Zeuge seines maßlosen Schmerzes."

„Er schrieb damals der Landgräfin, seine Frau sei die einzige Freude und Erquickung seines gebrochenen Herzens gewesen," bestätigte der Prinz mit einem spottenden Lächeln um die Lippen.

„Das war im Mai, und im September vermählte er sich aufs neue!"

„Ein Beweis, daß das gebrochene Herz geheilt war, und daß Wunden bei dem Fünfzigjährigen noch rasch vernarben. Übrigens, wenn Ihr Teilnahme dafür habt, Oberst, so kann ich Euch sogar sagen, daß die Heilung schon beim Leichenbegängnis seiner Gemahlin begann."

„Schon damals?" rief Uffeln. „Ja, ich entsinne mich jetzt, daß die junge Prinzessin mit ihrem Vater, dem Markgrafen von Baden-Durlach, in Erfurt anwesend war."

„Die verstorbene Generalin war ihre Tante," sagte Friedrich. „Aber Uffeln, wenn Ihr die Prinzessin sahet, was wundert Euch alsdann so sehr? Ihr werdet zugestehen, daß sie reizend war, wie sie weiß und rosig aus all' den schwarzen Umhüllungen von Flor und Krepp mit den blauen Kinderaugen in die Welt schaute! Sie machte sicher manches Männerherz schneller schlagen!"

Uffeln schüttelte den Kopf.

„Daß der Markgraf seine Tochter in solche Ehe gab,“ wunderte er sich.

„Ja, dreimalhunderttausend Thaler, fünfzig Jahre und eine schwankende Gesundheit kann nicht jeder bieten,“ erwiderte der Prinz und zog die Schultern in die Höhe. — „Übrigens ist es dem Markgrafen doch schwer geworden, seine Einwilligung zu geben. Sie erfolgte nur einen Tag vor der eiligen Trauung, und der General verkündigte sie aus seinem Lager bei Wildungen der Welt so laut mit seinen Geschützen, daß man hier glaubte, die Schweden seien mit den Kaiserlichen und den Bayern in eine Schlacht geraten, und deshalb Kirchengebete abhielt. Erinnert Ihr Euch? Es war damals, als Kaspar Eberstein, der mit seinen Hessen bei Fritzlar lag, durch seine Wachsamkeit den bayrischen Angriff vereitelte und die Hauptstadt vor einem Handstreich rettete. Es war die größte Gefahr, die Kassel bis jetzt bedrohte.“

„Ich war dabei,“ rief stolz der Oberst Cornel von Groote, der unweit saß. „Der kleine Haufe, der von dem Hauptlager gesondert lag und dieses rettete, kämpfte wie . . .“

„Hessen,“ schrie der Oberstwachtmeister Wiskemann über den Tisch. „Was ist noch weiter darüber zu reden? Wir thun alle und überall unsere Schuldigkeit.“

„Man darf das doch anerkennen, Wiskemann,“ versuchte Prinz Friedrich den Tapfern zu begütigen, der dem Becher inzwischen tapfer zugesprochen hatte.

„Aber man braucht sich nicht darüber zu verwundern und zu rühmen, daß man dabei war. Wir haben's geschworen, allzeit hold und gewärtig zu sein, und halten's deshalb! Punktum!“ rief der Offizier und schlug sein gewichtiges „Punktum“ so gewaltig auf den Tisch, daß alle Anwesenden aufmerksam wurden und eine kurze Stille im Saale entstand.

„Es sind auch schon Eide gebrochen worden,“ versuchte Groote den Alten zu begütigen.

„Aber nicht im Hessenland und nicht unser Eid,“ schrie

dieser erbost, und in seinem dunkelgebräunten Antlitz stieg die Röte des Zornes auf.

„Anderswo werden die Eide nicht so geschworen, wie bei uns, Herr Oberst,“ mischte sich der Hauptmann Vogeley in ruhigem Tone ein und legte seine Hand leicht auf Wiskemanns Arm, um diesen zu mahnen, daß er dem Prinzen und einem Vorgesetzten gegenüber saß. „In andern Ländern gelobt man: treu und gewärtig zu sein. Wir aber haben den Eid von der Väter Zeiten her anders überkommen. Wir geloben: allzeit getreu, hold und gewärtig zu sein und sind uns wohlbewußt, was das heißt. Tot und lebendig in Ehren und Treuen, legten die Väter es aus, das heißt: in Not und Tod, vom Anfang bis zum Ende und in allen Dingen allzeit getreu unserm Glauben, unserm Land, unserm Fürsten, unserm Recht und unserm Schwur. Auch allem diesem allzeit hold in unserm Herzen mit allem unserm Sinnen, Denken und Fühlen, und darin liegt der Unterschied. Schon mancher Hesse hat auch anderm Herrn geschworen, ihm treu und gewärtig zu sein, und hat den Schwur gehalten in guter und böser Zeit; denn zur Treue kann man sich zwingen, aber hold sein kann man nur dem, was man liebt, was einem heilig, teuer und wert ist.“

Die Nahesitzenden nickten dem Hauptmann zu und Groote sagte:

„Ihr macht feine Unterschiede, Herr, und erlaubt mir wohl, zu bezweifeln, daß sich jeder Bauer solcher Feinheit bewußt ist.“

„Vielleicht ist er sich ihrer nicht bewußt, aber er handelt danach,“ gab Vogeley zu. „Es liegt ihm im Blut, er kann nicht anders. Eine Weile vermag die Fremde auch den Hessen zu verlocken; denn er hat Lust an Abenteuern und Wanderschaft; aber dann kommt es mit einemmale über ihn. Er muß zurück in die Heimat, der er hold ist in seinem Herzen, und gegen welche die Fremde ihm nichts bieten kann. Mag die Scholle auch karg sein, uns ist sie reich genug, und wenn wir nicht auf ihr leben können, so begehren wir auf ihr zu sterben und in der Heimat Erde zu ruhen.“

„Ihr sprecht von Euch, Herr Hauptmann," sagte Oberst von Groote nachdrücklich.

„Nein, ich rede von uns allen," entgegnete Vogeley fest.

„Es ist so, Herr Oberst, wie der Hauptmann sagt," mischte Prinz Friedrich sich ein. „Dem echten Hessen liegt nichts so sehr am Herzen, als sein Land und sein Recht. Mit zäher Treue hängt er daran."

„Und seine Fürsten? . . ." fragte Groote.

„Unsere Fürsten sind unser Recht," rief Wiskemann dazwischen.

„Donner und Teufel," sagte Oberst von Groote belustigt, „Ihr greift hoch hinauf mit Euerm Recht, Herr Oberstwachtmeister! Was sagt denn Ihre Fürstliche Gnaden die Frau Landgräfin zu solcher Ansicht?"

Wiskemann antwortete nicht gleich, und Oberstleutnant Merian, der inzwischen um den Tisch herumgegangen war und mit verschiedenen der Herren sich unterhalten hatte, nahm seinen Platz wieder ein und schloß sich dem Gespräch an.

„Die Durchlauchtigste Fürstin vermeint," sagte er, „daß die Treue ihrer Hessen ihr geheiligtes Recht sei. Sie kennt die Ansichten von Recht und Treue im Lande und festigt ihre Rechte, indem sie die ihrer Unterthanen verteidigt. Half sie doch neulich sogar einem Bauern gegen den Bischof von Mainz."

„Einem Bauern gegen den Bischof von Mainz?" fragte Friedrich. „Wie kam sie denn dazu?"

„Oh, ein Bauer aus der Gegend von Wabern war, ich weiß nicht wie, in den Dom von Fritzlar geraten, als man das Abendmahl austeilte. Als er den Kelch mit dem Wein von dem Priester allein trinken sah, drängte er sich vor und rief laut: „Das ist unrecht, Christus hat befohlen: trinket alle daraus!" — Nun, Ihr könnt wohl denken, welches Aufsehen und welches Ärgernis es gab."

Die Umsitzenden lachten.

„Aber was hat die Regentin mit der Sache zu thun?“ fragte der Prinz.

„Der Mann gehörte vor ihr Gericht und Mainz verlangte Bestrafung,“ entgegnete Merian. „Vor dem Richter behauptete er standhaft, recht zu haben, und verlangte, wie einst Luther, aus der Bibel widerlegt zu werden. Zu seinem eigenen Glück war er dabei so trotzig und ungebührlich, daß ihn die Landgräfin für wahnsinnig erklären ließ.“

„Und was wurde aus ihm?“

„Oh, Ihr könnt ihn alle Tage im Schlosse sehen. Er thut Dienste im Stall; denn er darf sich nicht frei bewegen. Aber er ist ganz zufrieden; er läßt sich wahnsinnig nennen, und alles weitere über sich ergehen in dem Bewußtsein, daß ihm weder der Bischof noch der Richter sein Unrecht habe beweisen können.“

„Aber das ist Wahnsinn,“ sagte Groote.

„Wie Ihr es nehmt,“ erwiderte Merian und stand auf.

„Wollt Ihr Würfel nehmen oder Karten, Herr Oberst?“ fragte der Prinz, dem ein Diener ein Würfelbrett mit Lederbechern und einige Spiele französischer Karten vorgelegt hatte.

„Wenn Ihr erlaubt, wähle ich die Karte,“ sagte der Oberst. „Die Würfel sind zwar vergnüglicher, aber Fortuna ist blind und vermag nicht zu sehen, wie leer mein Säckel ist.“

„Bah, Herr Oberst,“ rief Wiskemann, „ein Soldat muß wagen! Auch mein Beutel ist nicht eben voll, aber ich nehm’s doch mit dem blinden Weibe auf.“

„So mag sie Euch ...“

„Nur keinen Glückwunsch, Herr,“ unterbrach Wiskemann den Niederländer heftig, und mit den Händen abwehrend winkend. „Zu Spiel und Jagd darf man nicht von guten Wünschen oder gar Gebeten begleitet werden.“

„Wohl weil man bei beiden Dingen nicht gerade auf guten Wegen geht?“

„Hoho, Herr, wollt Ihr ehrliches Spiel verunglimpfen?“

„Nehmt Ihr Tabak, Herr von Groote?“ unterbrach der Prinz

und hielt dem Oberst einige kurze Thonpfeifen und einen großen ledernen Beutel mit dem klein geschnittenen, scharf riechenden braunen Kraute entgegen.

„Ist auch etwas, was uns der Krieg gelehrt hat," sagte der Oberst von Groote, nach Pfeife und Tabak greifend, „aber keine schlechte Unterhaltung, meine ich, wenn es einem geglückt ist, die erste Elendigkeit davon zu überwinden."

„Die Weiber nennen diese Sitte eine Unsitte," sagte der Prinz, „und verhoffen, daß der Friede sie wieder vernichtet."

„Ich aber denke mit Vorliebe daran, im Frieden mit der rauchenden Pfeife am Herde zu sitzen und in Ruhe dieser unruhevollen Zeiten zu gedenken," lächelte der Oberst, den kleinen weißen Thonkopf sorgfältig und kunstgerecht stopfend. „Nehmen Euer Gnaden nicht auch?"

„Nein, ich habe es nicht so weit gebracht wie Ihr. Ich konnte über die Elendigkeit nicht hinauskommen, und da schöne Frauen die Sitte schalten und ihre roten Lippen mir zu versagen drohten, so gab ich die Versuche mit dem braunen Kraute auf."

„Werdet doch noch danach greifen," tröstete Groote. „Es mag Euch jetzt schwer glaublich scheinen, aber auch für Euch kommt eine Zeit, in der Euch an Frauenhuld weniger liegt, als an dem ruhigen Genuß solch qualmenden Dinges. Auch meine Hausfrau schalt, als ich ihr das Gerät zuerst ins Haus brachte. Sie lüftete die Fenster, versuchte mit Tüchern die kleinen blauen Wölkchen hinauszujagen und wollte mir Kuß und Gunst darum weigern. Ich ließ sie ruhig gewähren, und so fand sie sich hinein. Jetzt trägt sie selbst mir die Pfeife zu und lobt sie als ein Mittel, mich daheimzuhalten."

Der Oberst war mit diesen Worten aufgestanden, um sich zu den Partnern seines Spieles zu begeben, für welche Diener kleine Tische zurechtgestellt. Auch der Prinz hatte sich erhoben und ging, um seinen Pflichten als höflicher Wirt zu genügen, zwischen den verschiedenen Gruppen umher, die sich in dem großen Saale gebildet hatten.

Heitere Reden, lustiges Lachen und dazwischen auch derbe Flüche durchschwirrten den Raum, und namentlich ging es am obern Ende der Tafel, wo neben dem Kommandanten, Oberst Geiso mehrere höhere Befehlshaber saßen, laut und lärmend zu. Es waren meist Herren mit schon ergrauten Haaren, gebräunten, markigen Gesichtern, blitzenden Augen und scharfen, oft harten Zügen, in vernachlässigter oder grell aufgeputzter Kleidung, lauter im Krieg ergraute Soldaten, kühne, bewährte Führer, Männer von unzweifelhafter Treue und Biederkeit, aber unfein und derb in Sitten und Ausdruck, neben denen die jüngern Offiziere sich unschwer als die Söhne einer andern Zeit erkennen ließen. Es war eine auffallende Thatsache, daß das junge, im Krieg geborene und erwachsene Geschlecht in Ansehen und Gebahren eine feinere Gesittung zur Schau trug als jene, deren Jugend in die Zeiten des Friedens gefallen. Der Krieg hatte aus ihnen ein hartes Geschlecht gemacht, das es mit Worten und Ausdrücken nicht genau nahm, und wenn der Becher schon oft gekreist, so hatte Oberst Geiso Mühe, Zank und Streit unter seinen alten Genossen zu verhüten.

Als der Prinz zu den Herren herantrat, stand Eckebrecht von der Malsburg hinter Geisos Stuhl, auf dessen Lehne er die Hand gelegt, und sah dem Fallen der drei Würfel zu, die der Oberst eben nach leichtem Schütteln langsam aus dem Lederbecher rollen ließ:

„Siebzehn Augen," rief derselbe voll freudigen Stolzes, „nun zeigt, was Ihr könnt, Oberst Motz, an Euch ist die Reihe."

„Ihr spielt nicht?" fragte der Prinz, Eckebrecht leicht zunickend.

„Niemals," sagte dieser kurz, sich höher aufrichtend. Seine soldatisch-stramme, achtungsvolle Haltung machte sich zwischen der Lässigkeit der ältern Herren leicht bemerkbar. Der Prinz sah es und lächelte freundlich.

„So giebt es doch einiges Gemeinsame zwischen uns, Malsburg,“ nickte er ihm zu. „Auch ich spiele niemals.“

„Aber Ihr werdet die Gnade haben, für mich einmal die Würfel zu schütteln, Gnädiger Herr,“ rief ihm Oberst Motz zu, der am Wurfe war, und hielt dem Prinzen seinen Würfelbecher hin. „Ihr seht, es steht ein großer Einsatz auf dem Spiel, und der Herr Kommandant wird sich gewiß lieber von Euch, als von mir überbieten lassen.“

„Es stehen siebzehn Augen,“ sagte Friedrich auf die unberührt liegenden Würfel zeigend. „Es giebt nur einen Wurf, der höher geht, Herr Oberst, traut Ihr ihn mir zu?“

„In allen Dingen über uns, Fürstliche Gnaden,“ rief Herr Wolfgang Heinrich von Baumbach, der Motz gegenüber saß. „Wagt's nur!“

„Die Herren spielen alle fünf zusammen?“ fragte Friedrich den Becher aufnehmend.

„Nach Abkommen,“ nickte Geiso ihm zu. „Wir zahlen gleichmäßig in die Kasse, und wer achtzehn wirft, gewinnt.“

„Und zwei gleiche Würfe?“

„Teilen den Einsatz.“

Der Prinz schüttelte den Becher, in dem die Würfel aneinander schlugen.

„Bedachtet Ihr wohl, Oberst Motz, daß Unglück im Spiel Glück in der Liebe verheißt?“ fragte er. „Es ist gewagt von Euch, mich herauszufordern, da doch von mir die Sage geht, daß die Frauen mir ihre Gunst nicht versagten. . . . Aber,“ fuhr er nach kurzem Schweigen fort, während er die Würfel so hoch auf das Brett fallen ließ, daß sie sprangen und sich mehrmals drehten, bevor sie zum Liegen kamen, „ich will Euch beweisen, daß ich auch Unglück in der Liebe habe! Seht her, Ihr Herren! Achtzehn Augen, der einzige Wurf, mit dem ich den Oberst Geiso überbieten konnte.“

Mit lauten Rufen des Staunens ward der Wurf begrüßt, und die Glückwünsche, welche man dem Prinzen von allen Seiten

darbrachte, waren von manchem derben Fluch begleitet; denn ohne solche Würze bekundeten die tapfern Haudegen weder ihre Bewunderung noch ihren Zorn.

„Hängt die Liebe an den Nagel, Fürstliche Gnaden," riet Baumbach lachend. „Ein ehrlicher Mann hat selten mehr davon als Unruhe und Ärger. Ergebt Euch dem Spiel dafür, Frau Fortuna scheint Euch hold."

„Was hätte ich davon?" gab der Prinz zurück und wehrte mit der Hand den Teller mit dem ziemlich hohen Einsatz ab, den ihm Geiso bot. „Fortuna ist ein Weib und so unbeständig, wie die andern auch. Ich habe genug mit den Ergötzlichkeiten, die Luther preist: Weib, Wein, Gesang, und mag vom Spiel nicht auch noch wissen. Ich danke Euch, Herr Oberst," sagte er dann zu Geiso. „Ich that den Wurf für den Oberst Motz, und ihm gehört der Gewinn. Die Herren wissen alle, daß ich nicht spiele; es geschah nur, um mich als Wirt nicht unhöflich zu erweisen . . . und um zu zeigen, daß auch die Liebe mir nicht immer hold ist," setzte er mit einem Blick auf Eckebrecht hinzu.

Er war neben diesen getreten, und während die Kriegsobersten ihre Würfel nahmen und neue Einsätze auf den Teller legten, fragte er ihn leise:

„Sahet Ihr Eure Muhme Fräulein Dorothea schon, Herr von der Malsburg?"

„Nein," entgegnete dieser kurz; setzte aber dann freundlicher hinzu: „ich bin erst heute Morgen hier angekommen und fand noch keine Muße, im Hause meines Oheims vorzusprechen."

„Das wäre auch vergebliche Mühe gewesen," versetzte der Prinz. „Der Obervorsteher ist abwesend, und Fräulein Dorothea ist nur für einige Tage hier bei Frau Anne von Trott eingekehrt. Ich sah sie heute Morgen."

Eine dunkele Röte stieg in Eckebrechts männlichem Antlitz auf; aber er erwiderte nichts, und eine kurze Stille trat ein. Beide sahen dem fortgehenden Spiele der Obersten zu, aber beider

Gedanken waren wohl mit anderm als mit dem Rollen der Würfel beschäftigt; denn keiner von ihnen zeigte Teilnahme für das Spiel.

„Wiederum siebzehn Augen," tönte da lauter als die der andern Geisos Stimme an die Ohren der jungen Männer und ließ sie aufsehen. „Diesmal seid Ihr an der Reihe, mich zu überbieten, Baumbach," sprach der Oberst weiter.

Der Angerufene hatte den Becher schon ergriffen und seine Würfel geschüttelt. Er ließ sie langsam auf den Tisch gleiten.

Ein lautes Lachen begrüßte sie; der Oberst hatte nur fünf Augen geworfen.

„Ich darf mir nicht anmaßen, was Euer Gnaden Recht ist, Seine Gestrengen den Oberst Geiso zu überbieten. Ich bin mit meinem Glück zufrieden," sagte Baumbach mit einer tiefen Verbeugung gegen den Prinzen und einer leichtern gegen Geiso.

„Ihr gebt Eurer Hausfrau doch nicht Grund zur Eifersucht, Baumbach," drohte der Prinz schalkhaft mit dem Finger.

„Unbesorgt, Fürstliche Gnaden," wehrte Herr Wolfgang Heinrich. „Wenn freilich meine getreue Ehewirtin mein Unglück im Spiel mit Liebesglück in Verbindung bringen wollte, so müßte sie sich viele Unruhe machen. Sie kommt aber nicht auf solche Gedanken, und erspart sich und mir damit manches Ungemach."

Das Spiel kam wieder in Gang, und der Prinz sagte leise zu Eckebrecht, indem er mit ihm zur Seite trat:

„Ein treues Weib ist in der That ein köstlicher Schatz. Ich weiß es schon lange und erkannte es aufs neue, als ich heute Morgen bei Trott einsprach. Der Hauptmann, der erst kürzlich heimgekehrt ist, saß und ließ sich von seiner kleinen Tochter, die er auf den Knieen hielt, tüchtig am Barte zausen, während seine Hausfrau daneben saß. Die sanfte, schüchterne Anne von Buchenau ist zu einer wahren Schönheit erblüht, glückstrahlend und mit der heitern Würde geschmückt, die Eurer Base, Frau Maria, so wohl anstand. Sie lachte so fröhlich, daß niemand mein Kommen gehört hatte. Dorothea stand auch dabei, und es

that mir fast wehe, als ich auf ihrem schönen Antlitz nur milde Ruhe, aber nicht solches Glück zu erkennen vermochte."

Eckebrecht fuhr auf. Er schien etwas sagen zu wollen, aber er preßte die Lippen, die schon zu einem raschen Worte geöffne waren, wieder aufeinander und blieb stumm.

„Warum zögert Ihr, sie Euch zum Weibe zu begehren, Herr von der Malsburg?" fragte der Prinz offen nach einer Weile, als Eckebrecht noch immer schwieg. „Wie ich hörte, sichert Euch ein altes Abkommen die väterliche Einwilligung, und Dorothea selbst . . ."

Des Hauptmanns Brauen hatten sich finster und drohend zusammengezogen, und seine gedämpfte Stimme klang rauh, als er den Prinzen heftig unterbrach:

„Ich weiß von keinem Abkommen," sagte er, „und ich würde keines bedürfen. Was aber mich anlangt, so waren es Eure eignen Geständnisse, die mir Zurückhaltung auferlegten und . . . ."

Der Prinz legte ihm die Hand auf den Arm.

„Ich dachte es mir, als die Landgräfin heute Morgen von einer Irrung zwischen Euch und Dorothea sprach," unterbrach er ihn freundlich, „daß ich Euch wohl noch eine Erklärung schulde, und ich bin bereit, sie Euch zu geben. Wollt Ihr mich anhören?"

„Ich weiß nicht, Fürstliche Gnaden," sagte Malsburg noch immer verwirrt und unsicher, ob er hören oder dem Gespräch sich entziehen sollte.

„Aber ich weiß es, Eckebrecht," sagte Friedrich in so herzlicher Weise, daß ihm der Hauptmann nicht widerstehen konnte. „Begleitet mich in jenes Fenster, damit ich Euch unbelauscht sagen kann, was mich Euch gegenüber drückt."

Der Hauptmann folgte der Aufforderung, und als beide in der entfernten Nische standen, hub der Prinz ohne Einleitung an:

„Wie ich durch die Landgräfin erfuhr, habt Ihr geflissentlich seit mehreren Jahren die Heimat gemieden und die Zurückhaltung, mit welcher Dorothea von Euch sprach, ließ mich erkennen, daß

Ihre Liebden recht hat, wenn sie eine Irrung zwischen Euch und Eurer Muhme vermutet, die ich vielleicht veranlaßte."

„Es ist nicht meine Schuld," murmelte Eckebrecht finster.

„Nein, es ist die meine," sagte Friedrich freimütig mit heiterer Stirn. „Ich will offen gegen Euch sein, Malsburg, macht es mir aber nicht schwerer, als notwendig ist."

„Ich weiß nicht, was Euer Gnaden mir zu sagen haben," versetzte Eckebrecht düster, „und weiß daher nicht, wie ich es Euch erschweren oder erleichtern kann."

„So hört mich freundlich an und glaubt von mir, daß wenn ich auch übermütig und thöricht, vielleicht auch öfters leichtsinnig handelte, ich doch niemals böswillig bin."

Eckebrecht neigte das Haupt. „Ich habe niemals solches von Euer Gnaden gedacht."

„Entsinnt Ihr Euch des Tages, an dem ich mit Euch in Elmarshausen zusammentraf und dort die Nachricht von der tödlichen Erkrankung meines Bruders empfing?"

Malsburg nickte bejahend.

„Ich brach plötzlich auf, und Ihr rittet eine Strecke des Weges mit mir. Ich hatte kurz zuvor mit Dorothea gesprochen, ihr meine Liebe gestanden und sie um die ihre gebeten."

„Ich dachte es mir," murmelte Eckebrecht, der bleich geworden war und die Hände heftig ineinander preßte.

„Sie hat damals meine Bitte nicht erfüllt," fügte der Prinz mit Überwindung hinzu, und eine dunkele Röte überzog bei dem Geständnis sein schönes, männliches Antlitz.

„Aber Ihr sagtet es mir," schrie Malsburg von Friedrich hinwegtretend in furchtbarer Erregung so laut, daß sich die Spieler an den nächsten Tischen erstaunt umwandten.

„Still," gebot der Prinz gebieterisch, und sich zu seiner ganzen stattlichen Höhe aufrichtend, legte er seine Hand fest auf Eckebrechts Schulter.

„Ich sagte Euch damals, was ich selber festiglich glaubte: daß ich auf meinem traurigen Ritt die frohe und zuversichtliche

Hoffnung mit hinwegnähme, Dorothea dereinst die Meine zu nennen! Sie hatte mich an die Schranke gemahnt, die uns trennte, und die ich kannte. Ich hoffte, sie niederzureißen, wie es viele in dieser Zeit gethan; denn ich dachte nicht, daß Dorothea selbst sie zwischen uns stellte und aufrechterhalten wollte. Sie liebte in mir den Kindheitsgespielen, nicht mehr; mir aber war sie unter allen Frauen, die ich kannte, die einzige Begehrenswerte, und meine glühenden Wünsche hinderten mich, zu merken, daß es nicht auch die ihren waren."

„Und wie erfuhrt Ihr das?"

„Wie man solches erfährt, an dem eigenen Herzen," entgegnete Friedrich ausweichend; denn er wollte nicht mehr sagen, als nötig war. Eckebrecht antwortete nicht, und beide sahen schweigend durch das offene Fenster in die milde Sommernacht. Der Himmel war mit Sternen übersäet, und vom Flusse herauf scholl munteres Lachen aus Kähnen, die geräuschlos vorüberglitten; sonst war alles still. Es war Malsburg, als ob die Ruhe, die draußen herrschte, sich wie mit einem Zauberschlag auch auf ihn herabgesenkt. Ein Bann war von ihm genommen, von dem er selbst sich nicht zu befreien gewußt.

„Ich habe Dorothea verändert gefunden," unterbrach Friedrich endlich das lange Schweigen; denn auch ich habe sie mehrere Jahre nicht gesehen. Sie scheint gewachsen, und obgleich sie herzlich und freundlich ist wie je, so weiß sie doch die feine Grenze, die sie dem Freunde gezogen, so streng einzuhalten, daß man kein vertraulicheres Wort zu sagen wagt. Es liegt etwas von der ruhigen Heiterkeit ihrer Mutter auf ihrer weißen Stirn, aber die Zutraulichkeit früherer Zeiten ist verschwunden, und die Würde der Frauen ist an ihre Stelle getreten."

„Sie betrauert wohl die Mutter noch," sagte Eckebrecht.

„Es ist nicht Trauer, was auf ihrem Antlitz ruht, und auch nicht Schmerz. Es fehlt nur der Ausdruck des Glückes darauf, der Anne Trotts Angesicht überstrahlte, und den ich auf Doro-

theas schönen Zügen einst zu sehen hoffe, wenn sie Euer Weib ist, Eckebrecht."

„Mein Weib!" rief dieser wie überrascht von dem Gedanken, halb zagend, halb hoffend.

„Euer Weib," wiederholte der Prinz und reichte Malsburg die Hand, „und wenn sie es dereinst ist, so vergönnt ihr und mir, daß neben Euch in ihrem Herzen auch der Jugendgefährte allzeit eine kleine Stätte treuer Freundschaft behält."



Neunzehntes Kapitel.

Es war am andern Morgen nicht mehr früh, als Eckebrecht von der Malsburg aus der Herberge trat, in welcher er abgestiegen war. Er blickte sich ungewiß um, wie jemand, der nicht weiß, welche Richtung er einschlagen soll. Langsam und zögernd kreuzte er dann den engen Platz, über welchen man zu dem befestigten, jetzt weitgeöffneten Thore der Fuldabrücke gelangte, schritt hindurch und stieg die hochgewölbte, ziemlich steile Brücke hinauf.

Seit die auf den Pfeilern derselben erbaut gewesenen Häuser entfernt waren, genoß man von ihr aus stromauf und stromab einen köstlichen Fernblick, und gefesselt von demselben blieb Malsburg stehen und sah sich um.

Die in Blei gefaßten Glasscheiben der langen Fensterreihen des Kanzleigebäudes und des oberhalb desselben belegenen Schlosses glänzten in der Morgensonne des hellen Sommertages, während ein erfrischender Hauch die Blumendüfte von den Gärten auf den Schloßwällen und aus dem fürstlichen Lustgarten herübertrug.

Es gab gewiß nur wenige Plätze im deutschen Reiche, die ein solches Bild des Friedens darboten, wie der schöne Fleck Erde, welcher hier unmittelbar vor des Hauptmanns Augen ausgebreitet lag. Hier hatte keine rohe Hand zerstört, nirgends traf

der Blick auf Verwüstung, aber überall begegnete man den Spuren sorgsamer Pflege und Ordnung.

Leicht wölbte sich, von zwei in Stein gehauenen Löwen bewacht, am Fuße des Schlosses der hohe Bogen der Brücke, welche einst Landgraf Wilhelm der Weise hier über die kleine Fulda erbaut hatte. Weil sie ohne stützende Pfeiler errichtet war, so hatten die Bürger der Stadt lange Zeit ihrer Sicherheit mißtraut, und sie Narrenbrücke genannt. Nun aber hatte seit länger als fünfzig Jahren ihre Festigkeit sich bewährt, und niemand scheute sich mehr, sie zu betreten, wenn er die seltenen Blumen und Gewächse bewundern wollte, die man mit großer Sorgfalt im fürstlichen Lustgarten pflegte. Die Ufer der dahinter liegenden Insel waren ringsum mit doppelten Reihen von Obstbäumen bepflanzt, und auf der weiten Wiesenfläche, welche sich dazwischen dehnte, weideten ansehnliche Schaf- und Rinderherden, für deren möglichst zahlreichen Bestand die Regentin sorgte. Die Sicherheit dieses kostbaren Gutes war ihr stetes Augenmerk, und schon mehrmals hatten bei herannahenden Gefahren die Hirten mit ihren Pfleglingen entlegene Waldverstecke beziehen müssen, um die Tiere zu bergen.

Von dem Platz aus, auf welchem Eckebrecht stand, konnte er nicht erkennen, daß in der Ferne die Felder jenseit des Flusses, welche sich bis zu den von bläulichem Duft umflossenen Waldbergen erstreckten, unbebaut, zerstampft und verwüstet lagen; denn der Sommer hatte sie mit trügerischem Grün geschmückt, und gleichfalls verborgen blieb dem Auge von hier aus die Zerstörung und der Verfall der Dörfer, die aus dem Grün der Wälder und Wiesen herüberschimmerten.

Der Frieden, in dem alles zu ruhen schien, und die Schönheit des Landes sprachen allmächtig zu Eckebrechts Herzen, und warm fühlte er, wie über alles teuer ihm das Land war, in welchem seine Väter gelebt, in dem er geboren, und für welches er das Schwert erhoben hielt, seit er sich seiner selbst und seines

Wollens bewußt war. Bilder einer glücklichen Zukunft stiegen vor seinen innern Augen auf und halb unbewußt flüsterten seine Lippen, während er sich nach der andern Seite umwandte:

„Mein liebes, schönes Hessenland!"

Es war nicht minder schön, was sich nach dieser Seite seinen Blicken darbot; wenn aber dort die erhabene Gottesschöpfung allein zu ihm gesprochen und ihm die Seele mit froher, ruhiger Zuversicht erfüllte, so trat ihm hier umsomehr das Leben mit seiner rauhen Wirklichkeit und seinen unabweisbaren Mahnungen entgegen; denn hier lag die Stadt auf beiden Ufern des Flusses lang hingestreckt, und stattlich hoben sich zwischen den kleinen Häusern der Bürger die städtischen und herrschaftlichen Steinbauten und Kirchen hervor. Schützend und düster zogen sich die Wälle mit Gräben und Mauerwerk rings um sie her, und die auf den Bastionen aufgefahrenen Geschütze ließen nicht vergessen, daß Wachsamkeit not war.

An dem großen Stadtbau des Hochzeitshauses mit seinem weit vorspringenden runden Erker vorüber suchten Malsburgs Blicke den Nassauerhof, und bald hatten seine Augen das Fenster gefunden, in dessen tiefer Nische ihm gestern Abend Prinz Friedrich Worte gesagt, welche ihm die Nachtruhe geraubt und sein ganzes Wesen in Aufruhr versetzt hatten.

Daß er Dorothea liebe und seit lange schon geliebt hatte, verhehlte er sich ebensowenig, wie er erkannte, daß diese Liebe gerade ihn würdig erhalten hatte inmitten einer Zeit, die in ihren Anforderungen an Zucht und Sitte nicht eben vielverlangend war.

Was seit altersgrauen Zeiten dem deutschen Manne das Weib gewesen, das war ihm Dorothea: eine Gottesgabe, zu der er aufschaute. Ihr erkannte er in seinen Gedanken die ihr von Gott verliehene Macht zu, des Mannes Leidenschaften zu sänftigen, ihm den Mut zu erhöhen, das Herz zu entflammen und ihm das Leben groß und begehrenswert zu machen. In ihrer reinen Seele die seine zu spiegeln, aus ihrer Hand das Glück am häuslichen Herde zu empfangen, das, auf wahrer Frömmigkeit

ruhend, auch den in die Weite strebenden Mann in Gemeinschaft mit Gott erhält, das war es, was er von ihr begehrte und erhoffte.

Er hatte um ihre Neigung geworben, wie ein Mann wirbt, der sich seines Wertes bewußt ist, aber auch mit dem Ernst, der seinem Wesen eigen war, und den er nicht abthun konnte.

Wenn er die harmlose Fröhlichkeit Dorotheas sah, war es ihm oft leid gewesen, daß er den anmutigen Scherz der Rede, der dem Prinzen Friedrich zu Gebote stand, nicht finden konnte; denn es war nicht seine Meinung, daß der Ernst des Lebens die Freude ausschließen sollte. Gern hatte er den leichten Worten und fröhlichen Neckereien der beiden gelauscht und oft herzlich gelacht, wenn es Dorothea gelungen war, mit treffendem Wort den Übermut des Spielkameraden zurückzuweisen.

Dann aber war eine Zeit gekommen, wo in den Huldigungen desselben mehr lag als das Gefallen des treuen Gespielen, und da hatte Eckebrecht es versucht, die Muhme vor einer Werbung zu schützen, die ihm unziemlich erschien.

Jedoch er hatte schlechten Dank dabei geerntet.

Friedrich, welcher ihn bis dahin als einen Kameraden und ältern Freund behandelt, wurde gereizt und ließ den stolzen Junker nicht selten seine höhere Stellung fühlen, während Dorothea, die sich keiner Schuld bewußt war, ihn merken ließ, daß er sie gekränkt, und daß sie auch ohne seine Dazwischenkunft den Jugendfreund in den Schranken zu halten verstand, die sie für ihn zog.

Dorothea stand ihm zu hoch, um sie mit Eifersucht zu beargwöhnen, und sein Herz war von dem Gefühl warmen Glückes erfüllt, wenn er den Anteil wahrzunehmen glaubte, den sie für ihn hegte.

Er, der meist still und in sich gekehrt war, wurde beredt, wenn ihre braunen Augen an seinen Lippen hingen, und mehr und mehr glaubte er ihre Liebe zu besitzen, um welche er in ruhiger, mannhafter Weise warb.

Da hatten aber auf jenem Ritt von Elmarshausen nach Kassel des Prinzen Worte ihn aufgeschreckt aus seinem glücklichen Traum und ihm nach seinen Begriffen von Ehre eine Zurückhaltung auferlegt, welche wiederum diejenige Dorotheas zur Folge hatte.

Freiwillig war er dann, als die Huldigung für den jungen Landgrafen geleistet war, der Heimat ferngeblieben, und hatte die Muhme seitdem nicht wiedergesehen. Selten nur hatte er von ihr gehört; denn bei dem großen Unglück des Ganzen traten die Schicksale des einzelnen zurück; die Kriegsereignisse verhinderten oftmals, daß einer brieflichen Frage Antwort ward, und nur einmal seit dem Tod der Base hatte er Briefe, Gruß und Gegengruß mit dem Oheim getauscht.

Daß jedoch trotz allem diesem Fernbleiben die Liebe zu Dorothea nicht erloschen, war er sich allezeit bewußt gewesen, und auch die Hoffnung, sie dereinst zu besitzen, hatte sich trotz allem, was er sich oft genug dagegen gesagt, nie ganz ersticken lassen.

Und nun hatten Worte des Prinzen, wie sie ihn früher gebannt, auch wieder frei gemacht von jeder Zurückhaltung, und die ganze Nacht ihm vor den Ohren getönt wie eine glückverheißende Erlösung.

Aber er zauderte, als er jetzt vor dem Schritt stand, der ihm Erfüllung oder Vernichtung seiner Hoffnungen bringen mußte, und mit dem Zaudern stiegen verschiedene Bedenken in seinem Herzen auf.

Der Prinz hatte von einem Abkommen gesprochen, welches ihm die Einwilligung des Vaters sicherte. Er wußte von keinem solchen und hatte die Mutmaßung zurückgewiesen. Aber in der Stille der Nacht war sie wieder vor ihm erstanden, und hatte Form und Gestalt gewonnen.

Es war ihm vorher nicht aufgefallen, daß Amalie Elisabeth ihn zu sprechen begehrte und in die Heimat befohlen hatte; denn sie hatte die oberste Leitung ihres Heeres niemals so gänzlich in

die Hände ihrer Oberbefehlshaber gelegt, daß ihre Teilnahme an den Regimentern aufgehört hätte, und sie ließ sich daher öfter durch einen oder den andern ihrer Offiziere berichten, wie es bei den Fähnlein aussah. Als er jedoch gestern nach seiner Ankunft vor ihr gestanden, hatte die hohe Frau kein anderes Verlangen an ihn gestellt, als daß er dem Gastmahl beiwohnen möchte, welches Prinz Friedrich gerade gab und anstatt von ihren eigenen oder des Landes Angelegenheiten hatte sie ihn dann nach dem Zustand seiner Güter und Höfe ausgeforscht und ihn darauf mit gnädiger Versicherung ihrer Huld und einem freundlichen Gruß für die in Kassel anwesende Dorothea entlassen.

Gestern, vor seiner Unterredung mit dem Prinzen hatte er das alles nicht beachtet, aber in der Nacht war es ihm eingefallen, und schwer drückte nun seinen stolzen Sinn die Frage, was er an äußern Gütern der Geliebten zu bieten habe, die er sein eigen zu nennen begehrte.

Er hatte nicht um Sold gedient und sich auch keine Reichtümer erworben. Seine Höfe waren verwüstet und zerfallen, und er mußte das Obdach, welches sein Weib schirmen sollte, erst wieder aufrichten. Wenn die Herren, welche über die Friedensbedingungen berieten, auch schon in Münster zusammensaßen, so war doch auf dessen Einkehr noch wenig zu hoffen, und der tobende Krieg verwehrte noch immer friedliches Schaffen und Bauen.

Das alles wogte ihm jetzt im wilden Durcheinander durch Kopf und Herz und hielt seinen Fuß gebannt, aber endlich blieb doch die Liebe Siegerin, und er gab seinem glühenden Verlangen nach, Dorothea aufzusuchen und wiederzusehen.

Entschlossen wandte er sich um und ging den Weg zurück, den er gekommen. Rasch durchschritt er den Thorweg des Kanzleigebäudes, der als Durchgang diente, und über den geräumigen Hof desselben hinweg, eilte er die steile Gasse hinauf, welche ihn an der Ritterschule des Landgrafen Moritz vorüber nach dem Schloßplatz brachte.

Das Gedränge, welches hier unter den schattenden Lindenbäumen sowie unter der bedeckten Galerie des Spazierweges herrschte, nötigte ihn zu langsamerem Gehen, und als er hinter sich seinen Namen rufen hörte, wandte er sich um.

„Seid Ihr es wirklich, Eckebrecht?“ tönte ihm die erfreute Frage Wolf Herbord von Buchenaus entgegen, der den Arm unter den des Fähnrichs Roen geschoben, die Straße vom Markt heraufkam.

„Leib- und wahrhaftig,“ rief er heiter den Genossen entgegen, und ging die wenigen Schritte zurück, die ihn von denselben trennten. „Aber wo kommt Ihr her, seid Ihr in Kassel?“

„Wie Ihr seht, ebenfalls leib- und wahrhaftig,“ lachte Roen, die dargebotene Hand herzlich drückend, „und, wie Ihr wahrscheinlich auch, nur zu kurzer Anwesenheit.“

„Wir liegen außerhalb, aber doch in nächster Nähe der Stadt, um deren Mauern vor Belästigung streifender Banden zu schützen,“ erklärte Buchenau.

„Der Junker befehligt sein Reiterfähnlein in Zwehren, und ich halte meine angetraute Herzallerliebste, die stolzeste Fahne des blauen Regiments, meinem Fähnlein in Velmar hoch,“ ergänzte Roen, während Buchenau, von einem Bekannten angesprochen ward und etwas zurückblieb. „Beide Orte sind nahe genug, um die Nachrichten schnell zu hören, die hier einlaufen. Was sagtet Ihr zu der letzten?“

„Hat es eine Neuigkeit gegeben?“ fragte Eckebrecht ohne große Teilnahme; denn sein Sinn war jetzt mit anderm erfüllt als mit den Tagesgerüchten, die man sich erzählte.

„So hörtet Ihr es noch nicht?“ rief Roen verwundert.

„Was denn?“ fragte Malsburg gelassen.

„Ei, da soll doch gleich,“ schrie der Fähnrich stehen bleibend, und stieß sein Schwert kräftig auf das Straßenpflaster. „Wozu seid Ihr in der Hauptstadt, wenn Ihr nicht erfahrt, was heute wie ein Feuer durch Stadt und Land läuft?“

„Damit Ihr es mir sagen könnt, Roen,“ entgegnete Eckebrecht gutmütig. „Was ist es denn?“

„Banèr ist in Halberstadt gestorben," sagte Johannes, ohne ein weiteres Wort hinzuzusetzen.

„Banèr?" rief Eckebrecht, erschrocken stehen bleibend. „Der schwedische Feldmarschall Banèr? Aber wie ist das möglich?"

„Wie das möglich ist?" fragte Roen belustigt über den Ton des Erstaunens, in welchem Malsburg seine Frage that. „Hieltet Ihr ihn für gefeit?"

Eckebrecht beachtete den Einwurf nicht und fragte:

„Wer sagte es Euch denn, Johannes? ich kann es nicht glauben!"

„Die Nachricht muß heute Nacht eingelaufen sein," antwortete Buchenau, der mittlerweile die langsam Vorangeschrittenen wieder eingeholt hatte. „Die Landgräfin ließ sie schon in aller Frühe in den Quartieren verkünden, und ich ritt gleich herein, um hier Näheres zu erfahren; aber die Obersten waren zu einer Beratung ins Schloß berufen, und andere, die ich sprach, wissen nichts."

„Der Schlag muß für die Regentin unerwartet gekommen sein," sagte Malsburg sinnend. „Als ich sie gestern sprach, erzählte sie mir von den letzten wahrhaft kühnen Eilmärschen des Generals und von seinen demnächstigen Plänen. Er hatte sie aufgefordert, ihre Truppen zu einem baldigen Zusammenstoß „alert" zu erhalten, und dem Herzog von Braunschweig geschrieben, daß er eine von den Kaiserlichen angebotene Schlacht aufnehmen würde. Er hatte allerdings hinzu gefügt, falls er zu schwach sein sollte ein Pferd zu besteigen, so wolle er solche von einer Sänfte aus leiten."

„Er war also schon krank!" sagte Roen.

„Seit dem Gastmahl in Hildesheim, an dessen Folgen auch Prinz Christian starb, kränkelte er," erwiderte Eckebrecht.

„Ob die Landgräfin wohl gleichfalls einen Verdacht der Vergiftung hegt, wie man ihn damals überall aussprach?" sagte Buchenau halb fragend, halb erwägend.

Malsburg hob die Schultern in die Höhe.

„Es fiel mir gestern Abend auf, daß Prinz Friedrich, der

sonst nicht gerade vorsichtig ist, über Prinz Christians Tod zu reden vermied, obgleich er von ihm sprach."

„Ah, bah, Gift!" sagte Roen mit einer abfälligen Bewegung der Hand. „Die Menschen thun jetzt, als ob niemand mehr eines natürlichen Todes sterben könnte: Raub, Mord, Gift, Dolch und Spuk müssen immer dabei sein."

„Spuk?" fragte Malsburg lachend.

„Ja, nennt Ihr es anders, Junker? denkt an Eure Base, sie soll den Geist Eures Hauses gesehen haben."

„Das ist kein Spuk, das ist die Todesmahnung, die an mein Geschlecht ergeht," sagte Eckebrecht ernsthaft.

„Nun, und Dalwigk, der den Quinten belauscht haben soll."

„Dalwigk? den Quinten?" rief Malsburg erstaunt.

„Ja, so erzählt man. Er soll in einem Gebüsch an der Glies im Schlafe gelegen haben, als der entschwundene Chattenfürst herauskam, um seine Rosse zu tränken, und ihn weckte."

„Nun, wäre das etwas Besonderes? Berichten doch die alten Chroniken oft genug, daß Leute der Umgegend den Auszug gesehen."

„Gehört, Malsburg, gehört!" antwortete Roen eifrig; „denn das Wiehern und Stampfen der Rosse, das Klirren und Rasseln der Rüstungen und Schwerter soll großen Lärm machen. Wer aber dem alten Chattenfürsten ins Auge blickt, der soll des Todes sein, besagen die alten Schriften."

„Und Dalwigk?"

„Kehrte von einem Ritt nach Gudensberg krank heim und bekam ein hitziges Fieber. Alles, was er noch sprach, galt dem Quinten, den er bald bittend, bald drohend anflehte, das Land, welches in seiner äußersten Not sich treu erwiesen, nicht zu verlassen."

Unter diesem Gespräch waren die Herren an dem hohen Schloßwall vorbei die enge Gasse des Steinwegs hinaufgegangen und an dem Hospital der heiligen Elisabeth in die Oberste

Gasse eingebogen, vor deren erstem Hause neben dem Zwehrenthor sie stehen blieben.

Buchenau erstieg die wenigen Stufen vor der Hausthür, und diese öffnend, sagte er mit einladender Bewegung der Hand: „Ihr kommt doch mit zu Anne, Eckebrecht?"

„Ihr fandet mich eben auf dem Wege zu Trott und seiner Hausfrau," entgegnete dieser und folgte der Einladung, voranzugehen.

„Ohm Wolf Herbord und Herr Johannes Roen," schallte gleich darauf eine jubelnde Kinderstimme von der seitwärts im Flur gelegenen Treppe, und ein etwa zehn- bis elfjähriges Mädchen sprang eilfertig die Stufen herab.

An Eckebrecht vorüber, der seitwärts getreten war, und Johannes Roen nur flüchtig die Hand reichend, eilte die Kleine auf Buchenau zu und bot ihm die frischen Kinderlippen zum Kusse entgegen.

„Ich sah Euch kommen, Ohm," sagte sie in atemloser Freude, Wolf Herbords Hand ergreifend und ihn nach der Treppe ziehend. „Wie froh wird Base Anne sein, Euch zu sehen, und auch Muhme Dorothea; aber wußtet Ihr, daß wir hier sind?"

„So glaubst Du, ich sei Deinetwegen gekommen?" sagte Buchenau lachend.

„Kennst Du mich nicht mehr, kleine Wilde?" fragte Eckebrecht, die langen blonden Zöpfe des Kindes ergreifend, welches mit Buchenau an der Hand vor ihm die halbdunkele Treppe erstieg.

Es wandte sich um.

„Herr Eckebrecht von der Malsburg?" sagte es schüchtern, ihn aus großen blauen Kinderaugen betrachtend.

„Jawohl, Fräulein Käthe von Günderode," gab er scherzend zurück. „Ist das immer noch die alte Geschichte, gönnt Ihr dem Junker von Buchenau allein Eure Beachtung?"

„Immer noch dasselbe," lachte Roen bestätigend. „Für Fräulein Käthe ist nur der Junker von Buchenau auf der Welt."

„Willkommen, Ihr Herren,“ klang da vom Rande der Treppe Frau Anne von Trotts heitere Stimme, und aufblickend hatte Eckebrecht fast Mühe, in der schönen, blühenden Frau das schüchterne junge Mädchen wieder zu erkennen, als welches er sie zuletzt gesehen. „Doppelt willkommen, Herr von der Malsburg,“ fügte sie herzlich hinzu, als dieser vor ihr stehend sie mit tiefer Verbeugung begrüßte. „Ich freue mich, Euch endlich einmal über meine Schwelle schreiten zu sehen. Ihr habt Eure Freunde lange auf Euch warten lassen.“

„Mein Land bedurfte meiner mehr als meine Freunde, edle Frau,“ entgegnete er ernst, während er ihr über den nur halb erhellten Gang in die geöffnete Thür des Wohnzimmers folgte, in deren Rahmen Dorothea stand. Diese hatte Buchenau und Roen freundlich, aber nur flüchtig begrüßt und war dann einige Schritte zurückgetreten, um der Hausfrau das Recht zu lassen, den seltenen Gast über die Schwelle zu geleiten. Das volle Licht des Sommertages flutete in das große Gemach und umfloß Dorotheas hohe schlanke Gestalt mit goldenem Schein. Ihr Gewand von gelblicher Weiße, das in tiefen weichen Falten bis zum Fußboden herabfiel und die Zartheit ihrer Haut noch mehr hervorhob, erhöhte den Eindruck kühler Zurückhaltung, welcher sie jetzt noch mehr als früher umgab. Ihr reiches goldblondes Haar war an den Schläfen zurückgestrichen und legte sich in Wellenlinien über die Stirn, während der große Kamm seine Fülle am Hinterkopf kaum zusammenzuhalten vermochte. Noch nie war sie Eckebrecht reizender erschienen als in diesem Augenblick, wo sie bleich und fast scheu, aber mit einem Ausdruck in ihren braunen Augen, der ihm das Blut zu Herzen trieb, ihm die Hand reichte. Ohne zu bedenken, was er that, unwillkürlich und bezwungen von der reinen, lieblichen Jungfräulichkeit und Würde, die über sie gebreitet war, beugte er die Knie und drückte einen langen heißen Kuß auf die Hand, die kühl und bebend in der seinen lag.

Sie zuckte zusammen, und während eine dunkele Röte in

ihrem vorher bleichen Antlitz aufstieg, versuchte sie leise, ihre Hand zu befreien.

Der Handkuß, wenn er nicht im leichten tändelnden Verkehr und scherzendem Übermut gegeben wurde, war fast ausschließlich der Ausdruck der Verehrung und Hochachtung, welche der Mann der vornehmen Matrone zollte, oder er war der Dank des Untergebenen für empfangene Gnade und Huld; auch gaben ihn wohl Kinder ihren Eltern; aber unter gleichstehenden jungen Leuten oder nahen Verwandten war er in deutschen Landen ganz ungebräuchlich, und Eckebrecht hatte sich niemals fremdländischer Sitten befleißigt.

Er begriff daher, daß sein Gruß die Muhme befremdete, und sich aufrichtend, sagte er ihr mit innigen Worten, wie sehr er sich freue, sie zu sehen.

„Ich konnte mich unmöglich mit der gewöhnlichen Form der Begrüßung begnügen," setzte er entschuldigend hinzu.

Ein liebliches Lächeln spielte um ihren Mund, als sie seine herzlichen Worte ebenso erwiderte, aber es verschwand, als sie der langen Zeit gedachte, seit sie ihn zuletzt gesehen.

Er blickte sie an, und der Zug sanfter Trauer, der sich über ihr junges Antlitz breitete, während sie sprach, erinnerte ihn an den schweren Verlust, den sie durch den Tod der Mutter erlitten.

„Ihr habt die Mutter verloren, Dorothea," sagte er teilnahmsvoll. Er hatte noch etwas hinzusetzen wollen; aber die Worte schienen ihm leer und armselig; so schwieg er.

Dorothea sah zu ihm auf und nickte. Sie verstand ihn ohne Worte, und während sie ihm einen Sitz an einem der Fenster bot, erwiderte sie einfach:

„Den Vater traf der Schlag, der so unerwartet fiel, furchtbar schwer. Er leidet noch heute darunter, und ich kann es ihm nicht leichter machen."

Eckebrecht antwortete nicht; es vergingen einige Minuten in ernstem Schweigen. Wenn noch ein Zweifel an Dorotheas Liebe in seinem Herzen gewaltet, so war er bei dem herzlichen Gruß

der Geliebten für immer verschwunden; aber das Gefühl, welches ihn fast übermächtig bewegte, ließ ihn die rechten Worte nicht finden, und die Anwesenheit der übrigen, die an einem der nächsten Fenster Platz genommen hatten, hielt ihn zurück. Achtlos ruhten seine Augen, gleich wie die Dorotheas, auf dem kleinen Platz am Zwehrenthor, den man vom Fenster aus übersah.

Ein buntbewegtes Leben herrschte auf demselben. Das Pförtchen, welches in Friedenszeiten ins Freie führte, war vermauert, und der ziemlich lebhafte Verkehr ging durch das tiefe dunkele Thor, in dessen Schatten zahlreiches Kriegsvolk die Wache hielt. Auf dem hölzernen Umgang der hohen Mauer, die sich dem Thor mit dem hohen Turme anschloß, hatten andere sich gelagert, und die Musketen mit den danebenliegenden Lunten bewiesen die immerwährende Bereitschaft gegen einen etwaigen Handstreich. Sonst herrschte ziemliche Sorglosigkeit. Weiber in bäuerlicher Tracht hielten in Körben spärliches Gemüse, Eier und dergleichen feil und flüchteten mit lautem Gekreisch ihren ärmlichen Kram, wenn ein Berittener unter sie sprengte, um sie übermütig zu vertreiben. Es sah nicht ernsthaft nach Krieg aus, noch weniger aber nach Frieden, und leicht ließ sich erkennen, wie die Soldaten vermeinten, hier das größere Recht zu haben.

Eckebrecht richtete sich auf und strich sich über die Stirn.

„Die Landgräfin rühmte mir, wie sorgsam Euer Vater alle Zustände des Landes erforscht, und wie nützlich ihr sein Rat in allen Dingen ist," sagte er dann endlich langsam. „Das muß ihm Trost geben für manches Entbehren, und Ihr macht ihm das Haus traulich und lieb."

„Ich vermag es nicht," entgegnete Dorothea schwermütig. „Der Mutter heitere, linde Weise geht mir gänzlich ab. Ich tauge eher, des Vaters Sorgen zu teilen, als ihm die Falten von der Stirn zu streichen und schroffen Worten den Stachel zu nehmen."

„O, Dorothea, wie wenig kennt Ihr Euch," rief Eckebrecht warm. „Gerade Ihr mit Euerm großen Sinn und ruhigem

Erwägen, mit Eurer opferwilligen Liebe, Ihr gerade seid die Frau, die mittragend, mithelfend, mitleidend und erhebend in guten und schlimmen Tagen als des Mannes guter Engel ihm an der Seite steht. . . ."

„Ihr müßt nicht übertreiben, Herr von der Malsburg," sagte da lächelnd Anne von Trott, welche herangetreten war und die letzten Worte gehört hatte. „Nur zur Gehülfin ist das Weib dem Manne von Gott gegeben, und keine von uns begehrt, mehr zu sein. Ihr seid die Herren, und wir sind zufrieden damit, Eure Arbeit und Sorgen zu teilen. Jedoch . . . merket wohl, wie es gemeint ist . . . nur als Weib kann die Frau dem Manne solche Genossin sein, niemals ist dies die Tochter dem Vater, und deshalb hat Dorothea recht mit dem, was sie sagte."

„Aber dem Manne, der Euch zur Hausfrau erringt, werdet Ihr ein köstlicherer Schatz sein als Perlen und Gold," sagte Eckebrecht herzlich, und seine dunkeln Augen leuchteten, als er seine Hand auf die Dorotheas legte.

Annens kleine Tochter kam mit einem Anliegen zur Mutter gelaufen, und diese beugte sich herab, um sich die Bitte der Kleinen ins Ohr flüstern zu lassen.

Eckebrecht bog sich weiter vor.

„Dorothea?" sagte er leise fragend und in seiner Stimme zitterte die Bewegung, unter welcher er stand.

Sie sah ihn an, und eine kurze Weile ruhten beider Blicke ineinander, dann neigte er sich, um die Hand zu küssen, die er gefaßt hatte.

„Nein," sagte da Annens Stimme wieder hinter ihm. Sie hatte dem Kind die Thür zum Nebenzimmer geöffnet und war nun zurückgekommen. „Dorothea taugt nicht dazu, als Frau Hauptmännin oder Frau Oberstwachtmeisterin mit in die Quartiere der Fähnleins zu ziehen oder gar sich mit dem Troß der Regimenter zu lagern, wie ich es gethan und wie auch sie thun müßte, wollte sie freien, bevor es Frieden ist."

Eckebrecht sah sich belustigt nach der Redenden um. Was

er in Dorotheas Augen gelesen, hatte ihm Ruhe und Heiterkeit gegeben, und er fragte scherzend:

„Müßte denn Dorotheas Gemahl just einer vom Kriegsvolk sein?"

„Nicht vom Kriegsvolk?" rief Anne betroffen und starrte den Fragenden an.

„Haltet Ihr das für so unmöglich?" rief dieser lachend.

„Für ganz und gar unmöglich," bekräftigte sie entschieden, „und ich glaubte wirklich, Junker, Ihr wüßtet das so gut als ich."

„Jetzt kommt der Ohm Ernst Ludwig," rief Käthe, die mit Buchenau und Roen am Fenster stand und in die kleine Gasse sehen konnte, welche neben dem Jakobshaus zu der Rennbahn und nach dem Theater des Landgrafen Moritz führte. „Er kommt aus dem Ottoneum," fügte sie hinzu, während Anne vortrat, um gleichfalls hinauszusehen.

„Aus dem Ottoneum, dem Theater?" fragte Malsburg erstaunt.

„Möglich," nickte Anne ihm zu. „Die Landgräfin braucht sich keine Trauerspiele vorspielen zu lassen, sie hat deren genug im Lande, und Ihre Fürstliche Gnaden hat deshalb in dem Theater auf der einen Seite ein Gießhaus und auf der andern eine Soldatenkirche einrichten lassen."

„Ein Gießhaus und eine Kirche!" rief Eckebrecht. „In dem Tempel, den Landgraf Moritz der Kunst erbaute! Aber freilich, wo hat diese noch eine Stätte in deutschen Landen, und die Regentin thut recht daran, uns jetzt von dort aus zu geben, was uns vor allem not ist: Gottes Wort und Waffen!"

Anne war ihrem Gemahl entgegen hinausgegangen und trat jetzt in dessen Begleitung wieder ein, während eine saubere Magd, mit französischer Haube auf dem Kopf, die Thür zum Nebenzimmer öffnete, in welchem der Mittagstisch bereit stand.

Nachdem die ersten lebhaften Begrüßungen zwischen den Herren vorüber und es der Hausfrau gelungen war, allen Anwesenden den schicklichen Platz an ihrem gastlichen Tische anzuweisen,

fragte Buchenau den Schwager, ob er Näheres über den Tod Banèrs und die nächsten Entschließungen der Landgräfin vernommen habe?"

Allein Trott wußte nicht viel zu berichten; die Briefe aus Halberstadt besagten nur, daß der Feldmarschall die Stadt im Eilmarsch über Eisleben und Quedlinburg totkrank erreicht habe und zwei Tage danach in den Armen seiner jungen, trostlosen Gemahlin gestorben sei.

„Sein Heer, zu welchem Prinz Friedrich schon beim ersten Grauen des heutigen Tages abgeritten ist, hat er den Generalen von Pfuel, Gustav Wrangel und Arwid Wittenberg übergeben, und alle drei haben sich um weitere Weisungen an die Landgräfin gewandt. Sie kann aber nichts thun, als alles kampfbereit halten," setzte er hinzu.

„Wenn es ihr nur gelingt, den Krieg von unserm Lande fernzuhalten," seufzte Dorothea, die zwischen Eckebrecht und dem Hausherrn saß.

„Im Gegenteil, Dorothea," sagte jener. „Wir selbst müssen den Krieg noch einmal in unsere Grenzen tragen, und je eher es geschieht, um so früher werden wir Frieden haben; denn die Landgräfin darf das Schwert, welches man ihrem Gemahl freventlich in die Hand gezwungen, nicht niederlegen, bis ihr gelungen ist, unsere frühern Grenzen herzustellen und uns die Freiheit unseres reformierten Glaubens zu sichern. Nur was sie in der Hand hält, wird man ihr in einem Frieden zugestehen."

„Das ist auch des Obersten Geiso Ansicht", sagte Trott, „und sie wird unter dem Kriegsvolk vielfach geteilt. Euer Oheim aber, Malsburg, stimmt dagegen und meint, die auswärtigen Eroberungen würden die Kaiserliche Partei nachgiebig machen und sie zu einem Austausch gegen die alten Grenzen bewegen."

„Der Oheim irrt sich, wenn er das glaubt," erwiderte Eckebrecht bestimmt. „Ich war lange genug in Westfalen, um zu begreifen, was die katholische Partei längst weiß: daß wir jene fremden Landstriche gar nicht halten können, auch wenn ein Friedensspruch sie uns zuweist. Wir haben länger denn seit zwei

Dutzend Jahre für unsern Glauben gestritten; was sollen wir da nun mit Volk thun, was nicht unseres Stammes noch unserer Religion ist? Ich würde den Arm nicht aufheben, um sie bei uns zu halten, wenn sie abfallen wollen."

„Bei Gott, Herr Hauptmann, Ihr habt recht," rief Roen mit Lebhaftigkeit, wer nicht zu uns gehört, mag draußen bleiben! Marburg aber gehört zu uns; es ist die älteste Stadt des Landes; die Ahnfrau unserer Fürsten hat dort gelebt, gewirkt, gelitten und liegt dort begraben. Wir müssen es wieder gewinnen, und wenn der letzte Mann seinen letzten Blutstropfen dafür hergeben muß."

„Euer Oheim betrachtet die Sache von einer andern Seite, Eckebrecht," nahm Buchenau das Wort, ohne Roens Worte zu beachten. „Das Bedürfnis nach Frieden ist in allen deutschen Landen gleich groß, auch der Kaiser braucht ihn notwendig, und deshalb hofft der General-Kriegskommissar, daß ein Austausch möglich ist."

„Der Kaiser wird der Landgräfin, die er gerade so ehrlich haßt, wie einst ihren Gemahl, nun und nimmermehr zugestehen, was sie nicht in Besitz hat," erwiderte Eckebrecht erregt. „Ich kenne die Kaiserliche Partei und sollte meinen, daß auch Ihr wüßtet, was wir von ihr zu hoffen haben, Wolf Herbord."

„Allerdings nicht viel," gab Buchenau zu.

„Und dann," fuhr Malsburg fort, „worin soll sich denn die Landgräfin nachgiebig zeigen? Muß sie sich doch alles, was sie beansprucht, erst erkämpfen und ertrotzen. Sogar die Zulassung ihrer Gesandten zu den Friedensberatungen wollte man ihr bestreiten."

„Sie hat sie aber durchgesetzt," sagte Trott.

„Weil sie das Recht dazu in der Hand hatte! So lange sie aber Marburg nicht ebenfalls in der Hand hält, wird man es ihr auch nicht zugestehen. Überdies," setzte Eckebrecht nach kurzem Schweigen ruhiger hinzu, „dürfen wir auch nicht ungerecht sein. Der Kaiser ist dem Landgrafen Georg von Darmstadt nicht nur geneigt, er ist ihm auch verpflichtet. Er kann Amalie Elisabeth gar

nicht zuerkennen, was jener doch mit einem gewissen Recht besitzt."

„Mit Recht besitzt?" rief Roen verächtlich.

„Mit einem gewissen Recht," betonte Malsburg, ihm zunickend. „Es ist Feigheit, sich die Wahrheit nicht zu sagen, weil sie schmerzlich ist. Als 1627 Landgraf Wilhelm die Regierung von seinem noch lebenden Herrn Vater übernahm, hat er im folgenden Jahre seinem Vetter die beanspruchten Rechte an Marburg und das Oberfürstentum durch Hausvertrag zugestanden und ihm Schmalkalden als Pfandschaft abgetreten. Der Kaiser genehmigte den Vertrag, und Landgraf Wilhelm hat denselben für seine Person auch immer als zu Recht bestehend anerkannt."

„Aber Landgraf Moritz hat seine bei der Abdankung ausdrücklich bedungene Einwilligung zu allen Verträgen niemals gegeben," rief Trott. „Er hat standhaft bis zum Tode seine Unterschrift verweigert und mehrmals feierlich und umständlich gegen diesen Vergleich, als gegen eine Schmach und Ungerechtigkeit, Widerspruch erhoben und dadurch die Sache ungültig gemacht."

„Wie wir es ansehen müssen, gewiß," sagte Malsburg. „Aber wir können nicht erwarten, daß man sich in Darmstadt auf unsern Standpunkt stellt und uns das Oberfürstentum gutwillig herausgiebt. Gelingt uns dessen Besitzergreifung, so dürfen wir im Verein mit unsern anderweitigen Vorteilen hoffen, es beim Frieden zugesprochen zu erhalten. Deshalb sage ich, daß, wenn wir den Frieden ernsthaft wollen, wir zuvor den Krieg noch einmal selbst in das Land tragen müssen!"

Den lauten Worten des Junkers folgte eine nachdenkliche Stille; dann fragte Dorothea:

„Kennt Ihr den Zustand des Landes, Eckebrecht?" und als dieser nur mit den Achseln zuckend antwortete, fuhr sie fort: „Der Vater, der denselben im Auftrag der Regentin nach dem Abzug des Erzherzogs Leopold Wilhelm, Piccolominis und Mercys erforschen mußte, war wochenlang ganz elend, niedergedrückt und krank im Herzen über all den Jammer, die Not und Zerrüttung,

die er gesehen. Fritzlar, Rotenburg und Melsungen hatten wahrhaft Furchtbares erlitten, und fast noch mehr die Ortschaften an der Edder, wo sich Coretto verschanzt hatte. In Homberg und Felsberg waren die Hälfte der Häuser und die Kirchen eingeäschert; Obermöllerich war dreimal in Brand gesteckt worden, und in Lohne blieben in achtzig Wohnhäusern außer dem Pfarrer nur vierzehn Menschen am Leben. Gleichzeitig hatte Banèr mit seinen Schweden zwischen Wolfhagen und Merzhausen gelegen und war wahrlich nicht weniger grausam verfahren als die Feinde! Es kam alle Tage zu Metzeleien, die Verwundeten füllten die Häuser; wir hatten in Elmarshausen selbst das Schloß voll, und auf dem Meierhof lagen sie in Ställen und Scheunen. Noch nach Wochen und Monden fanden wir in Wald und Feld verstümmelte Tote, Männer sowohl wie Frauen und Kinder! Der weimarische Oberst Reinhold von Rosen, der mit seinem alten Reiterregiment abenteuernd durch die Lande zog, suchte und fand damals Schutz vor den Kroaten Gil de Hasis unter den Kanonen von Ziegenhain; aber das flache Land mußte statt seiner die Wut der wilden Banden entgelten. Allein den Schaden, den Treysa erlitten, schätzte der Vater auf zwei und fünfzigtausend Thaler. Und dies alles mußte das Land gleichzeitig erleiden!"

Die Reden der übrigen am Tische waren verstummt. Alle hatten der lebhaften Erzählung Dorotheas zugehört, und als sie schwieg, trat ein längere Stille ein. Daß es sich so verhielt, wie sie gesagt, war keinem verborgen; aber man war so daran gewöhnt, Elend und Zerstörung zu sehen, daß es immer wieder des Hinweises darauf bedurfte, wenn dies von jedem Einzelnen in seiner ganzen Schwere sollte empfunden werden, und das Bild, welches Dorothea entrollt, war wohl geeignet, zum Nachdenken aufzufordern.

Eine Magd kam herein, um die Speisen abzutragen, und während ein Knecht Weinkrüge und den Nachtisch brachte, erhob sich Anne, um den Kindern die Thür zu öffnen, an welcher sie sich schon bemerklich gemacht.

Trott hob seine kleine Tochter voll Zärtlichkeit zu sich in die

Höhe, und Käthe, die hinter Roens Stuhl getreten war, flüsterte ihm halblaut ins Ohr:

„Herr Johannes, ich weiß etwas Neues.“ Roen wandte sich um.

„So?“ sagte er gutmütig. „Darf man es auch wissen?“

Sie nickte mit wichtiger Miene, und seinen Hals umschlingend brachte sie ihren Mund noch näher an sein Ohr.

„Drunten bei des Ohms Knechten sitzt einer von des Generalleutnants Melander Leuten und erzählt ihnen Schnurren und lustige Geschichten zum Lachen.“

„Einer von Melanders Leuten?“ wiederholte Roen ungläubig. „Woher weißt Du denn das?“

„Ich habe ihn doch gesehen und kenne ihn ganz gut, der dicke Konrad ist's ja.“

Roen sah Trott an, der herüber gehorcht hatte und ihm nun zunickte.

„Jawohl,“ sagte er, „es ist einer von Melanders Knechten. Er ist in einem unserer Quartiere ergriffen worden, und da er mit seinem Herrn in Wien war, wo sich dieser die Erhebung in den Reichsgrafenstand geholt, so glaubte Oberst Uffeln, die Aussagen des Mannes über des neuen Grafen Absichten und ob derselbe wirklich katholisch geworden und in Kaiserliche Dienste getreten sei, könnten von Nutzen sein. Darum sandte er ihn hierher. Jedoch . . . der Mann weiß entweder nichts, oder es ist wahr, daß der General alle Kriegsunternehmungen aufgegeben hat. Katholisch ist er entschieden nicht geworden; denn er hat auf seinen Gütern reformierte Geistliche angestellt und seine Tochter in dieser Religion taufen lassen. Er lebt mit fürstlichem Glanz und Reichtum im Nesselröder Hof zu Köln, ist der gute Freund des Kurfürsten, ein Mann von Bedeutung, dessen Meinung man anhört, aber nicht mehr.“

„Er wird seine Zeit abwarten,“ sagte Roen. „Der Fuchs ist darum nicht gezähmt, weil er auf der Lauer liegt, und ich

glaub's in meinem Leben nicht, daß er die Ohrfeige ungerächt läßt, die ihm die Landgräfin gegeben hat!"

„Ach, glaubt doch das Märchen nicht, Herr Johannes," rief Dorothea lachend dem Fähnrich zu. „Es ist ja nun und nimmermehr wahr, daß Ihre Fürstliche Gnaden sich so vergaß. Die Generalin erlaubte sich heftige Worte, wie sie denn eine überaus hochmütige, leidenschaftliche Frau ist, und die Regentin forderte Melander auf, seine Hausfrau in die ihr gebührenden Schranken zu weisen. Der General lehnte das ab und meinte, Ihre Gnaden sollten das selber besorgen, weshalb die Landgräfin ihrem Kammerjunker befahl, dem Paare die Thüre zu öffnen. Mehr ist ganz gewiß nicht geschehen, und wenn dem General beim Verlassen des Schlosses die Wange so brannte, daß er sie zuhielt, so mögen Zorn und Beschämung das bewerkstelligt haben, der Landgräfin Hand sicherlich nicht."

„Hm," sagte Roen achselzuckend. „Ich trau's ihr schon zu und meine auch nicht, daß sie eine Ungebühr that, wenn sie Hochmütige in die Schranken wies. Aber was werdet Ihr mit Melanders Knecht thun, Trott?"

„Ich weiß es nicht recht," antwortete dieser und rieb sich die Stirn. „Uffeln hat uns mit ihm eine arge Verlegenheit bereitet, und ich glaube, die Landgräfin hat ihn mir ins Quartier gelegt in der Hoffnung, er würde versuchen, durch das nahe Thor zu entkommen. Ihr solltet ihn mit fortnehmen, Malsburg."

Dieser lachte.

„Will er sich denn nicht ranzionieren?"

„Bewahre, obgleich wir es ihm für den niedrigsten Satz des gemeinen Knechtes, für vier Thaler, angeboten haben und ich mich bereit erklärte, ihm das Geld auszulegen."

„Aber was will er denn?"

Trott hob die Hand zur Bekundung seiner Unwissenheit in die Höhe.

„Ich will Dir sagen, was er will, Ohm Herbord," sagte Käthe, die von Roen hinweg, sich wieder zu ihrem alten Freund

begeben, der den Arm um sie geschlungen hielt. „Er will Base Annens Magd heiraten."

„Meine Marguerite will er heiraten?" rief Anne erschrocken bei dem Gedanken an den Verlust einer Dienerin, die ihr von Hanau in die neue Heimat gefolgt.

„Ja," sagte Käthe gleichmütig. „Ich hörte, wie es Klas der alten Gertrud erzählte. „Sie sei so schmuck," sagte er, und wenn sie ihn nähme, so habe er Geld genug, um seines Vaters Herberge in Eschwege wieder aufzubauen und sie zur stolzesten Wirtin an der Werra zu machen."

Anne starrte auf Käthe und sah dann ihren Gemahl an. Sie wußte nicht, ob sie lachen oder sich ärgern sollte, und Dorothea verwies es dem Kinde, das Gesinde belauscht zu haben.

„Ich habe nicht gelauscht, Muhme," verteidigte sich dieses. „Klas brachte die Speisen für uns herein, und während Gertrud die kleine Christine ihre Suppe essen ließ, erzählte er es ihr. Ich mußte es wirklich hören, ich konnte nicht anders."

Die Frauen lachten und Eckebrecht sagte:

„Auch eine Änderung der Zeit! Die Landgräfin erzählte mir gestern, daß alle ihre vertrauten Diener heiratslustig seien und sich nach Ruhe am häuslichen Herde sehnten. Ihr Gesandter und Unterhändler Adolf von Mai hat ein Herzensbündnis geschlossen; ihr Stallmeister heiratet das Fräulein von Hanstein, Oberst von Krosigk die Tochter des Oberst von Uffeln, und sogar der Hofmeister des jungen Landgrafen, Herr von Dörnberg, begehrt sich mit Fräulein von Erlach, der Tochter des Gouverneurs von Breisach, zu vermählen."

„Und Ihr merktet nicht, was Euch Ihre Gnaden damit sagen wollte, Eckebrecht?" fragte Ernst Ludwig neckend.

„Ganz deutlich," erwiderte Malsburg trocken. „Ihre Gnaden hatten ihrer Absicht kein Hehl und waren der Meinung, daß solche Zeichen, wenn sie sich mehrten, nahen Frieden verheißen könnten."

„Und gelang es ihr nicht, zu erforschen, ob sich bei Euch

vielleicht gleiche Neigung verspüren ließe? Denn wie weise Ihre Gnaden auch in Sachen des Staates und des Krieges ist, wie rühmlich sie sich als Regentin hält, in einem Ding bleibt sie doch immer ein Weib wie andere Weiber: Ehen zu stiften kann sie sich nicht versagen."

„Das ist ihre landesmütterliche Pflicht," sagte Anne.

„Betrachtest Du Ehen zu stiften als eine mütterliche Pflicht," fragte ihr Bruder.

„Man merkt, wie wenig Du mit Frauen verkehrst, Wolf Herbord," sagte Trott zum Schwager. „Ich wette, daß Anne schon über den künftigen Ehewirt unserer kleinen Christine nachgedacht hat."

„Natürlich," lachte diese, „ich würde mir sehr lieblos vorkommen, hätte ich es nicht gethan, und gestehe, daß ich mir vorgenommen habe, einige der kleinen Junker, die voriges Jahr im Feldlager mit ihr spielten, im Auge zu behalten."

Die Umsitzenden lachten, und Eckebrecht sagte:

„Wenn die Landgräfin mich in solcher Weise im Auge hat so ließ sie es mich nicht merken."

„Um so mehr müßt Ihr auf Eurer Hut sein," warnte Ernst Ludwig.

„Nein, im Gegenteil," rief Anne munter. „Befolgt vielmehr alle Ratschläge, welche man Euch in dieser Richtung giebt; denn nichts auf Erden ist einem Mann so nütze, als ein getreues Weib."

„Das ist ganz meine Meinung, edle Frau," sagte Eckebrecht mit einer Verbeugung gegen die Hausfrau. „Es ist nichts Lieberes auf Erden, denn ein züchtiges Weib, und nichts Köstlicheres, denn ein keusches Weib, lehrt uns schon die Bibel, und ich hoffe, daß dereinst ein solches an meinem Herde sitzt und ich den Segen empfange, der dem Manne durch sie verheißen ist."

Er hatte, während er sprach, Dorotheas Blicke gesucht, aber diese hielt die Augen gesenkt, und nur die Röte, die in ihrem Antlitz aufstieg, sagte ihm, daß sie ihn verstand.

Anne entging dies nicht, und sie lächelte froh.

„Ich habe lange darauf gehofft, daß Ihr und Wolf Herbord Euch bekehren würdet," sagte sie. „Mit Euch ist es nun der Fall, aber für ihn hege ich keine Hoffnung mehr."

„Es bedurfte keiner Bekehrung, edle Frau, wir müssen beide nur auf die günstige Stunde harren."

„Wolf Herbord habe ich aufgegeben."

„Das thatet Ihr zu früh."

„Aber er sieht keine Frau an!"

„Ihr irrt, und wenn Ihr erlaubt, so beweise ich es Euch."

„Dazu bedürft Ihr keiner Erlaubnis."

„Käthe," rief Eckebrecht der Kleinen zu, die, gegenüber am Tisch zwischen Buchenau und Roen stehend, beiden mit leuchtenden Augen erzählte und deren ganze Teilnahme in Anspruch nahm. Bei des Hauptmanns Ruf sah sie auf.

„Käthchen, bitte, sage mir doch, wen von uns allen hier Du am liebsten hast?"

„Wen ich am liebsten habe?" wiederholte sie die Frage erstaunt und legte verlegen ihren Arm, der auf Buchenaus Schulter ruhte, fester um dessen Nacken, ohne eine weitere Antwort zu geben.

„Da habt Ihr meine Antwort, edle Frau," sagte Eckebrecht leise zu Anne und zeigte mit den Blicken auf Buchenau und das Kind, die lebhaft zusammen sprachen.

„Ach, das ist ein alter Scherz," antwortete diese, den Kopf ablehnend zur Seite bewegend.

„Ein alter Scherz, der zur Wahrheit werden wird, verlaßt Euch darauf," nickte Malsburg ihr ernsthaft zu.

„Käthe ist kaum elf Jahre alt," warf Anne ein.

„Was thut das?" fragte Eckebrecht dagegen. „Eures Bruders Herz hatte sich früh schon in seinen Gedanken an ein Kind gehängt, was ganz sein eigen war, und als er Euch wiederfand und Ihr ihm nicht mehr sein konntet, was er sich geträumt, da trat Käthe an Euern Platz. Die Liebe fragt nicht nach dem

Alter, und in fünf bis sechs Jahren werden wir Frieden haben."

„Und mein armer Wolf Herbord soll dieses Kind? . . ." sagte Anne zögernd und unzufrieden. Sie mochte nicht daran denken, daß der Scherz, den sie alle so oft gemacht, jemals Ernst werden könnte.

„Der arme Wolf Herbord," erwiderte Eckebrecht leise aber mit Nachdruck, „wird sehr glücklich sein, wenn die einzige Frau, welche er je geliebt hat, die seine wird. Seht ihn doch an."

Anne erhob sich seufzend, und ihr Blick flog zu dem Bruder hinüber, der in der That wie ein glücklicher Mann aussah. Er hatte die kleine Christine auf seine Kniee gehoben, und während er sie mit dem einen Arm hielt, hatte er den andern um Käthe geschlungen und erzählte den gespannt lauschenden Kindern eine alte Sage. Der Ausdruck seines Gesichtes zeigte dabei ein so warmes, inniges Gefühl, daß sich Anne gestehen mußte, Eckebrecht könne recht gesehen haben.

Die übrigen waren dem Beispiel der Hausfrau gefolgt und hatten sich erhoben. Dorothea sah nach der Uhr, die an der Wand hing.

„Ich muß wohl in das Schloß gehen," sagte sie zögernd zu Anne, „ich versprach der Base Günderode, wenn es mir möglich sein würde, am Nachmittag einige Stunden mit den Prinzessinnen zuzubringen, um ihr etwas freie Zeit zu verschaffen."

„Darf ich Euch auf den Weg begleiten, Muhme," fragte Eckebrecht beeifert und griff nach seinem Schwert, aber Trott legte ihm die Hand auf den Arm.

„Bleibt doch noch, Malsburg," bat er, „ich selbst werde das Fräulein geleiten und gleich . . ."

„Nein, nein, Ernst Ludwig," wehrte Anne lächelnd, „Du taugst ganz und gar nicht zu solchem Ritterdienst und mußt ihn dem Junker überlassen."

* * *

Die Verwandten gingen, nur wenige Worte wechselnd, die enge belebte Straße des Steinwegs hinab und mancher bewundernde Blick folgte Dorothea, wie sie in mädchenhafter Anmut und Schönheit ruhig neben ihrem stattlichen Begleiter dahinschritt.

Vor dem gewölbten Thore, welches unter dem hohen Wall hindurch zu dem alten Landgrafenschloß führte, blieb sie stehen und bot dem Vetter mit einigen leisen, verlegenen Worten des Dankes die Hand zum Abschied.

„Wenn Ihr erlaubt, Dorothea," erwiderte er mit bewegter Stimme und ohne ihre dargebotene Hand anzunehmen, „so begleite ich Euch in den Schloßhof. Ich weiß nicht, ob ich Euch nochmals aufsuchen kann; denn ich werde wahrscheinlich schon morgen in der Frühe wieder abreiten müssen, und möchte Euch nicht hier vor aller Welt Augen Lebewohl sagen."

Sie sah zu ihm auf, und eine dunkele Röte stieg ihr in die Wangen.

Was sie in des Vetters Augen las, machte ihr Herz schneller schlagen, und nur schweigend nickte sie seiner Bitte Gewährung.

Durch den tiefen dunkelen Thorweg eilte sie rasch vor ihm her und blieb dann wartend stehen, um neben ihm den großen Vorhof zu durchschreiten, der sich zwischen dem Schloß und der Rennbahn dehnte und auf welchem die zahlreichen Gebäude standen, die eine großgeführte Hofhaltung nach den Sitten der Zeit notwendig machte.

Der Platz war mit Kies bestreut, und Kastanien und breitästige Linden spendeten ihm kühlenden Schatten. Er war um diese Stunde nur wenig belebt, und langsam gingen die beiden über ihn hin, bis zu dem nach dem Fluß steil abfallenden Wall, der zu einem kleinen Blumengarten benutzt war.

Unter Bäumen und zwischen blühendem Strauchwerk waren hier Ruhebänke aufgestellt, von denen aus man einen weiten Blick in den tiefer liegenden Schloßgarten, sowie in das weite Thal und auf die fernen Berge genoß.

Dem schönen Morgen war ein schöner Tag gefolgt. Die milde

Luft war von Wohlgerüchen erfüllt, und im leichten Winde schwankten die vollen weißen Blütenfackeln der Kastanien und leuchteten wie Kerzen aus der dunkeln Fülle ihrer Blätterfächer hervor. Gleich Diamanten glitzerten im Sonnenschein die zahllosen Wassertropfen, welche der große Springbrunnen des Lustgartens fort und fort in die Luft warf, und wie Silber glänzten die Furchen, welche die Bahn der Schwäne durch das Wasserbecken eines Teiches zog.

Kein Laut des draußen herrschenden Lebens drang hierher; nur der Gesang der Vögel und das Zirpen der Grillen im Grase unterbrach die Stille. Blau und klar wölbte sich der Himmel über das reizvolle, von den fernen Waldbergen umkränzte Thal, das friedlich wie ein Kind ruhte im Arme der Mutter.

Es war ein Bild, das immer aufs neue fesselte; und wie Eckebrecht am Morgen, so empfand nun auch Dorothea seine zwingende Gewalt.

Sie war bis dicht an den Rand des Walles vorgeschritten, und ein tiefer Atemzug hob ihre Brust, als Eckebrecht neben sie trat und sie es mehr noch fühlte als sah, daß seine liebevollen Augen behütend auf ihr ruhten. Eine Beklommenheit kam über sie, die doch nur Glück war, und als sich des Vetters Rechte leise auf ihre verschlungenen Hände legte, da senkte sie die Lider, und einen kurzen Augenblick stieg der unklare Wunsch in ihr auf, so möchte es immer bleiben. Auch ohne Worte wußte sie nun, daß ihr sehnsuchtsvolles Verlangen erfüllt, und daß Eckebrechts Liebe für immer ihr Eigentum war.

„Dorothea,“ flüsterte da seine Stimme in unterdrückter Leidenschaft dicht an ihrem Ohre, „Dorothea!“

Sie sah zu ihm auf. Ihre schönen Augen standen voll Thränen, aber um ihren Mund lag ein glückseliges Lächeln und gab ihm Antwort auf sein Flehen. Er zog sie näher zu sich heran, und seine Blicke tief in die ihren senkend, fragte er forschend und zärtlich zugleich:

„Du liebst mich, Dorothea?“

Sie sprach nicht, aber sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter. Ihre offen zu ihm aufgeschlagenen Augen sagten alles, was er zu wissen begehrte. Er beugte sich herab und drückte einen langen Kuß auf ihr schimmerndes Haar.

Eine Weile verharrten beide in Schweigen; ein seliges Vergessen war über sie gekommen, und nur allmählich trat die Wirklichkeit wieder in ihre Rechte.

Dorothea richtete sich langsam auf, und ihre Augen fielen auf das Land, das zu ihren Füßen gebreitet war. Zauberhaft schön lag es vor ihr da, und der Gedanke, daß es die Heimat sei, in welcher sie fortan mit Eckebrecht wohnen, leben und wirken wollte, bewegte ihr das Herz.

„Mein liebes, liebes Land," flüsterte sie, fast unwillkürlich dem Ausdruck gebend, was sie erfüllte, und zu dem Geliebten aufsehend, sagte sie:

„Unsere Heimat, Eckebrecht."

Auch er richtete die Blicke hinaus in die Ferne und sagte, ohne Dorothea aus seinen Armen zu lassen:

„Ich habe immer nur ihr gedient und für unsern Glauben gestritten. Dabei habe ich verloren, Dorothea, was unser Volk zu Tausenden verlor: Hab' und Gut, Haus und Hof, Acker, Wiese und Wald; denn meine Güter und Höfe sind zerstört, die Äcker liegen wüst, die Habe ist geraubt, und die Knechte, die mir in Lehnssold stehen, sind vertrieben, entlaufen, gestorben und verdorben. Ich habe kein festes Schloß, hinter dessen sichere Mauern ich rettend bergen konnte, was mein war, und ich vermag Dir nichts zu bieten, als mich selbst und meine treue Liebe. Sie gehört Dir seit manchem Jahre schon und wird Dir gehören, so lange der Atem des Lebens meine Brust bewegt, und darum frage ich Dich, Dorothea: willst Du sie annehmen, willst Du kommen und neben mir sitzen, wenn ich den eingestürzten Herd meiner Heimat wieder aufgerichtet habe, und willst Du dann meine Gehülfin sein bei der Arbeit, die mein irdisches Teil ist?"

„Ja, ich will es, Eckebrecht," erwiderte sie, als er schwieg,

langsam und mit feierlichem Ernst. „Ich will! Aber vorher laßt mich erst die andere Aufgabe erfüllen, die Gott in meine Hände gelegt. Ich habe sie auf mich genommen, als ich es meiner sterbenden Mutter gelobte, den Vater nicht zu verlassen, bevor es Frieden geworden, und Ihr werdet mir gestatten, den geleisteten Schwur treu zu erfüllen?"

„Das sollst Du, Geliebte," rief Eckebrecht rasch, ihre Hände fest gegen seine Brust drückend. „Erst wenn es Frieden ist, will ich Dich mir vom Vater zum Weibe fordern, und auch als solches sollst Du ihm die Tochter sein, die er nicht entbehren mag."

„Aber sie werden noch lange auf sich warten lassen, jene glücklichen Tage, nach denen nun auch ich mit hoffender Sehnsucht verlangen werde," rief Dorothea mit zweifelndem Tone.

„Sie werden kommen, Geliebte, sie werden kommen, und wir werden glücklich sein," rief Eckebrecht mit froher Zuversichtlichkeit dagegen.

„Aber wann?" fragte Dorothea, und sah mit einem Blick zu ihm auf, der ihm deutlicher als Worte sagte, wie ganz sie sein eigen war. „Und ... Eckebrecht ..." setzte sie dann nach kurzem Zögern mit schüchterner Scheu hinzu: „Darf ich Euch einsam lassen, vielleicht noch für Jahre, und doch fordern, daß Ihr mir angehören sollt?"

„Du darfst es, und Du mußt es thun, Dorothea," beruhigte er sie, glücklich lächelnd. „Ich werde nie mehr ganz einsam sein, nun ich weiß, daß Du mir angehörst für Zeit und Ewigkeit."

Er zog sie fester in seine Arme, und als er sich niederbeugte, um ihr tiefer in die klaren Augen zu sehen, streiften seine Lippen ihre Stirn.

„O, Dorothea," rief er erregt, „wenn ich gewußt hätte, wie reich ich von hier gehe, wie gern würde ich gekommen sein, als die Landgräfin mich rief."

„So kamt Ihr nicht freiwillig?" fragte sie betreten.

„Nein," erwiderte er kurz. „Die Regentin ließ mir schreiben,

daß sie mich zu sprechen begehre, und als ich kam, war der einzige Auftrag, den sie für mich hatte, der Befehl, an dem Gastmahl teilzunehmen, welches Prinz Friedrich gestern Abend hessischen Kameraden gab. Als sie mich entließ, geschah es mit einem Gruß für Dich und dem Wunsche, es möchte ferner keine Irrung zwischen uns mehr walten."

Dorothea sah sinnend vor sich hin, und als sie den gesenkten Kopf wieder erhob, spielte ein liebliches Lächeln um ihre Lippen.

„Auch ich kam auf Veranlassung der Landgräfin hierher," sagte sie dann, „und auch an mich stellte sie das Verlangen, mich mit Euch zu vertragen. Ich glaube, Eckebrecht, sie wußte mehr von unsern Herzen als wir selbst. Was hielt Euch nur der Heimat so gar lange fern?"

„Ein Irrtum, Dorothea! ein Irrtum, der nun gelöst ist. Willst Du ihn mir verzeihen?"

„Habe ich ihn zu verzeihen?" fragte sie, und der schelmische Übermut früherer glücklicher Tage breitete sich wie Sonnenschein auf ihrem lieblichen Antlitz aus.

„Darüber sollst Du urteilen, wenn ich ihn Dir gebeichtet habe. Jetzt laß uns nur daran gedenken, daß er gehoben ist! Weißt Du, wann Dein Vater heimkehrt?"

„Heute noch," sagte sie und legte die Hand an die Stirn. „O, Eckebrecht," bat sie dann nach kurzem Schweigen dringend, „der Vater wird mich Euch nicht weigern; denn hochwillkommen seid Ihr ihm als Sohn, aber, ... ich bitte Euch .... begehrt mich nicht zum Weibe, bevor der Frieden geschlossen ..."

„Nein, nein," unterbrach er lächelnd ihre Sorge, er möchte erbitten, was abzuschlagen ihr schwer sein würde; „erst wenn diese Hand frei ist von der Pflicht, den Acker, den sie für Dich bauen soll, mit dem Schwerte zu verteidigen, erst dann will ich kommen, um Dich als mein Weib in die Halle meines Hauses zu fordern, und Du ..."

„Und ich," sagte sie und legte mit glücklichem, zuversichtlichem Lächeln ihre Hand in die dargebotene Rechte, während ihre Augen die seinen suchten, „ich werde Gott bitten, daß er Euch bald das Schwert aus der Hand nimmt und will allzeit getreu der Stunde harren, die mich Euch ganz zu eigen giebt."



Einundzwanzigstes Kapitel.

Wiederum waren Jahre vergangen. In Münster und Osnabrück saßen die Abgesandten der europäischen Mächte zusammen, um über den Frieden zu beraten, und während die Herren in Glanz und Prunk ihre Versammlungen hielten, zogen die Heere und Banden plündernd und raubend durch alle Gaue und Kreise. Sie erschwerten überall die Bemühungen der Landesherren, die Bewohner seßhaft zu machen und zum Bebauen des Bodens zu gewinnen. Eine wahrhaft furchtbare Erschöpfung hatte alle und alles ergriffen, und die Schwierigkeiten, die sich jedem kräftigen Aufraffen entgegenstellten, lähmten den wenigen Mut, der noch vorhanden war. Es galt zunächst nicht nur, den Acker zu pflügen und zu besäen, um nachher reiche Frucht zu ernten, sondern es galt vor allem, die spärliche Samenfrucht auszustreuen, um reichlicheres Korn zur Aussaat zu gewinnen; denn auch, wenn es Frieden geworden, mochten noch viele Jahre vergehen, bevor wieder Ährenfelder in großen Breiten um die Dörfer wogten. Solche Aussicht lähmte den mühevollen Fleiß, zumal die hin und herziehenden Haufen noch immer die Saaten zerstörten und zertraten.

Seit längerer Zeit schon hatte sich diese allgemeine Erschöpfung auch in den Heeren geltend gemacht. Es kam selten

zu einer größern Schlacht, und wenn sie geschlagen wurde, so fehlte dem Sieger die Kraft, den errungenen Vorteil zu verfolgen.

Neuerlich aber hatten sich die evangelischen Stände mit ihren Verbündeten zu größern Anstrengungen aufgerafft. Torstenson war siegreich nach Böhmen und Mähren vorgedrungen, und die französischen Feldherren Turenne, Grammont und Enghien hatten sich, mit den Hessen unter Geiso vereinigt, dem österreichisch-bayrischen Heere unter Geleen, Mercy und Jan de Werth entgegengestellt.

Südlich von der bayrischen Stadt Nördlingen liegt im Thale der Wernitz das Dorf Allerheim, vor einem mäßig steilen, mit einem Schloß gekrönten Berge.

Die seitlich und hinter demselben sich hinziehenden Höhen mit schroff abfallenden Geländen beherrschen das Thal und die nach Norden gegenüberliegende niedere Hügelkette, und dort hatte sich das Kaiserliche Heer eine stark befestigte Stellung gesichert, in welcher es den Angriff der ihm nachrückenden Franzosen und Hessen erwartete.

Um nicht von ihrer Rückzugslinie nach Franken abgeschnitten zu werden, hatten diese auf ungünstigem, abschüssigem Boden ihr leichtes Lager aufschlagen müssen und standen nun, des Vorteils der Artillerie beraubt und nur durch leicht aufgeworfene Schanzen und Gräben gedeckt, in langer Linie dem Feind gegenüber.

Eine trübe, mißmutige Stimmung hatte sich der hessischen Offiziere bemächtigt, die gegen Abend des zweiten August 1645 vor dem Zelt ihres Oberbefehlshabers, des Generals Geiso, sich versammelt hatten. In die Nachhut des äußersten linken Flügels der Aufstellung gewiesen, fühlten sich die Tapfern von ihren Bundesgenossen bei Seite geschoben, und ihr ohnehin geringes Vertrauen zur französischen Führung war noch mehr erschüttert.

Teils auf notdürftig hergerichteten Bänken und Gepäckstücken sitzend, teils stehend oder im Gespräch hin und her schreitend, blickten sie erwartungsvoll dem General entgegen, der aus dem

Kriegsrat im Zelte des Herzogs von Enghien heimkehrend, mit dem General-Kriegskommissar von der Malsburg und dem Major Wolf Herbord von Buchenau soeben langsamen Schrittes den Hügel erstieg. Es war ein heißer Tag. Der General hatte den Hut abgenommen, und sein kühnes wettergebräuntes Antlitz mit den ausdrucksvollen Zügen verriet die Anstrengungen und Sorgen, denen er sich auf seinen Kriegszügen ausgesetzt hatte. Sein blondes Haar war dünner geworden und begann leicht zu ergrauen; in Haltung und Gestalt aber zeigten sich, trotzdem er die Fünfzig bereits überschritten, noch keine Spuren des Alters. Seine Bewegungen hatten sich ihre frühere Frische und Leichtigkeit bewahrt, und auch sein Wesen hatte nichts von der raschen Entschlossenheit eingebüßt, welche seinen Unternehmungen ihre Erfolge sicherte.

Der neben ihm schreitende General-Kriegskommissar war dagegen sichtlich gealtert. Seine hohe Stirn war kahl, und das sich nur noch im Nacken spärlich ringelnde Haar war völlig ergraut. Er war stark geworden, und das Steigen an dem Abhang herauf war ihm trotz des langsamen Schrittes, den seine Begleiter einhielten, beschwerlich, wie sein erhitztes Antlitz zeigte.

Die Unterhaltung der vor dem Zelt versammelten Offiziere verstummte bei Annäherung der Herren. Die Sitzenden hatten sich erhoben, und schweigend in strammer Haltung erwarteten die Obersten und Hauptleute ihren Befehlshaber.

Die Sonne war im Niedergehen. Von den seitwärts stehenden Zelten der Fähnriche, vor denen die großen Fahnen aufgepflanzt waren, schallten die Schritte der gleichmäßig auf- und abgehenden Wachtposten, und deutlich konnte man das Rauschen der schweren Fahnenstoffe vernehmen, in denen der Abendwind spielte, während der Lärm der weiter rückwärts gelagerten Regimenter wie das Brausen eines gewaltigen Stromes durch die Stille des Abends klang.

Vor den Hessen, an dem Thalgelände und auf einer tiefer gelegenen Hügelkette befehligte Turenne den linken Flügel des Heeres, welcher größtenteils aus den alten weimarischen Regimentern des Herzogs

Bernhard bestand, während der Herzog von Enghien mit französischem Fußvolk das Mitteltreffen und der Herzog von Grammont mit seinen Reiterregimentern den rechten Flügel hielt, dessen Nachhut gleichfalls aus französischen Regimentern bestand.

Schweigend hatten endlich der General und seine Begleiter die Anhöhe erreicht, und während Geiso und Malsburg die Anwesenden begrüßten, wurden Weinkrüge und Becher von Knechten herzugetragen und auf einem breiten Baumstumpf aufgestellt, der hier zum Tische dienen mußte.

„Laßt Euch einen kühlen Trunk gefallen, Ihr Herren," lud der General seine Offiziere mit einer freundlichen Handbewegung ein. „Wir haben zwar nicht des Tages Last, aber doch seine Hitze getragen, und können uns allesamt, wie ich vermeine, die Freude gewähren, welche der Wein den Herzen geben soll."

Ein Knecht hatte ihm unterdessen Handschuhe und Wehrgehänge abgenommen, und während Eckebrecht von der Malsburg einem Oheim den gleichen Dienst leistete, fragte Prinz Ernst von Hessen, der als Oberstleutnant ein Reiterregiment anführte:

„Wie ist es, Euer Gestrengen, werden wir eine Schlacht haben?"

„Wir werden heute Abend spät nochmals einen Kriegsrat halten, an dem auch die Obersten der deutschen Regimenter teilnehmen sollen," antwortete Geiso. „Enghien und Grammont möchten angreifen und die Feinde aus ihrer festen, verschanzten Stellung herauslocken; jedoch Marschall Turenne widerrät es, und die Herren konnten sich nicht einigen."

„Der Marschall hat recht," sagte der General-Kriegskommissar. „Ein Angriff muß Opfer kosten, die der Erfolg nicht wert ist."

„Aber wozu wären wir denn alsdann hierher gezogen?" fragte Geiso heftig! „Wir müssen schlagen und siegen! Es ist notwendig für uns, einen Sieg zu gewinnen, der uns Geleen und Mercy ein wenig vom Halse hält; dann müssen wir eilig nach Hessen zurück und Marburg nehmen, bevor es Melander gelungen ist, den

Kaiser zu einer Hülfe für den Landgrafen Georg aufzurütteln. Es ist unklug, dem, was sein muß, noch länger aus dem Wege zu gehen."

„Habt Ihr denn gar keine Scheu, den Krieg uns abermals ins eigene Land zu tragen, Geiso?" fragte Malsburg seufzend.

„Nein, gar keine," entgegnete dieser fest. „Eine tiefe Wunde ist leichter zu verbinden, als zwanzig kleine, welche bluten, und allein der Besitz von Marburg ermöglicht es uns, in Münster leidliche Friedensbedingungen zu erhalten."

Prinz Ernst lachte laut.

Er hatte sich neben den General-Kriegskommissar auf einen der umherstehenden Schemel gesetzt und zeichnete mit der Spitze seines Degens Figuren in den aufgeschütteten Sand.

General Geiso sah nach ihm um.

„Erscheint Euch meine Ansicht so gespaßig, gnädiger Herr?" fragte er scharf.

„Ich will es Euer Gestrengen nicht verleugnen," erwiderte der Prinz, „denn wenn Ihr wüßtet, womit die Herren in Münster ihre Zeit hinbringen, so würdet Ihr von dort nichts erwarten."

„Ich weiß es, daß sie sich mit elenden Rangstreitigkeiten in den Haaren liegen und unsern Gesandten dort so gut, wie früher in Regensburg und Frankfurt, den Zutritt weigerten," sagte Geiso finster. „Um so mehr aber müssen wir uns beeilen, in Besitz zu nehmen, was wir nicht entbehren können."

„Man hat sie aber jetzt zugelassen," sagte Malsburg begütigend, „und ich meine, wir sollten abwarten, ob es den vielen wohlmeinenden, ernsten Männern, die dort beisammen sind, nicht doch noch gelingt, uns einen billigen Frieden herbeizuschaffen."

„Was versteht Ihr unter einem billigen Frieden, Herr Otto?" fragte der Prinz.

„Die Zuerkennung von Marburg und Schmalkalden," erwiderte der General-Kriegskommissar. „Gerechte Richter können es uns nicht weigern."

„Gerechte Richter!“ rief der Oberst von Uffeln verwundert und reichte den Becher, den er geleert und neu gefüllt hatte, Malsburg hin. „Donnerwetter, Otto, Ihr habt noch guten Glauben an diese Tugend, wenn Ihr vermeint, Marburg und das alte Schmalkalden würde uns um der Gerechtigkeit willen zugesprochen werden! Es ist schon verflucht lange her, daß es uns gehört hat; der Landgraf hat in seine Abtretung einwilligen müssen, der Kaiser hat dieselbe bestätigt und Stadt und Land dem Darmstädter Herrn für treue Dienste zuerkannt. Wir werden lange warten können, ehe wir es zurückbekommen.“

„Aber es war die schmählichste Ungerechtigkeit, die jemals an einem Lande begangen, und zu der ein edler, friedliebender Fürst gedrängt wurde,“ rief der General-Kriegskommissar; „man muß sie gut machen, wenn der Frieden ein gerechter sein soll.“

„Wie wir die Sachen ansehen, Oheim,“ sagte Eckebrecht, der hinter Malsburgs Schemel stand, ruhig und bescheiden.

„Wenn wir es uns nicht nehmen, werden wir es niemals bekommen,“ sagte Uffeln. „Oder könnt Ihr Euch einen Frieden ohne Marburg denken, Otto?“

„Einen Frieden ohne Marburg?“ rief dieser entrüstet. „Wie könnt Ihr solches von mir meinen? Lieber Krieg bis ans Ende der Welt, als Marburg aufgeben.“

„Na, seht Ihr wohl, Herr General-Kriegskommissar,“ sagte der alte Oberst Franke, der herzugetreten war, „daß Ihr trotz Eurer Friedensliebe denkt, wie wir alle. Ich sage Euch: das Oberfürstentum ist's, um das es sich handelt; mögen dann meinetwegen alle Eroberungen in Westfalen, am Rhein und in Franken wieder zum Teufel gehen. Was soll uns das fremde Volk, das nicht unseres Blutes ist? Im Krieg waren uns ihre guten Quartiere fein nütze; im Frieden können wir aber Fremde nicht unter uns gebrauchen.“

„Hoho, Oberst Franke,“ rief der Oberstwachtmeister von Rauchhaupt, der das blaue Reiterregiment befehligte. „Eure Worte sind nicht gerade höflich gegen einen, der doch auch seine

Haut zu Markte trägt, und Ihr verheißt denen schlechten Lohn, die Euch ehrlich dienen."

„Ihr habt Euch der hessischen Fahne gelobt, weil es Euch gut dünkte," erwiderte der Angerufene gleichmütig mit den Schultern zuckend, „und Ihr könnt Euch von ihr lösen, sobald es Euch paßt. Ein Hesse seid Ihr dadurch nicht geworden! Ich werd's Euch nicht verübeln, wenn es Euch nicht unter uns behagt; selten finden Fremde Gefallen an unserer Art."

„Ich sagte Euch schon einmal, Herr Oberst, daß Ihr unhöflich seid," rief Rauchhaupt aufgebracht.

„Habe nicht die Absicht, es zu sein," entgegnete Franke ruhig. „Ihr sagt ja draußen im Reich, daß wir Hessen schweren Vertrages seien, nehmt's meinetwegen als Beweis dafür und laßt mich ungeschoren."

„Rauchhaupt wollte etwas erwidern, aber der Prinz rief den alten Oberst, an dem er ein besonderes Wohlgefallen hatte, zu sich heran, und sprach leise mit ihm.

„Es wird ein schlimmer Tanz werden," hörte Eckebrecht ihn sagen.

Der Oberst war weiter vorgetreten, und die Augen mit der Hand beschattend, sah er scharf nach den jenseitigen Höhen, von denen die Geschütze auf den Schanzen in der Abendsonne blitzend herüberleuchteten.

„Die Bayern sollen nach Bericht der Kundschafter die Mitte und den linken Flügel neben Schloß Allerheim besetzt halten, während Geleen mit den kaiserlichen Völkern uns gegenüber steht", sagte der Oberst, sich wieder rückwärts wendend. „Jan von Werths schwere Reiter stehen rechts und werden dem Herzog von Grammont zu schaffen machen."

„Wir werden überhaupt einen schweren Stand haben," antwortete der Prinz.

„Die Ehre des Tages wird uns aber bleiben," sagte der Alte zuversichtlich. „Wir müssen heute Abend einmütig für den Angriff

stimmen. Die Truppen wollen an den Feind, und es ist schädlich, ihrer Kampfslust Zügel anzulegen."

Der Prinz winkte Eckebrecht zu sich heran, der in der letzten Zeit den Dienst beim General Geiso versah.

„Ist es wahr," fragte er ihn, „daß der Troß den Befehl erhalten hat, sich zum Aufbruch nach Hessen bereitzuhalten?"

„Der Befehl, kein festes Lager aufzuschlagen, wurde gleich gegeben," erwiderte Eckebrecht, „und heute Morgen wurde dem Profoßen die Weisung gesandt, stündlich zum Aufbruch bereit zu sein, ob aber nach Hessen, ist mir nicht bekannt."

„Der General ist kein Freund des Trosses und hält ihn sich gern so weit wie möglich vom Leibe," sagte Franke.

„Das möchte jeder Befehlshaber gern thun, wenn er zu entbehren wäre," bestätigte Eckebrecht, „aber da ist keine Abhülfe möglich."

„Möchte wirklich wissen, warum nicht," brummte Franke. „Wenn die Herren ernstlich wollten und mit sich anfingen, könnte viel Erleichterung geschafft werden. Wozu dient es, daß die Frauen hinter ihren Männern herziehen; wäre es nicht für beide Teile besser, sie blieben daheim?"

„Ihr meint ernstlich, der Soldat könne und solle jahrelang ohne Weib auskommen?" fragte Eckebrecht verwundert. „Wer sollte für ihn sorgen, sich seiner annehmen, wenn er verwundet wird oder krank liegt, und was sollte ihn an ein Heim binden? Nein, Herr Oberst, ich glaube, daß der Rest von Familiensinn, der noch vorhanden ist, sich allein dadurch erhielt, daß die Weiber ihren Männern gefolgt sind, und daß den Kindern das Gefühl der Zugehörigkeit zu den Eltern damit verbleibt."

„Wer spricht denn von den Soldatenweibern," brummte Franke unwirsch. „Mit ihnen braucht man nicht viele Umstände zu machen, und bereiten sie einmal Ungelegenheiten, so gewähren sie auch wieder hundertfache Hülfe. Kommen sie mal mit ihrer Brut von den Regimentern ab, je nun . . . sie finden sich auch wieder herzu; ihretwegen wird kein Halt befohlen. Aber di

vornehmen Damen sind's, die mit ihren Kisten und Kasten voll Flitterkram die Schwierigkeiten machen. Die schönsten Pferde, die größten Wagen und die besten Mannschaften werden zur Fortschaffung und Bewachung des verfluchten Tandes beansprucht. Warum bleibt die Herzogin von Grammont nicht in Paris? Nach dem Gemahl schaut sie doch nicht um, und wenn sie anderem jüngern Volk die Köpfe verdrehen will, so mag sie das jenseit des Rheines thun; deutsche Männer sind zu gut für solche luftige Damen."

„Die schöne Frau versuchte es wohl, Euch mit ihrer Gunst zu beehren, Herr Oberst?" neckte Prinz Ernst.

„Ih so sollte doch gleich . . ." fluchte der Oberst, sich mit der Hand in die langen grauen Haare fahrend. „Ich wollte es solchem welschen Frauenzimmer nicht raten, ihre Augen zu einem ehrlichen Hessen zu erheben!"

Der Prinz und Eckebrecht lachten über den Zorn des Alten; er ließ sich jedoch dadurch nicht stören.

„Wenn es uns nicht selbst die größten Ungelegenheiten machen würde, so wünschte ich, es erginge der schönen Frau Herzogin, wie es Torstensons Gemahlin vor Jankau in Böhmen erging; die dort mitsamt ihrer ganzen kostbaren Bagage den Bayern und Kroaten in die Hände fiel," sagte er.

„Es wäre kein ganz übler Wunsch, Herr Oberst; Ihr solltet ihn an das Schicksal thun," lachte Prinz Ernst. „Ich könnte dann vielleicht hier die Ehre haben, die dort meinem Bruder Fritz zu teil wurde, der die hohe Frau heraus hieb."

„Würd's Euch gewaltig verdenken, Fürstliche Gnaden, wenn Ihr Euch um solche Frau solche Mühe machtet. Laßt die Herren Franzosen ihr Leben für ihre Weiber einsetzen," murrte der Alte ingrimmig.

„Aber Ihr vergeßt, Herr Oberst, daß das Unglück jener Dame dem Heere damals zum Glück gereichte," mischte Buchenau sich ein, der schon länger herzugetreten war. „Die Raubsucht ihrer Truppen wurde den Kaiserlichen damals verhängnisvoll.

Mit Hülfe von Prinz Friedrichs hessischen Reitern gelang es Torstenson, sie zu umzingeln, und sein Sieg war so vollständig, daß ja sogar der Kaiser in Prag sich nicht für sicher hielt und nach Regensburg flüchtete, weil ihm der Weg nach Wien abgeschnitten war."

„Und welch ein Gewinn war jener Sieg für die evangelische Sache!" rief Eckebrecht aus. „Wer weiß aber, ob er ohne den Flitterkram der Marschallin Torstenson jemals erfochten wäre?" setzte er lächelnd hinzu, „Ihr seht also, Herr Oberst, es ist nichts so vom Übel, daß es nicht doch auch sein Gutes hätte."

Den Hügel herauf kam ein Offizier aus der Umgebung des Herzogs von Enghien und überbrachte dem General ein Schreiben des Oberbefehlshabers. Die Einladung Geisos, sich seines Wehrgehänges zu entledigen und einen Becher Weines zu trinken, hatte er mit der Entschuldigung großer Eile dankend abgelehnt und war wartend seitwärts getreten, um den General beim Lesen des Briefes nicht zu stören.

Eine freudige Bewegung lief über die ausdrucksvollen Züge des alten Soldaten, und mit heiterer Miene wandte er sich, als er die Lesung des Schriftstückes beendet, zu dem Offizier um.

„Sagt Seiner Excellenz, Herr Leutnant, daß mir nichts Lieberes werden konnte, als die Nachricht, welche Ihr mir soeben überbrachtet, und daß es keiner Entschuldigung wegen des abgesagten Kriegsrates bedurfte. Mein Kriegsvolk wird zu jeder Stunde bereit sein, Seiner Excellenz Befehle auszuführen und seine Schuldigkeit zu thun. . . . Ich hoffe zuversichtlich, mir von der Ehre des morgenden Tages meinen Teil zu holen, . . wenn ich auch in die Nachhut verwiesen bin," setzte er nach kurzem Schweigen mit einem spöttischen Lächeln hinzu.

„Seine Excellenz der Herzog von Enghien wird morgen mit Tagesgrauen den Feind angreifen," wandte sich der General dann mit lauter Stimme an seine hinter ihm stehenden Obersten und Offiziere. „Er befiehlt, uns bereitzuhalten, um in das Gefecht

eingreifen zu können, sobald er es verlangt. Ihr Herren hörtet, was ich in Euer aller Namen versprach."

Laute Rufe der Zustimmung wurden ihm von allen Seiten, und während die hessischen Herren näher zu ihrem General herantraten, um weitere Weisungen zu empfangen, entfernte sich der Franzose nach höflich getauschtem Abschiedsgruß.

* * *

Der Morgen des dritten August graute kaum, als es auf der ganzen Linie der Verbündeten schon lebendig geworden war. Von allen Seiten schallten aus dem französischen Lager Trompetenzeichen und Trommelwirbel herauf, und die aufgehende Sonne beleuchtete überall die zum Angriff sich bereitenden Regimenter. Auch General Geiso hatte die ihm gewordene Weisung befolgt und seine vierzig Fähnlein Fußvolk, die aus dem weißen, dem rotbunten, blauen, schwarzen, braunen und grünen Leibregiment bestanden, mit zwei Reiterregimentern, die den äußersten linken Flügel bildeten, eine durch Bodensenkungen gedeckte Aufstellung nehmen lassen, während die Reiter des Prinzen Ernst und der Obersten von Uffeln und Franke vor seiner Mitte hielten.

Er selbst hatte mit dem Major von Buchenau und mehreren andern Offizieren eine Anhöhe erstiegen, von welcher aus man das langgestreckte Thal und die feindliche Aufstellung fast ganz übersehen konnte. Soldaten waren daselbst unter Aufsicht eines Rottmeisters soeben bemüht, ein großes Fernglas auf einem Gestell zurechtzulegen.

Der General nickte den Leuten freundlich zu.

„Schon etwas zu sehen, Rottmeister?" fragte er.

„Mehr zu hören, Euer Gestrengen," antwortete der Mann. „Die Herren Bundesgenossen machen einen Lärm bei ihrem Aufbruch, als gälte es, die Schanzen beim Feinde einzublasen."

„Rührt sich's bei diesem?" fragte der General, ohne auf die Bemerkung des Mannes zu achten.

„Das Dorf ist stark besetzt, und auch um die Geschütze

herum hantiert viel Mannschaft; mehr ist nicht zu erkennen."

Das Fernglas war aufgestellt, und die Leute gingen zurück; andere Knechte führten die Pferde der Offiziere herauf und banden sie an die weiter rückwärts stehenden Bäume, in deren Schatten sie sich lagerten, nachdem für den General und die andern Herren einige Sitze bereitet waren.

Die Sonne war noch nicht hoch heraufgestiegen, als unten im Thal die ersten Schüsse fielen und aus einem kleinen Gehölz hervorbrechend, der Herzog von Enghien selbst seine Truppen gegen das befestigte Dorf vorführte, in welchem Mercy befehligte und den Angriff mit Ungestüm zurückschlug.

Von der Anhöhe, auf welcher Geiso mit seinen Begleitern stand, war das Gefecht leicht zu übersehen, und mit begreiflicher Spannung hatten die Herren, ohne viel Worte dabei zu wechseln, die Vorgänge verfolgt.

Enghien hatte sein Fußvolk in dicht zusammengedrängten Haufen im Eilschritt vorgeführt, und erst, als der eigentliche Angriff begann, hatten sich die Regimenter in längern Linien auseinandergezogen.

„Er hat viel zu wenig Volks bei sich," brummte Geiso, der aufmerksam durch das Glas gesehen; „wie Teufel kann der Herzog meinen, mit so geringem Haufen das Dorf zu nehmen."

„Jetzt weicht er zurück," rief Buchenau, der etwas weiter nach vorn stand und ebenfalls hinabsah.

„Er wird versuchen, den Feind herauszulocken," mutmaßte der General.

„Nein, nein," sagte nach einer Weile einer der andern Offiziere, „der Herzog weicht wirklich zurück und scheint beträchtliche Verluste erlitten zu haben."

„Bei Gott, er geht zurück," rief Geiso, knirschend vor Ungeduld. „Na, es wird ihm nicht leicht sein, die Fähnlein wieder heranzubringen; denn die Herren Franzosen lieben es nicht, zum zweiten Male anzubeißen, wo sie schon einen Zahn verloren."

„Seht dorthin, Herr General," rief Buchenau dem Befehlshaber zu und zeigte nach links. „Seht nur, dort bricht Turenne hervor. Zum Kuckuck auch, sie konnten den Kaiserlichen eine harte Nuß zu knacken geben, wenn sie zusammen vorgingen. Jetzt hat er leichtes Spiel!"

„Bei Gott, Geleen läßt sich verlocken und kommt aus seinen Verschanzungen heraus," rief Geiso, vor seinem Fernrohr stehend, mit lautem Lachen. „Wahrhaftig, ich hätte dem Kaiserlichen Feldherrn mehr Klugheit zugetraut; er saß ja sicher genug unter seinen Geschützen."

„Und der Herzog von Enghien geht auch wieder vor," rief einer der andern Offiziere. „Er hat seine Linien verlängert und scheint sich mit Turenne vereinigen zu wollen."

Während man so von oben die einzelnen Vorgänge der Schlacht beobachten konnte, wogte diese im Thale in furchtbarem Gemetzel unentschieden hin und her. Die Bayern hatten unter Mercy den Angriff Turennes mehrmals siegreich zurückgeschlagen; da hörte mit einem Male ihr mutiges Vorgehen auf, das Gefecht kam zum Stehen, und es gelang Enghien, die Feinde an einzelnen Punkten soweit zurückzudrängen, daß er Brandfackeln in das Dorf konnte werfen lassen, deren Wirkungen aber sofort erstickt wurden.

„Es sieht aus, als hätten die Bayern ihren Anführer verloren," sagte Geiso zu Buchenau, der neben ihm stand. „Sie gehen ungleich, bald voran, bald rückwärts, wie in Ratlosigkeit verfallen."

„Es wäre ein Glück für uns," gab Buchenau zur Antwort, als ihm der General mit einem Wink der Hand den Platz vor dem Fernglas freigab. „Mercy ist der tüchtigste General, den unsere Gegner haben; denn Jan von Werth ist mehr Soldat als Führer." Er trat an das Glas und blickte längere Zeit hindurch, die Richtung desselben mehrmals verändernd. „Es scheint, wie Ihr sagtet, Gestrenger Herr," fuhr er sich wieder in die Höhe richtend fort, „aber seitwärts stürzt sich eben Jan de Werth

mit seinen schweren Reitern gegen unsern rechten Flügel, und ich fürchte . . ."

Er sprach nicht ganz aus, was er fürchtete. Die übrigen Anwesenden hatten sich um ihn her gedrängt und sahen nach der angedeuteten Richtung, aus welcher jetzt Schießen und Lärm heraufschallte, die aber von Staub und Pulverdampf wie in Nebel gehüllt war.

Geiso hatte wiederum länger durch sein Glas gesehen, und da er schwieg, hielten sich auch die andern Meinungen zurück. Endlich wandte er sich herum, und mit der Hand nach rechts deutend, sagte er mit einer Ruhe, die seltsam gegen seine vorhinnige Erregung abstach:

„Die Sache da drüben wird übel ablaufen, meine Herren. Grammonts leichte Reiter können solchen Anprall unmöglich aushalten; sie werden niedergeritten und versprengt sein, bevor eine Stunde vergangen ist. Ich denke, wir können uns bereithalten, einzugreifen."

Er winkte einige der Offiziere heran und gab ihnen Aufträge, zu deren Ausführung sich dieselben schleunig hinwegbegaben.

Und in der That schien sich des Generals Vorhersagung zu erfüllen. Kaum eine halbe Stunde war verflossen, als von der Höhe herab, auf welcher der hessische Befehlshaber hielt, Freund und Feind nicht mehr zu unterscheiden war. Unaufhörlich krachten die Schüsse hin und her, vor und rückwärts wogten die Haufen im wilden Handgemenge durcheinander, und man vermeinte, die Erde erzittern zu fühlen unter dem Stampfen der Rosseshufe.

Grammonts Regimenter hatten tapfer Stand gehalten, aber die bayrischen Reiter hatten ihren Widerstand furchtbar gebrochen, und als der Pulverdampf und aufgewühlte Staub sich langsam verzogen, sah man deutlich, daß ganze Reihen niedergeritten und geworfen waren. Die Nachrückenden hatten sich voll Schrecken gewandt, und im wilden Sturmritt verfolgten Werths entfesselte, zügellose Scharen die Fliehenden.

„Dort ist das Opfer uns nicht nutzlos gewesen," sagte nach

langer Stille Buchenau hochaufatmend. Er hatte den Reiterangriff mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt und zeigte nun mit der Hand nach der Gegend, wo noch vor kurzem die Harnische von Grammonts Reitern geblinkt, und wo jetzt nur undeutliche Bewegungen am Boden, sowie herrenlos herumlaufende Pferde erkennen ließen, daß Tote, Niedergerittene und Verwundete allein das Schlachtfeld deckten.

„General Werth hat sich auf Grammonts Verfolgung begeben," nickte Geiso, „und wird, wie schon gar manchesmal, durch seinen Übereifer den Tag verlieren."

„Zu solcher Verlockung, meine ich, sind die leichten französischen Reiter doch ganz vortrefflich," erwiderte Buchenau. „Sie fliegen auf ihren kleinen raschen Pferden die Berge förmlich hinauf und hinab. De Werths schwere Tiere werden erliegen, bevor sie nur einen einzigen der Franzosen eingeholt haben."

„O ja," sagte Geiso mit einem spottenden Lachen. „Zu fliehen verstehen die Herren Franzosen mit Ungestüm. Auch tapfer darauf los ist ihre Art, tüchtig zu kläffen und Zähne zu fletschen, aber bei Leibe sich nicht verbeißen; denn das erschwert das Rückwärtswenden, und darin erweist sich die hochgepriesene französische Kriegskunst, am meisten. Sie ist auch sehr gut, wenn man einen Hitzkopf wie Jan von Werth vor sich hat, aber Mercy und Geleen lassen sich so nicht verlocken. Gegen sie muß sich geschlagen werden, und seht doch hinunter, ob das aussieht, als hätten die Franzosen Lust dazu? Sie sind überall zurückgewichen, und das Dorf mitsamt der festen Stellung zur Seite ist noch unversehrt in Händen der Kaiserlichen."

Trommelwirbel und Trompetenrufe, welche die Regimenter zum Sammeln aufforderten, drangen herauf.

„Zum Henker, was soll denn das heißen?" rief Geiso zornglühend und trat weiter voran. „Turenne und Chabot räumen unter uns ganz und gar das Feld, und auch Enghien ist zurückgegangen. Will man etwa die Schlacht verloren geben, bevor man uns vergönnte, einzugreifen."

Auf schweißbedeckten Pferden kamen in diesem Augenblick Prinz Ernst und Eckebrecht von der Malsburg die Anhöhe heraufgesprengt, an deren Fuß ihre Regimenter in der Vorhut lagen.

„Wollen Euer Gestrengen uns nicht den Befehl zum Vorrücken erteilen?“ rief der Prinz dem General schon von weitem entgegen. „Es steht so gefährlich um die Franzosen, daß die Schlacht verloren geht, wenn wir jetzt nicht eingreifen, und die Regimenter bitten deshalb Euer Gestrengen um die Erlaubnis, die Ehre des Tages retten zu dürfen.“

„Ich bin hier nicht Oberbefehlshaber, Durchlaucht,“ erwiderte Geiso streng, mit finster zusammengezogenen Brauen, „und bevor der Soldat kämpfen lernt, muß er gehorchen können! Ich lernte es als Jüngling schon in der harten, ernsten Schule des Oraniers, und niemand soll sagen, daß ich im Alter es vergaß! Ich habe den Befehl, hier zu stehen, bis man uns zum Angriff ruft, und ich werde Gehorsam leisten.“

„Es wird zu spät sein, wenn wir zaudern, und nachher werden wir nutzlose Opfer bringen müssen,“ rief der Prinz erregt.

„Aber wir werden unsere Schuldigkeit gethan haben, Fürstliche Gnaden. Blinden Gehorsam muß der Untergebene seinem Kriegsobersten leisten, gnädiger Herr, sonst geht noch mehr verloren als nur eine Schlacht,“ entgegnete Geiso mit einem langen bedeutungsvollen Blick auf den jungen Fürstensohn; dann wandte er sich ab. „Was bringt Ihr mir, Eckebrecht?“ fragte er diesen, der seitwärts hielt.

„Oberst von Uffeln läßt melden, daß nach den Aussagen einiger bis zu unserer Vorhut zurückgewichenen Franzosen Marschall Turenne lebensgefährlich verwundet ist, und daß der linke Flügel unter Chabot in Unordnung vor Geleens Kroaten zurückweicht. General Geleen selbst ist in französische Hände geraten. Mercy soll tot sein, seine Bayern aber verteidigen das Dorf mit unerschütterter Tapferkeit, und wie es scheint, verweigern Enghiens Fußregimenter ein nochmaliges Vorgehen.“

„Kann auch nur im französischen Heere vorkommen,“ brummte

Geiso ingrimmig vor sich hin; dann sah er auf. „Sagt dem Oberst, daß ich ihm für seine Nachricht danken lasse. Ungefähr so habe ich mir die Lage gedacht. Er soll die Leute aufsitzen lassen und die Regimenter bereithalten, bis jetzt . . .“

Bevor er ausgesprochen, tauchte ein französischer Offizier auf schaumbedecktem Pferde aus dem abwärts liegenden Gehölze auf.

„**Avancez, mon Général,**“ rief er mit lebhaftem Winken der Hand schon von weitem dem Befehlshaber zu, der sich nicht von seinem Platze bewegte und nur den Knechten hinter sich ein Zeichen gab, die Pferde vorzuführen. „**avancez de suite avec toutes vos troupes, il n'y a pas le moindre temps à perdre!**“

„Dachte ich mir,“ nickte Geiso, sich gleichmütig aufs Pferd schwingend und mit ruhiger Miene die weitern Aufträge des inzwischen Nähergekommenen empfangend.

„Der Herzog wird sehen, daß wir an der angewiesenen Stelle angreifen werden, bevor Ihr zurück seid, Herr Capitain,“ sagte er laut in deutscher Sprache und grüßte den Franzosen mit einer höflichen Senkung des Degens, den er aus der Scheide gezogen hatte. „Meine Hessen werden ihre Schuldigkeit thun, auch wenn sie vielleicht nicht mehr retten können, was verloren ist,“ setzte er hinzu.

Dem Capitain war bei des Generals letzten Worten die Röte des Zornes ins Antlitz gestiegen, aber Geiso hatte zu ruhig und zu höflich gesprochen, um ihm eine Erwiderung zu erlauben. Mit einem artigen Gruß wandte er daher sein ermattetes Pferd, aber seine halblaut geflüsterten Worte: „**gros lourdaud allemand**“ hatten des Generals Ohr erreicht.

„**Merci, Monsieur le Capitaine,**“ rief er lachend in französischer Sprache dem Offizier zu. „**Voilà le titre, dont je suis ambitieux et j'espère que les ennemis me le rendent aussi. Ils vous trouvent toujours très-poli.**“ . . . „Ich muß das dem Herrn in seiner eigenen Sprache sagen, um nicht mißverstanden zu werden,“ nickte er gut gelaunt dem Prinzen Ernst zu und

gab seine weitern Befehle mit einer Ruhe, als handele es sich um einen Spazierritt.

* * *

Wenige Minuten später hielt der General vor den aufmarschierten Regimentern seines Fußvolkes, die er selbst zum Angriff führen wollte. Mit wenigen kurzen Worten hatte er den Obersten ihre Weisungen gegeben und sich dann an die Truppen selbst gewandt:

„Es steht schlimm da unten," rief er mit lauter Stimme in die Reihen und zeigte mit der Spitze seines Degens nach der Gegend, aus welcher der Kanonendonner und das Knattern der Musketen unaufhörlich heraufklang. „Der Franzmann vermag sich des gegen ihn andrängenden Feindes nicht mehr zu erwehren und kann dessen feste Stellung nicht nehmen. Laßt uns ihm zeigen, was wir können! Es gilt, voranzugehen, meine Jungen, und es giebt kein Rückwärts! Habt Ihr mich verstanden?"

Ein lautes Hurrah aus allen den rauhen Kehlen der narbigen, bärtigen Männer war die Antwort, und ohne Zögern folgten sie stürmenden Laufes ihrem kühnen Führer thalab.

Ihnen voran waren schon die Reiterregimenter des Prinzen Ernst, Uffelns und Frankes gegen den noch ganz unversehrten rechten Flügel der Kaiserlichen angestürmt, und unaufgehalten von den ihnen entgegengesandten Geschützkugeln, drangen sie über den von Turenne verlassenen, blutigen Boden vor, um zuerst die stark mit Geschützen besetzte Anhöhe zu nehmen, welche das Dorf seitlich deckte.

Der Lücken nicht achtend, welche die Geschosse rissen, immer wieder die Reihen über den Leibern ihrer gefallenen Kameraden schließend, brauste die tapfere Schar voran. Schon war dem Prinzen Ernst ein Pferd getötet worden, und er hatte eben erst wieder die Seite des immer vorwärts dringenden Oberst von Uffeln erreicht, als sein zweites Pferd getroffen stürzte und nun die ganze folgende Reiterschar über ihn hinwegstürmte, so daß er von den Hufen

der eigenen Rosse verwundet und fast zertreten, die Spitze seines Regiments erst wieder erreichte, nachdem es Uffeln schon gelungen war, die Anhöhe zu erstürmen, die Mannschaften der Geschütze in die Flucht zu jagen und den Platz zu erobern.

Mit dem Stolze des Siegers im Auge, hielt der tapfere Reiteroberst neben einer der Kanonen auf der Höhe, aber nur mit trauernder Miene empfing er den lauten Zuruf des heransprengenden Prinzen; denn in seinen Armen hauchte eben Oberst Franke, sein alter Kriegskamerad und treuer Freund, den letzten Seufzer aus. Mit seinem Leben hatte derselbe die Eroberung des ersten Geschützes erkauft. —

Inzwischen war es auch dem General Geiso gelungen, mit dem Fußvolk an das Dorf heranzukommen. Von zwei Seiten von feindlichem Feuer begrüßt, stürmten die Fähnlein, der ungeheuern Verluste nicht achtend, voran. Geisos Zuruf: „es giebt kein Rückwärts“, tönte in aller Ohren, und nicht ohne Sieg und Ehre von dem Feind zu kommen, der jeden Fußbreit Erde mit Blut verkaufte, war das brennende Verlangen jedes einzelnen. Die Haufen bedurften nicht mehr der anfeuernden Zurufe ihrer Führer; keine Hecke, kein Graben, noch sonst ein Hindernis vermochte sie dauernd aufzuhalten. Mit den Kolben ihrer langen Gewehre trieben die Musketiere die Feinde von den aufgeworfenen Schanzen hinunter und vor sich her, nicht achtend, daß ihr Fuß über Leichen und durch Blutlachen schreiten mußte.

Erst vor dem Kirchhof des Dorfes, welchen die Bayern unter den Befehlen des Herzogs von Holstein verzweiflungsvoll verteidigten, kam das Gefecht zu kurzem Stillstand, bis es Eckebrecht von der Malsburgs Fähnlein unter dem Beistand der vom Feinde zuvor eroberten Geschütze gelang, den Widerstand zu brechen, die hier hinter der Mauer gelagerten Schützen zu vertreiben und dieselbe zu erklimmen. Es blieb vergeblich, daß der Herzog frische Truppen herzuführte; es gab kein Rückwärts für die Hessen, die in immer größerer Anzahl hereindrangen. Schon hatten die Bayern im raschen Zurückweichen den rettenden Aus-

gang fast erreicht, als hier Geiso mit seinem weißen Regiment erschien und so den tapfern Feind in seine Gewalt zwang.

Es war ein glänzender Sieg. Von dem Kirchturm und allen Schanzen der eroberten Höhen flatterten die hessischen Fahnen lustig im Winde. Keine einzige war verloren gegangen, aber viele ihrer Träger hatten die Rettung dieses Heiligtumes mit ihrem Blut und Leben bezahlt.

Von der hohen Mauer weithin sichtbar, wehten die Falten der blauen Fahne, die Johannes Roen seit manchem Jahre in manchem blutigen Strauße getragen, aber vergeblich suchten Wolf Herbords Augen den treuen Freund, wie er hochaufgerichtet zu stehen pflegte, den Arm um den Schaft seiner Angetrauten geschlungen. Lang ausgestreckt lag er am Fuße der Mauer, mit dem Haupte auf einem der niedrigen Grabhügel ruhend, das mit fahler Todesblässe bedeckte Antlitz seiner Fahne zugewandt, und aufmerksam schien sein Ohr dem leisen Raunen des schweren Seidenstoffes zu lauschen, der ihm von vielen Tagen des Streites und von vielen Nächten stiller Wacht erzählen mochte. Eine sanfte Ruhe war über seine männlich schönen Züge gebreitet, und mit leuchtendem Glanze suchten seine weitgeöffneten blauen Augen hinauf in die Ferne des Himmels zu dringen.

Er schien die nahenden Schritte Wolf Herbords nicht gehört zu haben. Erst als dieser, sich über ihn beugend, mit schmerzerfüllter, zärtlicher Stimme ihn beim Namen rief und seine erkaltende Hand faßte, wandte er mühsam das Haupt, und über sein totenblasses Antlitz flog der Schimmer herzlicher Freude.

Er versuchte zu reden, aber nur einige unverständliche Laute kamen über seine Lippen.

Buchenau kniete nieder. Sanft wie eine Mutter schob er den Arm unter die Schultern des Freundes, und lauschend auf die mühsamen Atemzüge des Sterbenden, bettete er dessen Haupt an seiner Brust.

Die etwas aufgerichtete Lage schien diesen zu erleichtern;

die Züge belebten sich etwas mehr, und die Augen suchten die Blicke des Freundes.

„Ich," flüsterten dann seine Lippen nach geraumer Weile mit Anstrengung, „ich . . . werde den Frieden . . . nicht sehen . . . aber ich habe den Sieg gesehen . . ."

„Und wir werden den Frieden gewinnen, welchen uns auch Dein Blut erkaufte, Johannes," sagte Wolf Herbord mit sanfter, tröstender Stimme, den Gedankengang des Freundes erratend.

„Der Frieden des ewigen Lebens wird Dein Teil sein," setzte er nach kurzem Schweigen hinzu.

Ein freudiges Leuchten flog über die Züge des Verwundeten.

„Ich . . . ich habe ehrlich gekämpft . . . auch früher . . . auf jener Seite," murmelte er mühsam, seinen Gedanken Worte zu geben versuchend.

„Ich . . . ich haßte es, die Fremden . . . in unserm Lande zu sehen."

„Es war die Meinung vieler redlichen Männer, Johannes, nicht mit fremder Hülfe den Frieden zu suchen; Du darfst ruhig sein," sagte Buchenau fest. „Gott allein weiß, ob sie irrten. Er ist gerecht und kannte Dein Wollen. Niemand kann getroster seinen Richterspruch erwarten, als Du."

Roens Augenbrauen zogen sich leicht zusammen.

„Ich irrte!" sagte er lauter und bestimmter als bisher, . . . „aber . . . ich war getreu . . . getreu meinem Land im Herzen!"

Er hatte die Augen mit einem angstvoll fragenden Ausdruck zu dem Freunde erhoben, der ihn mit schmerzlichem Lächeln ansah.

„Sei getrost, Johannes," nickte er ihm zu. „Keinem von uns allen gilt mehr das Wort: „Gehe ein in Frieden!" als Dir."

Ein flüchtiges Lächeln glitt über das Antlitz des Sterbenden. Der Kopf sank zurück; leise fielen die Lider über die erlöschenden Augen, und mehr und mehr erkaltete die Hand, die Buchenau in der seinen hielt.

„Hessen . . . land! Hessen . . . erde!" rief da der Sterbende noch einmal laut, und krampfhaft faßte seine Linke in die Erde des Grabes, an dem er lag. Ein letztes Zucken lief durch seine Gestalt, langsam öffneten sich wiederum die Lider über den gebrochenen Augen, und die Thränen des sich tiefer niederbeugenden Freundes fielen auf die weiße Stirn eines Toten.

* * *

Siebentausend Gefallene und Verwundete waren das Opfer des blutigen Tages gewesen. Das Rauschen und Wehen der zahlreichen Fahnen und Standarten, welche als Lohn des glänzenden Sieges am andern Morgen vor dem Zelte des hessischen Befehlshabers aufgepflanzt standen, vermochten demselben kein stolzes befriedigtes Lächeln abzugewinnen, allzu schmerzlich und groß waren ihm die erlittenen Verluste.

Die Sonne war noch nicht hoch herauf, als er seine Berichte über den gestrigen Tag für die Landgräfin-Regentin beendet hatte. Zurückgeschoben lagen die Schriftstücke auf dem kleinen Tisch, vor welchem er saß, und mit Spannung lauschte er auf ein Stöhnen, welches von Zeit zu Zeit aus dem neben dem seinigen aufgeschlagenen Zelte hervordrang.

Dort drinnen waren offenbar mehrere Personen um einen Kranken beschäftigt, und obwohl die Stimmen nicht gedämpft klangen, so waren die Reden, welche gewechselt wurden, doch nicht zu verstehen. Die Unruhe, mit welcher der General sich vor- und rückwärts beugte, sowie die Hast, mit welcher er auf den Tisch trommelte und plötzlich damit abbrach, ließen erkennen, daß er mit Ungeduld auf etwas wartete.

Endlich erklangen Schritte. Die Leinwand, welche den Eingang jenes Zeltes deckte, ward zurückgeschlagen, und Eckebrecht von der Malsburg trat aus demselben hervor.

Geiso sprang auf.

„Wie ist es?" rief er dem Hauptmann kurz entgegen.

Dieser zuckte die Achseln.

„Nicht lebensgefährlich, Gestrenger Herr, wie wir es uns

schon selbst gesagt," antwortete er, „aber doch schlimm genug. Die Kugel ist bis auf den Knochen gedrungen, und die Herren Doctores vermeinen, daß der Oheim den freien Gebrauch des Beines nicht wieder erlangen wird."

Es war gerade kein frommer Spruch, der bei der Nachricht den Lippen des Befehlshabers entschlüpfte. „Es konnte schlimmer kommen, Eckebrecht," setzte er dann seufzend mit der schnellen Tröstung des Soldaten im Felde hinzu. „Leidet der General-Kriegskommissar sehr?"

„Die Untersuchung der Wunde und das Anlegen des Verbandes war schmerzhaft; jetzt, in der Ruhe, scheint es ihm besser zu gehen. Der Blutverlust hat ihn ermattet, und er schlummert nun in halber Bewußtlosigkeit."

„Wenn wir ihm nur ein gutes Quartier verschaffen könnten," sagte Geiso, sich mit der Hand über die Stirn streichend.

„Buchenau ist zum Troß geritten, um seine Schwester, Frau Anne zur Pflege des Kranken herbeizuholen. Die Ärzte erlaubten, daß man den Oheim später nach Nördlingen trägt, und dort wird sich doch wohl ein Unterkommen beschaffen lassen."

„Habt Ihr Geld?" fragte der General kurz und scharf, in seinem Auf- und Abschreiten innehaltend. „Mir fehlt es ganz und gar, und von allen Seiten fordern die Offiziere, die sich dieses Zuges nicht vermutend waren, jetzt ihren Sold aus der Kriegskasse."

„Der Oheim wird in etwas versehen sein," erwiderte Eckebrecht, „und was ich habe, reicht aus . . . jedoch . . ."

„Mehr braucht es nicht," fiel ihm Geiso rasch ins Wort. „Es beunruhigte mich, daß ich Euch nicht hätte helfen können; denn ich habe die Sorge um der Obersten von Uffeln und Franke Hinterlassenschaft schon übernommen."

„So bestätigt sich beider Tod?" fragte Eckebrecht voll Teilnahme.

Geiso nickte.

„Uffeln fiel, nachdem schon zum Sammeln geblasen war," sagte er.

„Wie der Oheim! Der Schuß, der ihn verwundete, war einer der letzten, die abgefeuert wurden. Sein Amt hielt ihn ja dem eigentlichen Kampfplatz fern; er suchte ihn nur auf, um Euer Excellenz Glück zu wünschen zu dem glorreichen Sieg."

Geiso seufzte tief auf.

„Die letzten Schüsse scheinen immer die Besten zu treffen," sagte er rauh.

„Die Verluste der Obersten sind schwer für die Regimenter," bestätigte Eckebrecht.

„Sie waren Soldaten und mußten auf solchen Tod gefaßt sein," entgegnete Geiso ruhig. „Treue, tapfere Führer waren sie, jedoch andere, nicht minder tapfer und treu, werden an Ihre Stelle treten; Euer Oheim aber würde ein Verlust für das ganze Land sein. Die Landgräfin-Regentin schätzt seine Meinung als die des treuen Beraters ihres Gemahls, in dessen Sinn sie allezeit zu handeln strebt; die Ritterschaft sieht ihn als ihr Haupt an, der Soldat weiß, daß er für ihn sorgt; der Bürger vertraut seinem Wort, und der Landmann sieht zu ihm auf als zu seinem Freund und Helfer. Sein Tod würde eine schwere Last auf meine Seele wälzen; denn ich hielt ihn hier beim Heere zurück, als ihn die Landgräfin mir neulich zu vertraulicher Besprechung nach Ladenburg sandte. Ich vermeinte, er solle Ihrer Fürstlichen Gnaden einmal aus eigener Anschauung berichten, wie und wann unsere Herren Bundesgenossen unsere Hülfe begehren."

„Was Gott verhängte, vermochtet Ihr nicht aufzuhalten, Gestrenger Herr," erwiderte Eckebrecht. „Ihr könnt Euch nicht zur Last legen, was nicht Eure Verschuldung ist. Denkt nicht an das, was wir fürchten können, sondern vertraut auf das, was wir hoffen dürfen."

„Es ist ein Glück, daß Frau von Trott bei dem Troß ist. Euer Oheim wird das jetzt auch empfinden, obgleich er kein Freund dieser Heeresfolge ist."

„Nicht allzusehr," gab Eckebrecht zu. „Obgleich er weiß, daß der Troß unentbehrlich ist, wollte er doch seine Hausfrau oder seine Töchter nicht zwischen den wilden Haufen sehen."

„Es würde aber noch schlimmer sein, wenn nicht ehrbare Frauen mitzögen," rief Geiso. „Ich halte darauf, daß meine Hausfrau mit mir kommt, und auch meine Tochter, Frau von Brinken, muß ihren Eheherrn begleiten. Die Haufen würden sonst, wie ehedem die Landsknechte, durch die Lande laufen mit Gauklern, Sängern und fahrendem Volk."

„Wie es oft genug trotz aller Strenge geschieht," sagte Eckebrecht.

Ein Knecht trat mit einer Meldung an den General heran, und dieser ging zu dem Tisch hin, auf welchem die Briefe lagen.

„Ich sende Berichte über das, was hier geschehen, nach Kassel," wandte er sich zu Eckebrecht um. „Meint Ihr, daß ich mich unbescheiden rühme, wenn ich Ihro Fürstlichen Gnaden sage daß wir unsern Bundesgenossen von vorn eine Mauer und von hinten ein fester Riegel gewesen sind, und daß wir nicht ohne, Sieg und große Ehre von den Feinden gekommen? Leset selbst, Eckebrecht, was ich Ihro Gnaden geschrieben habe."

Eckebrecht nahm den Brief.

„Es stunde sehr gefährlich," las er halblaut. „Die Franzosen wollten nicht mehr beißen, liefen gar so weit, und die Weimarischen waren arg bedrängt. Ich habe mit Euer Fürstlichen Gnaden Völkern danach das Treffen gehalten. Des Feindes rechter Flügel wich vor mir mit argem Schaden. Viele tapfere Offiziers und Soldaten habe ich hinter mir gelassen; das Feld aber haben wir mit Gottes gnädiger Verleihung behalten."

Eckebrecht hielt inne und sah den General an.

„Sagte ich zu viel?" fragte dieser.

Malsburg schüttelte den Kopf.

„Nicht genug, Excellenz!" rief er. „Denn wahrlich, dieser Tag kostete dem Land zu Hessen Opfer, die . . ."

„Uns den Weg nach Marburg freigemacht haben, Eckebrecht;

vergeßt das nicht," rief Geiso, und aus seinen Augen brach zum erstenmale mit der Hoffnung auf künftige Thaten die Siegesfreude. „Die Kaiserlichen haben jetzt genug mit sich zu thun und werden sich nicht darum kümmern, wohin wir ziehen. Ich hoffe, daß wir jetzt ungehindert das Oberfürstentum uns nehmen können."

Eckebrecht antwortete nicht und sah auf die Briefe, die er noch in der Hand hielt.

„Ich verschweige es der Fürstin nicht, wie schwer die Opfer des gestrigen Tages waren," sagte Geiso, auf die Papiere deutend, „wendet das Blatt nur um."

Der Hauptmann gehorchte.

„Die Dienste, die Frankreich von uns erhielt, sind dankenswert," las er. „Andere mögen mehr davon schreiben, als mir ansteht; aber ich lasse viele brave Leute hinter mir in fremder Erde begraben."

Eckebrecht ließ das Blatt sinken. Er gedachte Roens, dem er mit Buchenau noch am gestrigen Abend die letzte Ruhestätte auf dem kleinen Kirchhofe von Allerheim geschaufelt, und eine Thräne, die dem Andenken des treuen Mannes galt, glänzte an seiner Wimper. Seine Blicke ruhten sinnend auf dem sonnenbeschienenen Thal, in welchem die Schlacht getobt, und aus dem jetzt rauchgeschwärzt die Trümmer des verbrannten Dorfes ragten.

„Die Erde ist überall des Herrn," sagte er weich. „Möchte sie den toten Kameraden leicht sein, bis zu ihrer fröhlichen Auferstehung!"

„Amen," sagte Geiso feierlich und reichte dem Landsmann die Hand.



Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ein wundervoller Sommertag lag auf der Erde. In tiefem Blau wölbte sich der Himmel über dem schmalen Thal der Erpe, die ihre reichen Wassermengen murmelnd und hüpfend in klaren Silberwellen durch den abfallenden Wiesengrund trieb, in welchem die bewaldeten Berglehnen oft bis dicht an ihren Rand herantraten.

Wo sich das Thal erweitert, leuchteten die weißen Mauern des stattlichen Herrenschlosses Elmarshausen, an dessen Eingang die Zugbrücke herabgelassen und das große Thor weit geöffnet war.

Seitwärts, kurz und fest angekettet, lagen die großen Wolfshunde behaglich ausgestreckt im warmen Sande und schienen, allen unfriedfertigen Gelüsten abgeneigt, ihr Wächteramt nicht allzu ernst zu nehmen. Mit den großen Köpfen auf den Vorderpfoten ruhend, hielten sie die Ohren gesenkt und die Augen, in denen, selbst wenn sie schmeichelten, ein grausames Licht unheimlich flackerte, halb geschlossen.

In den innerhalb der Ringmauer belegenen Gärten begannen die Stachel- und Johannisbeeren sich zu röten, und an den zahlreich neugepflanzten Obstbäumen, die ihre volle Tragkraft noch nicht erreicht hatten, rundeten und streckten sich einzelne Früchte, sodaß man ihre Art und Güte doch schon zu erkennen vermochte. Große

Sträucher leuchtender Rosen, Levkojen, Nelken und sonstige bunte Sommerblumen, die auf den Beeten blühten, sandten ihre Wohlgerüche untermischt mit dem würzigen Duft frischgemähten Grases in die sommerliche Luft, und das ferne eintönige Geräusch einer klappernden Mühle sowie das Dengeln der Sensen und Sicheln, welches von den nahen Wiesen hereinklang, gaben der Landschaft einen Anschein des Friedens, wie man ihn selten fand.

An der Berglehne, die mäßig ansteigend den Gärten Schutz vor rauhem Nordwind gab, zogen sich mannigfach verschlungene Pfade hinauf, und unter einzelnen schlanken Buchen und uralten mächtigen Eichen, die ihre knorrigen Äste weithin ausstreckten, waren einfach gezimmerte Ruhesitze angebracht, von denen man einen lieblichen Blick ins Thal und auf das stattliche Schloß mit seinen Erkern, Türmen und Anbauten genoß.

Auch den dahinter liegenden geräumigen Meierhof mit seinen Wirtschaftsgebäuden, Scheuern und Stallungen konnte man von der Anhöhe aus übersehen sowie einen kleinen Grasgarten, in dem mehrere Kühe und einige Schafe weideten. Alles erschien sauber, und leicht ließ sich erkennen, daß erst kürzlich ordnende Hände hier gewaltet. Golden glänzten in ihrer Neuheit die Strohdächer im Sonnenschein, und auch die Ziegel- und Schiefersteine, mit denen man das Dach des Schlosses ausgebessert, verrieten, daß noch nicht oft Stürme und Unwetter auf sie niedergebraust waren.

Über den welligen Thalrücken hinweg, auf dem wogende Kornfrucht zu reifen begann, sah man die Mauern der Stadt Wolfhagen liegen. Geschwärzt und vielfach gebrochen, harrten sie noch ebenso der Ausbesserung wie die Türme, die ihrer Dächer beraubt, argen Verfall zeigten.

Zwischen den alten Häusern mit ihrer verwitterten Strohbedachung ragten jedoch auch hier und da die weißen Wände neuer Gebäude hervor, deren helleuchtende Ziegeldächer bekundeten, daß ihre Besitzer tiefer in den Geldsäckel greifen konnten, als mancher Nachbar, der sich mit notdürftiger Ausbesserung seiner Heimstätte begnügt hatte.

Die Anhöhe, an welcher die Stadt sich hinaufzog, war kahl; die Bäume, die früher reiche Frucht getragen, und aus deren Grün die Wohnstätten freundlich hervorgeschimmert, waren gefällt, die Gärten, die sich ehemals an den Landstraßen weit hinausgezogen, lagen verwüstet, und nur einzelne Hecken und Mauerreste sowie die Brandstätten kleinerer Häuser bezeichneten die Plätze, auf denen sie belegen gewesen.

Auch der Wald, der sich an den Bergen herab bis tief in das Thal gezogen hatte, war gelichtet. Unregelmäßig in großen Lücken waren Bäume gefällt und verhauen. Hier und da standen einzelne mächtige Stämme verstümmelt, ihrer Zweige und Äste beraubt, wie schwarze Finger gen Himmel zeigend, und erhoben stumme Klage in die Luft. Und mit gebrochenen Mauern, verbrannt, zerfallen und verwüstet, ragten, weithin sichtbar auf ihrem hohen Bergesgipfel über der Stadt, die Trümmer der einst so stolzen Weidelsburg.

Aber neben diesen Spuren der ärgsten Verwüstung machten sich in der Umgegend doch auch Zeichen neuen Schaffens und neuer Arbeit bemerklich; nur daß es an der nötigen Zahl rühriger Hände fehlte, war leicht zu erkennen.

Auf dem Hügelrücken, der sich zwischen dem Schlosse und der Stadt dehnte, hatte ein Mann sich neben einer magern Kuh vor den Pflug gespannt, den ein Weib lenkte, und riß die harten braunen Schollen herum. Der Acker, der so lange wüst gelegen, war widerwillig, Frucht zu tragen. Immer aufs neue erstickte das Unkraut, welches so viele Jahre ungehindert hatte blühen und sich ausbreiten dürfen, den spärlich vorhandenen Samen, der in den Schoß der Erde gestreut wurde, und der mühsame Fleiß der Menschen erntete nur kargen Lohn.

* * *

In den weitgeöffneten Fenstern der tiefen Nische des Wohngemaches im Schlosse saß neben dem greisen Herrn Otto von der Malsburg Prinz Friedrich. Er weilte zu kurzem Besuch in der Hauptstadt und war vor einer Stunde unerwartet hier angekommen,

um sich selbst von dem Ergehen des alten treuen Freundes und Dieners seines Hauses zu überzeugen.

Er hatte den alternden Ritter allein zu Hause getroffen. Dorothea war mit der noch immer unter ihrer Obhut weilenden Käthe von Günderode nach der Stadt gegangen, und die Herren hatten schon Zeit gehabt, die ersten Fragen nach langer Trennung über Ergehen und Woher und Wohin auszutauschen.

Während eine alte Wirtschafterin den Imbiß hinwegräumte, mit dem Herr Otto seinen Gast gestärkt, trug ein graubärtiger einarmiger Knecht, mit den blau und gelben Wappenfarben der Malsburgs am Wamse, Becher und Weinkrüge herzu, und stellte sie auf dem Tisch auf, der vor den Herren stand. Mit Wohlgefallen ruhten des Obervorstehers Augen auf dem Prinzen, den er viele Jahre nicht gesehen hatte, und auf dessen edelm Antlitz die Ähnlichkeit mit seinem geistvollen Vater, dem Landgrafen Moritz, immer stärker hervortrat.

Der Prinz bemerkte es.

„Ihr findet mich verändert, Herr Otto," sagte er lächelnd, „und sucht wohl vergebens nach dem tollen Fritz von vordem?"

„Nein, Gnädiger Herr," entgegnete dieser freundlich; „ich finde noch seine Spuren und freue mich darüber. Etwas Lust muß man dem Leben entgegenbringen. In Euern Jahren darf man dasselbe noch nicht allzu ernsthaft nehmen; sonst ist man im Alter ein dürrer Baum, der den Jungen keine Erquickung zu geben vermag, wenn sie aus den heißen Tagen des Lebens in seinen kühlen Schatten flüchten wollen."

„Dank' Euch, Herr, für das gute Wort," erwiderte Friedrich lebhaft. „Ich werde es meiner herzlieben Gemahlin entgegenhalten, wenn sie wieder vermeint, ich trüge nicht genug Gram um Dinge, die ich nicht ändern kann und auch nicht verschuldet habe."

„Hat Ihre Fürstliche Gnaden die Frau Prinzessin ein trübes Gemüt?" fragte Malsburg, und ohne Friedrichs Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „so wird sie um so besser zu Euch passen

und Euch hinderlich sein, Dinge in den Wind zu schlagen, die ernsthaft genommen sein müssen."

„Man konnte sonst nicht gerade Schwermut an ihr verspüren; aber Ihr wißt, wir haben das Töchterchen, welches uns im vorigen Jahre im Feldlager vor Erfurt geboren wurde, kürzlich wieder verloren, und Ihro Liebden können den Verlust nicht verschmerzen. Sie nennt mich fühllos, wenn ich beim Anblick der Kleidchen und Mützchen, welche die Kleine trug, nicht in Wehklagen ausbreche, und wenn ich versuche, sie mit der Hoffnung auf künftigen Ersatz zu trösten, so behauptet sie, daß es dafür keinen gebe."

„Den giebt es wohl auch nicht, Fürstliche Gnaden," entgegnete Malsburg ernst. „Im Herzen der Mutter kann nichts anderes den Platz eines Kindes ausfüllen. Sie leidet schmerzlicher unter solchem Verlust, als der Vater."

„O glaubt mir, Herr Otto, der Tod der Kleinen that mir bitter weh," erwiderte Friedrich rasch. „Ich entbehre es schmerzlich, wenn ich heimkehre, ihr süßes, rosiges Antlitz nicht mehr zu sehen. Sie kannte mich schon, die kleine Schlaue, und lachte mir fröhlich krähend zu, wenn ich sie auf meinen Armen tanzen ließ. Wenn dann Ihro Liebden herantraten, um sie mir abzunehmen, und sie sich abwandte und bei mir zu bleiben begehrte, so fühlte ich mich königlich reich in dieser Liebe. Glaubt mir, als das Kindchen sterbend lag und die holden Augen brachen, da wäre mir kein Gut zu köstlich und kein Preis zu hoch gewesen, wenn ich mir das Leben der Kleinen damit hätte erkaufen können!... Aber.... Gott läßt sich nicht erkaufen, und unsere Gebete blieben ohne Erhörung. Sein heiliger Wille ist höher als unsere Erkenntnis, und ich kann es nur recht finden, mich ihm zu fügen."

Der Prinz hatte rasch, aber mit dem Ausdruck tiefen, wahren Gefühls gesprochen, und der Obervorsteher reichte ihm mit herzlichem Anteil die Hand.

„Mit der Zeit wird Euer Gnaden Gemahlin auch lernen, ihre Trauer weniger schwer zu tragen," sagte er. „Seht, Durch-

laucht, es ist ein eigenes Ding um Zeit und Schmerz, und man muß an sich selbst erfahren, wie es darum bestellt ist; kein Mensch kann es dem andern lehren. Als vor Jahren, bald nach meiner trauten Hausfrau Tod, Frau Amalie Elisabeth mir sagte, die Zeit würde meinem Schmerz um die Heimgegangene den Stachel nehmen, da hatte ich fast Lust, Ihro Gnaden dies Wort zu verübeln; denn das Leid und die Bitternis, welche ich um meine Maria trug, war mir fast der liebste Teil ihres Angedenkens. Jedoch Ihro Gnaden behielten recht. Die Zeit, die alles fern rückt, ist das linde Öl, welches uns Gott selbst auf die Wunden gießt, damit sie heilen. Es steigt kein Morgen herauf, und es sinkt keine Nacht hernieder, ohne daß ich meiner Maria liebend gedenke; aber ihr Bild ist von einem sanften, hellen Lichte umflossen, das nicht dieser Welt angehört und das zu klar ist, um es mit trüben Blicken zu betrachten."

„Ihr habt viel mit Eurer Hausfrau verloren," sagte der Prinz.

„Nicht mehr und nicht weniger, als jeder Mann mit einem guten Weibe verliert, einen Teil seiner selbst," sagte Herr Otto ruhig. „Ich bin ein anderer geworden, seit meine Maria von mir gegangen, und mache meiner Dorothea viele Mühe, doch hoffe ich, daß auch für sie die Zeit der schwersten Not vorüber ist und ihr bald ein sicheres Glück erblüht."

Er hatte, während er sprach, die feinen venetianischen Weinkelche, die auf dem Tische standen, bis zum Rande gefüllt und lud den Prinzen ein, zu trinken.

„Auf daß Dorothea bald als Hausfrau am eigenen Herde schalten möge," sagte dieser, das Glas voll goldenen Weines gegen den Hausherrn erhebend.

„Das wird geschehen, sobald der Frieden unterzeichnet und verkündet wird; wir hoffen alle Tage, daß dies stattfindet," erwiderte der Ritter und stieß mit seinem Glase gegen das Friedrichs, wobei sich dessen Wein ein wenig verschüttete.

„Wenn Ihr abergläubisch seid," rief dieser munter, die Ent-

schuldigungen des Obervorstehers wegen seiner Ungeschicklichkeit unterbrechend, „so habt Ihr hier das Siegel, daß es bald der Fall sein wird. Ich für meinen Teil glaube nicht an Frieden.“

„Ihr glaubt nicht? . . . .“ rief Herr von der Malsburg erstaunt.

„An Frieden,“ ergänzte der Prinz nickend. „Wenigstens nicht an mehr, als jetzt schon ist. Ich kann mir gar nicht denken, wie solch ein Zustand sein soll, und wie Männer dabei froh sein können,“ rief er lebhaft aus. „Seht, ich bin jetzt mehr als dreißig Jahre alt, ein Mann also, wie Ihr mir zugeben müßt, der von Erfahrungen reden kann, . . . aber . . . die Erfahrung tiefen Friedens habe ich noch nicht gemacht und, . . . scheltet mich, Herr Otto . . . ich möchte sie nicht machen! Es graut mir vor so stillem Leben.“

Malsburg lächelte.

„Es wird Euch schon gefallen,“ sagte er.

„Glaube ich nicht,“ wehrte der Prinz. „Ich war kürzlich in Eschwege, um dort das Schloß, welches mir als Erbteil zugefallen ist, wohnlich wieder herzurichten, und hatte dabei einen Vorgeschmack jener stillen Zeit, obgleich die Ritter von der Werra sich freundlich bemühten, meiner Gemahlin und mir Kurzweil zu verschaffen. Von da ging ich nach Rotenburg, wo mein gelehrter Bruder Hermann sich sein Zelt aufgeschlagen hat. Sein kurzes Bein hat ihn ja von seiner Geburt an zum Stillsitzen verurteilt, und er ist mit seinem Los zufrieden; ich aber vermeinte, daß sein Leben eine Höllenqual sei. Hörtet Ihr, womit er sich die Zeit vertreibt?“

Der Ritter verneinte es.

„Er beobachtet das Wetter und rechnet daran herum; wie der Wind weht und die Wolken ziehen, merkt er sich auf kleinen Tafeln an,“ lachte der Prinz laut und schlug mit der Hand auf den Tisch. „Bei Gott, Herr von der Malsburg, er nimmt die Sache ernsthaft, schreibt ganze Bogen voll Zahlen und Zeichen

und nennt solches Wetterkunde, die er als Wissenschaft künftiger Zeiten preist."

Der Obervorsteher lachte gleichfalls.

„So verjagt er sich die Langeweile," sagte er gutmütig.

„Nein, nein, die kennt er nicht," entgegnete Friedrich eifrig; „denn neben dem Wetter beschreibt er jetzt auch alle hessischen Städte, Schlösser und Burgen, zeichnet die Wege und Stege, wie sie vordem gewesen und jetzt sind, und vermeint, daß dieses Werk noch künftigen Jahrhunderten von Nutzen sein wird."

„Ich habe davon gehört," bestätigte Malsburg. „Der Oberstleutnant Merian, den Ihr ja kennt, hilft ihm dabei und hat Zeichnungen von Burgen und Ortschaften entworfen, zu denen sein Bruder in Frankfurt Stich und Druck liefert."

„Merian?" rief der Prinz lebhaft. „Der Oberstleutnant vom grünen Leibregiment vertieft sich mit Hermann in dessen gelehrten Kram! Beim Himmel, Herr, nun glaub' ich, daß Ihr recht habt und daß der Frieden kommt! Wenn die Herren vom Kriegshandwerk selbst sich hinsetzen und anstatt des Schwertes den Stift zur Hand nehmen, dann ist es, fürchte ich, mit dem lustigen Soldatenleben vorbei."

„Er kommt, Fürstliche Gnaden," sagte Malsburg feierlich, „und ich bitte Euch, heißt auch Ihr ihn willkommen. Thut es um des Landes Eurer Väter und Eurer Geburt willen. Vergönnt ihm Eure guten Wünsche!"

„Was denkt Ihr von mir, Herr Otto?" sagte der Prinz, der bisher in leichtem Ton gesprochen, mit zusammengezogenen Brauen. „Könnt Ihr im Ernste glauben, weil ich durch Stellung und Neigung Soldat bin, ich wollte meines Landes Verderben? Nicht um meinetwillen zweifle ich an dem nahen Frieden, sondern weil in den Unterhandlungen in Osnabrück sich Schwierigkeiten herausgestellt haben, die es den evangelischen Fürsten wiederum unmöglich machen können, die Kaiserlichen Bedingungen zu unterschreiben."

„Ihr meint den Artikel „Tandem omnes", sagte Malsburg,

„nach dem in Böhmen und in den Kaiserlichen Erblanden den zurückkehrenden Protestanten nur dann Amnestie und Rückerstattung der Güter zugesichert werden soll, wenn sie katholisch werden?"

Der Prinz neigte bejahend das Haupt.

„Mein Bruder sowohl wie Amalie Elisabeth haben bei allen Friedensverhandlungen immer für volle Amnestie aller Protestanten in deutschen Landen gestimmt," sagte er, „und jetzt will der Kaiser dieselbe für Böhmen und seine Erblande weigern."

„Nicht die Amnestie," widersprach Malsburg, „nur die Rückgabe der Güter, die meist schon in dritte und vierte Hand geraten sind. Sie würde ohnehin in vielen Fällen nicht mehr angängig sein."

„Dann muß man die Leute anderweitig für eingezogenes Eigentum entschädigen, nicht aber sie dauernd heimatlos machen. Ein Friede, der das verlangt, ist kein Friede und kann nicht unterschrieben werden," rief Friedrich heftig.

„Ich meine," nickte Malsburg ruhig, „Schweden, in dessen Reihen diese böhmischen Edelleute zu Hunderten tapfer gekämpft haben, müßte diese Entschädigungen selbstverständlich übernehmen. Nicht nur die Pflicht der Dankbarkeit nötigt es hierzu, sondern auch die Versprechungen, welche es diesen Herren machte, auf deren Treue und Tapferkeit es jederzeit zählen konnte."

„Schweden ist ein armes Land," warf der Prinz ein.

„Verzeiht, Fürstliche Gnaden, wenn ich Euch erinnere, daß es sich große Güter an der pommerschen Küste sowie im Erzstift Bremen erwarb, und daß die schwedischen Generale unerhörte Reichtümer aus unserm Lande davonführten. Banèr soll mehr als eine Million Thaler hinterlassen haben. Wrangel wütet gegen den Frieden, weil ihn derselbe hindern wird, seine Räubereien fortzusetzen, und das ungeheuere Vermögen, welches der ganz arme Graf Königsmark für sich und seine Familie zusammenbrachte, kennt Ihr so gut, wie ich."

„Aber was hat die Bereicherung dieser Herren mit den böhmischen Exulanten zu thun?" fragte der Prinz.

„So wißt Ihr nicht, daß man die schwedischen Herren beschuldigt, für den Preis von sechsmalhunderttausend Thalern sich ihre Verwendung für die böhmischen Protestanten haben abkaufen zu lassen?"

„O, das ist schändlich," rief der Prinz empört und sprang auf. „Der Kaiser hat jene Summe der Krone Schweden für Räumung der besetzten Orte, namentlich für Olmütz bewilligt; jedoch der größte Teil davon wird auf Entschädigungsgelder gerechnet und gar nicht bar bezahlt. Es hat dies gar nichts mit jener Sache zu thun! Aber ich sagte Euch schon, daß daran der Frieden scheitern wird."

„Nein," sagte Malsburg entschieden, „das wird er nicht! Es wäre eine Ungerechtigkeit gegen ganz Deutschland, wollten die evangelischen Fürsten um dieser böhmischen Edelleute willen uns länger in verderblichen Krieg stürzen. Wenn der Kaiser ihnen ihre nachweislichen Rechte verweigert, so müssen sie in anderer Weise entschädigt werden, um ihretwillen darf der Krieg nicht dauern."

„Und Ihr glaubt, daß Amalie Elisabeth alle ihre großen Eroberungen in Ostfriesland, Westfalen, am Rhein und in Franken wirklich herausgiebt, wie die Friedensverhandlungen es verlangen, und daß sie sich in der That mit den alten Grenzen begnügt?"

„Ganz gewiß wird sie das thun," erwiderte Malsburg fest, „bis auf das rechtlich erworbene Eigentum."

„Bis auf das rechtlich erworbene Eigentum?" fragte Friedrich, des Ritters Worte wiederholend.

„Nun ja, ich meine die heimgefallenen Lehen der Grafen von Schaumburg mit Rinteln und die Anwartschaft auf die Erbfolge in der Grafschaft Hanau."

„O, das kann ihr nicht bestritten werden. Das sind vertragsmäßige Erwerbungen durch Heimfall und Erbschaft," rief der Prinz.

Der Ritter nickte.

„Und mehr wird sie über die alten Grenzen hinaus nicht verlangen," sagte er. „Weder Euer in Gott ruhender Herr Bruder noch Ihre Fürstliche Gnaden haben jemals mehr begehrt, als ihr Eigentum und ihr Recht, und das halten wir jetzt in der Hand. Marburg mit dem Oberfürstentum hat uns Geisos tapferes Schwert zurückgewonnen, General Rabenhaupt nahm Schmalkalden wieder für uns ein, und den Frieden mit Darmstadt vermittelte uns weiland Bernhards von Weimar frommer, friedliebender Bruder, Herzog Ernst von Gotha. Wir brauchen nicht zu sorgen, daß der Streit wieder ausbricht."

„Nein, das fürchte ich auch nicht," versetzte Friedrich lachend, „war ich doch selbst Zeuge der Versöhnung beider Hessen im Schloß zu Kassel und habe den Friedenskuß und Friedensvergleich mit getauscht und unterschrieben. Ich versichere Euch, es ging feierlich genug zu. Während der fromme Herzog Ernst mit eigener Hand die Siegel der frühern Verträge löste, diese durchschnitt und die Stangen der von Geiso in Marburg eroberten Fahnen den Flammen übergab, hielten sich die beiden jungen Landgrafen, Ludwig von Darmstadt und mein Neffe Wilhelm zärtlich umarmt, und gelobten sich vetterliche Liebe. Die Seidenstoffe der Fahnen und Standarten aber wurden später nach Gießen gebracht. Mehr konnte füglich nicht geschehen, um zu vergeben und zu vergessen, daß man sich dreißig Jahre lang um ein Nichts bekriegte."

Der Obervorsteher beachtete den leichten Spott nicht, der in des Prinzen Rede lag, und fuhr fort:

„Der Besitz von Hersfeld ist uns auch schon zugestanden, und Geisos neuerlicher Sieg über Lamboi bei Grevenbroich giebt den gerechten Forderungen der Regentin neuen Nachdruck. Gleichwie Euer Großvater, Wilhelm der Weise, mitten im tiefsten Frieden das Nahen des ungeheuern Kampfes ahnte und seinen Nachkommen anempfahl, das gewaltige Zeughaus, welches er erbaute, mitsamt den

Festungswerken seiner Hauptstadt in gutem Stand und Wesen zu erhalten, so fühlt man seit Jahren inmitten des Krieges, daß der Frieden vor der Thür steht."

„Und Fräulein Dorothea," rief Prinz Friedrich, der aus dem Fenster gesehen, und erhob sich eilfertig, um der Kommenden entgegen zu gehen.



Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Mit einem lauten Schrei der Überraschung begrüßte Dorothea den Jugendgefährten, als er, die Thür öffnend, plötzlich vor ihr stand. Eine helle Röte stieg in ihrem lieblichen Antlitz auf, und die reinste Freude leuchtete aus ihren braunen Augen, als sie ihm rasch die Hand bot.

„Prinz Friedrich,“ rief sie lebhaft; „wie freue ich mich, Euch zu sehen! Seid tausendmal willkommen,“ setzte sie dann in dem herzlichen Tone hinzu, den nur die unbefangene Freundschaft findet, der aber niemals der Liebe zu Gebote steht, welche hinter scheuer Schüchternheit oder dem Schein steifer Gleichgültigkeit ihr Geheimnis zu bergen sucht.

Der Prinz war ein zu guter Frauenkenner, um das nicht zu wissen, und mit aufrichtiger Freude fühlte er, daß er die Kindheitsfreundin nicht verloren. Mit heiterm Lächeln beugte er sich auf die schlanken weißen Hände herab, die er gefaßt hielt, und drückte einen leichten Kuß darauf.

„Auch ich freue mich herzlich, Euch zu sehen, Dorothea,“ sagte er, „und danke Euch, daß Ihr dem Gespielen die alte Freundschaft bewahrtet. Ich würde sie schmerzlich vermißt haben, hättet Ihr sie mir entzogen, weil ich Eurer Verzeihung bedurfte.“

Die Röte in Dorotheas Antlitz ward dunkeler bei dieser Erinnerung; sie behielt aber keine Zeit, etwas zu entgegnen; denn Friedrich hatte sich umgewandt und begrüßte Käthe, die hinter ihr eingetreten war, mit einer höflichen Verbeugung, dann sah er Dorothea fragend an.

„Käthe von Günderode,“ sagte diese, „Ihr werdet Euch ihrer doch noch entsinnen?“

„Des Junkers von Buchenau kleine Frau?“ rief der Prinz, sich des alten Scherzes erinnernd, erstaunt das schlanke junge Mädchen mit den Augen messend. „Wahrhaftig, da sieht man, daß man alt wird, wenn so aus den Kindern Leute werden!“

„Es sind elf Jahre her, Fürstliche Gnaden, daß sie hier dem Junker auf dem Schoße saß und Ihr Euch jene Neckerei erlaubtet,“ erwiderte Dorothea mit leicht zusammengezogener Stirn. Es ging ihr wie Frau von Trott; sie hörte es nicht gern, wenn jemand auf den alten Scherz zurückkam.

Käthe lächelte; ihr nicht eigentlich hübsches Antlitz gewann dadurch einen fesselnden Liebreiz, den Friedrich mit Wohlgefallen wahrnahm.

„Und diese elf Jahre zu denen von damals gezählt, beweisen die Wahrheit von Seiner Fürstlichen Gnaden Worten, Dorothea, nämlich daß ich jetzt zu den Leuten und nicht mehr zu den Kindern gehöre,“ erwiderte sie munter.

„Was Du da behauptest, Kindchen!“ rief der Obervorsteher mit lautem Lachen vom Fenster her. „Hältst Du Schmeicheleien für Ernst?“

„Haltet Ihr es für Schmeichelei, Herr Otto, wenn man einem Fräulein sagt, daß sie alt geworden ist?“ fragte Friedrich, zu dem Ritter gewandt.

Ein Knecht war mit einer Frage an Dorothea herangetreten; diese nickte bejahend, und während sie zu dem Sessel des Vaters schritt, öffnete Käthe die Thür zum Nebenzimmer, in dem eben eine Magd Sitze um den zierlich bereiteten Eßtisch rückte.

„Darf ich Euch zum Mahle bitten, Fürstliche Gnaden?“

sagte Dorothea mit einer einladenden Handbewegung, und reichte dem Vater den Arm, um ihm behülflich zu sein, sich zu erheben; auch der Prinz eilte herzu, um seine Unterstützung anzubieten.

„Danke, Fürstliche Gnaden," lehnte Herr Otto jedoch die Höflichkeit ab. „Dorothea erlaubt mir, wenn sie anwesend ist, keine andere Krücke, als sich selbst und mehr bedarf ich nicht. Das Gehen ist nicht so beschwerlich, als das Aufstehen. Ihr seht, ich bin damals bei Allerheim noch ziemlich gut davongekommen."

„Viel besser, als ich gefürchtet habe," rief der Prinz, der vorhin bei seiner Bewillkommnung den Ritter verhindert hatte, sich zu erheben. „Ich hatte gehört, daß der Schuß Euch gelähmt habe, und sehe mit Freuden, daß Ihr ziemlich gut gehen könnt."

„Die Wasser von Wiesbaden, die ich im vorigen Jahre gebrauchte, haben mir viel Erleichterung verschafft."

„Und wenn der Herr Vater sich im Gehen fleißiger üben wollte," warf Dorothea ein, „so würde es noch besser sein."

„Aber damit würde ich Dich eines Vergnügens berauben," scherzte dieser. „Wenn es Dich nicht freute, mir als Krücke zu dienen, würdest Du mir wol öfter den Knüppel gestatten."

„Jeder kleine Dienst macht mich stolz, den ich Euch leisten kann, Herr Vater," sagte Dorothea herzlich; „um Euretwillen nur wollte ich, Ihr könntet ihn entbehren."

„Darf ich Euch um die Ehre ersuchen, den Platz zu meiner Rechten zu nehmen, Fürstliche Gnaden," bat der Ritter, und zeigte mit einer Verbeugung auf den angebotenen Sitz am Tisch.

„Danke Dir, Kleine," wandte er sich dann zu Käthe, die den Stuhl festhielt, auf dem er sich schwerfällig niederließ.

„Wollt Ihr Euch nicht setzen, Durchlaucht," bat er dann, nachdem er als Hausherr nach Brauch der Zeit seinen Platz zuerst eingenommen hatte.

„Erlaubt, edler Herr, daß ich mich wie sonst als einen der Eurigen betrachte und nach der Sitte Eures Hauses stehend, wie die andern, bete," erwiderte dieser.

Der Obervorsteher nahm die Höflichkeit des Prinzen mit einer dankenden Verbeugung an und faltete die Hände zum Gebet, das er laut und langsam sprach, und in dessen Amen auch das zur Bedienung im Zimmer anwesende Gesinde einstimmte.

Die Wirtschafterin verteilte am Kredenztisch die Suppe in blinkende Zinnteller, und der einarmige Knecht mit einem Gefährten, der im Kriege ein Auge verloren, reichte sie herum. Während der Mahlzeit, zu welcher die beiden die Schüsseln trugen, Teller reichten und die Becher füllten, wurden nur wenige Reden gewechselt, und erst als der Nachtisch aufgetragen war und das Gesinde sich entfernt hatte, wurde das Gespräch freier. Die Vertraulichkeit, mit welcher sonst Herren und Diener als Zeichen alter Zusammengehörigkeit gern vor Fremden geprunkt hatten, wurde jetzt sorgfältig vermieden, und selbst da, wo sie auf den Höfen und Gütern des Adels noch vielfach bestand, hütete man sich, sie merken zu lassen. Der Krieg hatte die äußere Trennung der Stände vermehrt, und diejenigen, welche die Leiter des Glückes von den untersten Stufen aus erklommen hatten, waren am eifrigsten bemüht, zwischen sich und ihren ehemaligen Genossen eine Schranke zu ziehen. Verletzender Hochmut war dadurch vielfach an die Stelle berechtigten Stolzes getreten.

Von solchem übermütigen Gebahren hatten sich die alten Geschlechter im Verkehr noch freigehalten; der äußern Sitte hatten aber auch sie sich nicht ganz entziehen können.

„Ihr habt Kriegskrüppel in Euern Dienst genommen, Herr Otto?“ fragte der Prinz, als sich die Thür hinter den Knechten geschlossen. „Fehlt es Euch auf den Dörfern an Männern, oder übt Ihr ein gutes Werk an den beiden?“

„An den beiden?“ rief Herr von der Malsburg rasch. „Ihr müßt einmal mit in die Scheuern und Stallungen kommen, Fürstliche Gnaden, und sehen, welch ein Musterfähnlein sich Dorothea gesammelt und angestellt hat. Diese beiden sind noch die Ansehnlichsten dabei. Mir thun oft die armen Dirnen leid;

auch nicht an einem einzigen ansehnlichen Burschen können sie sich erfreuen."

„Ihr irrt Euch über den Geschmack der Mägde, Herr Vater," sagte Dorothea lächelnd; „gerade heute Morgen begehrte meine Gürtelmagd meine Einwilligung zu ihrer Heirat mit Klas."

„Das muß ich sagen," rief Herr Otto laut lachend und schlug auf den Tisch, „hat der Bursche sein einziges Auge auf die schönste Dirne des Hofes geworfen."

„Nein, Oheim," sagte Käthe leise, „Ihr verwechselt die beiden wieder, Klas ist der einarmige Knecht; der einäugige heißt Nickel."

„So, so, Nickel also," schüttelte der alte Herr das Haupt. „Seht, Durchlaucht, das ist auch so eine Sache: die beiden brummbärtigen, wetterharten Gesellen heißen Niklas; nun hat Dorothea dem einen den vordern, dem andern den hintern Teil des Namens zuerkannt; in meinen armen Kopf will es aber durchaus nicht hinein, welchem von den beiden ich die erste, und welchem ich die letzte Hälfte seines Namens geben soll, zumal im Schlosse sich noch ein Einarmiger herumtreibt, der die Vergünstigung genießt, seinen Namen Niklas ganz führen zu dürfen."

„Habt Ihr wirklich so viele Krüppel in Euern Dienst genommen?" fragte der Prinz.

„Sie thun ihre Schuldigkeit und erweisen sich uns nützlicher als mancher, der gesunde Glieder hat," entgegnete Dorothea.

„Und Ihr übt Barmherzigkeit, Dorothea," sagte Friedrich, sich bewundernd zu der Freundin beugend. „Es ist diejenige Tugend, welche den Frauen am schönsten steht."

„Sie handelt im Sinn ihrer Mutter, Fürstliche Gnaden," sagte Herr Otto. „Es war immer die Meinung meiner lieben Hausfrau, daß es den Leuten besser sei, als Knechte im Herrendienste zu stehen, denn als Herren in der Knechtschaft des Elends zu verkommen."

„Es wird sich nur nicht für alle der Herrendienst finden, dessen sie bedürfen! Habt Ihr wohl schon daran gedacht, was

daraus werden soll, wenn man die Heere ablohnt? Als Räuberbanden werden die wilden Gesellen die Lande durchziehen, wenn die Manneszucht der Regimenter nicht mehr über ihnen ist."

„Es wird Fährlichkeiten und Unsicherheiten geben," gab Malsburg zu; „denn wie der Krieg erst nach und nach zu der furchtbaren Zerrüttung führte, unter welcher wir leiden, so wird auch der Frieden uns nur langsam Ruhe und Gesittung zurückbringen. Von dem aber, was uns den Krieg so lästig machte, von dem Troß hoffe ich für den Frieden das Beste. Die Weiber und Kinder waren es, die den Soldaten davor bewahrten, sich frei von jeder Fessel zu fühlen; sie banden ihn an Sorgen und Pflichten. Nicht Hunderte, nein Tausende werden sich ihrer Heimat erinnern und zurückkehren, froh, den Acker wiederzusehen, den sie im Übermut verließen; denn elend war doch für die meisten das Leben im ausgeraubten Lande."

„Ist es so ganz ausgeraubt?" fragte der Prinz, und verzog den Mund zu einem spottenden Lächeln.

„Daran zweifelt Ihr, Fürstliche Gnaden?" rief der Obervorsteher fast heftig. „Selbst Melander, der doch wahrlich des Landes Gelegenheiten kannte, fand bei seinem vorjährigen Einfall nirgends mehr Brotfrucht oder Vieh für seine Truppen," setzte er dann ruhiger hinzu. „Er war so außer sich über die Not seines Heeres, daß er sich gegen Ihre Fürstliche Gnaden zu der Drohung hinreißen ließ, das Salzwerk in Allendorf zu vernichten, wenn sie ihm nicht Früchte sowie Brand- und Beutesteuer für das Kriegsvolk bewillige."

„Der Verräter," knirschte der Prinz und ballte die Faust. „Was that Ihro Liebden?"

„Was konnte sie thun?" fragte Malsburg achselzuckend. „Städte, Schlösser, Burgen und Höfe liegen in Trümmern, die Dörfer sind verlassen, Lebensmittel nicht da, und das Vieh längst geraubt und hinweggeführt; auf was hätte sie also den Einwohnern Brandschatzung auferlegen können? Wegen des Salzwerkes antwortete sie ihm, daß vom Salze allein niemand leben

könne, daß dieses Werk auch nicht ihr, sondern armen Pfännern gehöre, und daß es eine geheiligte, unter dem Schutz des Völkerrechtes stehende Gabe Gottes sei, deren mutwillige Zerstörung sie werde zu rächen wissen. . . . Danach zog der Herr Reichsgraf von Holzappel in die Gegend von Fritzlar."

„Ihr spracht ihn?" fragte der Prinz.

„Er war hier und versuchte alle seine Beredsamkeit, um den Vater und durch diesen die Ritterschaft zu einem Bündnis mit ihm zu bewegen," sagte Dorothea.

„Das alte Spiel der Kaiserlichen," murmelte Friedrich, die Lippen verächtlich herabziehend. „Sie begannen den Krieg, damit Uneinigkeit zwischen Euch Ritter und meinen hochseligen Vater zu streuen, und scheinen seitdem nichts anderes gelernt zu haben. Um Euch solchen Vorschlag zu machen, kam er hierher?"

„Nicht darum allein. Ich hatte schon vorher mit ihm im Namen der Stände unterhandelt und ihm eine Summe von zehntausend Thalern geboten, wenn er ungesäumt und ohne Plünderung aus dem Lande ziehen wolle."

„Zehntausend Thaler! Das war allerdings nicht viel."

„Aber das Äußerste, was wir aufbringen konnten und sehr viel mehr, als er nachher fand; denn die verwüsteten Wälder und zerstörten Häuser, die für uns allerdings einen größern Wert haben, brachten ihm und seinem Heere nichts ein. Ich erinnerte ihn an die großmütige Weigerung der Regentin, die von den Kroaten in Hessen begangenen Frevel an den Bewohnern anderer katholischen Länder zu rächen, und an die strenge Manneszucht, die wir stets in feindlichen Quartieren aufrecht erhielten. Er weiß es ja selbst gut genug, wie oft die Städte in Westfalen und am Rhein um hessische Einquartierung gebeten haben, und wie gern sie höhere Kriegssteuer an uns zahlten, wenn sie dadurch vor der Besetzung mit Kaiserlichen Truppen gesichert blieben."

„Und was antwortete Melander?"

„Er antwortete gar nicht, sondern kam hierher, und wie Euch

Dorothea schon sagte, er bot alle seine große Beredsamkeit auf, um uns auf seine Seite zu ziehen."

„Und Ihr?"

„Ich legte ihm nur seine eigenen frühern Schriftstücke mit den Ratschlägen und Maßregeln tapferer Gegenwehr vor und erinnerte ihn an die Worte, die er in Melsungen, kurz nach der mutvollen einmütigen Huldigung des Landes, zu mir gethan: daß er lieber mit allen seinen Kriegsleuten sterben wolle, als ein solches treues Volk preiszugeben; jedoch der General hatte weder Ohren für meine Worte, noch eine Erinnerung an jene Zeit."

„Ihr sprecht immer noch von dem General Melander und vergeßt ganz, daß dieser sich längst in den Reichsgrafen und Feldmarschall Seiner Kaiserlichen Majestät, den Herrn Peter von Holzappel verwandelt hat," sagte der Prinz spottend.

„Das zu vergessen würde schwer gewesen sein, Fürstliche Gnaden," entgegnete Dorothea. „Ihr hättet nur sehen sollen, von welcher großen Anzahl Pikeniere, Trabanten und Diener umgeben er hier anlangte, und wie deutlich er zu zeigen verstand, daß er Herr großer Macht und Reichtümer ist. Er gab dem Vater zu verstehen, daß ihm die Anrede „Hochgräfliche Excellenz" gebühre."

„Wenn man es von dem einfachen Bauernsohn Peter Eppelmann aus Nieder-Hadamar bis zum Generalleutnant Melander und Herrn von Pyroien und dann noch weiter bis zum Feldmarschall und Reichsgrafen von Holzappel, dem Besitzer fürstlichen Reichtums und einer ausgedehnten Herrschaft, gebracht hat, so mag es einem wertvoller erscheinen, immer mit allen den Ehren und Würden genannt zu werden, die man sich errungen, als es denen ist, die in altem Besitz und manchem Vorteil geboren sind," sagte der Obervorsteher entschuldigend.

„Was antwortete Euch der Herr Graf auf Euern Vorhalt?" fragte Friedrich, auf das frühere Gespräch zurückkommend.

„Bah, Redensarten," antwortete Malsburg verächtlich.

„Ich vermeine, es seien vielmehr Drohungen gewesen, Herr Vater," erinnerte Dorothea denselben. „Als Ihr ihm die Bitte aussprachet, dem Lande, dem er doch so viel verdankte, nicht die letzte Ölung zu geben und dem jungen Fürsten, den er so oft seiner Treue versichert, ein Örtchen unverdorben zu lassen, da sprang er auf und rief aus, er wolle dem Lande Maulschellen geben, daß es noch lange daran gedenken solle."

„Abscheulich," rief der Prinz, aber der Obervorsteher lachte laut.

„Ich warnte ihn, solche Worte nicht zu oft zu sagen," versetzte er; „denn sie könnten gar leicht den Glauben erwecken, die Frau Regentin habe ihm in der That die Ohrfeige gegeben, von der sich die Kasselaner erzählen."

Der Prinz lachte hell auf.

„Mit der Hand wird sie es wohl kaum gethan haben," rief er vergnügt; „denn Amalie Elisabeth ist zu besonnen, um sich so von ihrer Hitze hinreißen zu lassen. Mit Worten mag sie ihm aber mehr als einen empfindlichen Schlag versetzt haben."

„Und Oberst Stauf gab ihm dann in Marburg die uns angedrohte Maulschelle doppelt und dreifach. Könnt Ihr Euch denken, welch ein Wehegeschrei durch das Land ging, als es verlautete, daß der Graf Marburg aufs neue erobert, und welch ein Jubel ausbrach, als kund ward, daß ihn Oberst Stauf vom Schloß aus wieder vertrieben hatte?" fragte Dorothea.

„Wie, vom Schloß aus wurde der Streich geführt?"

„Jawohl," sagte Malsburg. „Stauf hatte sich mit seinem kleinen Haufen Kriegsvolk dahin zurückgezogen, und als ihm verraten wurde, daß Melander zur Feier seines Sieges ein Bankett gab, ließ er seine Kanonen auf das Haus richten, in dem es stattfand. Die Kugeln schlugen wirklich in den Speisesaal ein. Das hat dem Herrn Grafen denn doch die Laune verdorben, er wurde selbst dabei verwundet und zog einige Tage später ab.

„Kennt Ihr das Spottgedicht nicht, Fürstliche Gnaden, welches

ein Marburger Student in des Herrn Grafen Namen an den Oberst Stauf gerichtet?" fragte Käthe, die sich bei dem ernsten Gespräch nicht sonderlich zu unterhalten schien.

Friedrich schüttelte den Kopf.

„So erlaubt, daß ich es Euch sage, Fürstliche Gnaden; denn solches müßt Ihr kennen."

„Käthe!" mahnte Dorothea.

„O, nur einige Verse, Muhme, es ist zu schön," bat diese.

„Laßt es mich hören, Dorothea," sagte der Prinz. „Ihr wißt, ich bin immer ein Freund guter Geschichten."

Mit ausdrucksvoller klagender Geberde begann Käthe:

„O Stauf, o Stauf,
Was trägst Du zum Bankett mir für Oliven auf.
Wie bitter schmecken sie!
Das Land, das mich erhob und das mich hat ernährt
Hab' ich mit Raub und Schwert nun ganz und gar verheert!
Der Kaiser Ferdinand wird mich nicht groß beklagen,
Mich dünkt, ich hör' ihn schon die weisen Worte sagen:
Wo gab ich Dir Befehl, vor Deines Feindes Haus
In ein Bankett zu gehn!
So zweifl' ich, daß ein Mensch mich werde recht beklagen,
Kein Päpstler wird es thun, ich war nicht seiner Lehr',
Ein Lutheraner? Nie; denn ich bestritt sein Heer!
Calviner? Nimmermehr; denn ich war seines Glaubens
Und brauchte gegen ihn das Schwert des Brennens und des Raubens!"

Friedrich lehnte sich lachend in seinen Stuhl zurück, und Dorothea winkte dem jungen Mädchen, abzubrechen.

„Es ist genug, Käthchen," sagte sie. „Du darfst nicht vergessen, daß der Graf tot ist, und daß er als ein Tapferer bei Zusmarshausen fiel."

„Beklagt Ihr ihn, Dorothea?" fragte Friedrich.

„Nein," entgegnete sie kurz und bestimmt. „Er war unser persönlicher und nicht etwa bloß unsrer Sache Feind geworden. Er hat uns seine Feindschaft in jeder Weise fühlen lassen, ohne

der langen Freundschaft und der vielen genossenen Wohlthaten zu gedenken. Ich nehme keinen Anstand, ihn deshalb zu tadeln, aber ich bin keine Freundin von Hohn und Spott."

„Dann schlage ich vor, den Grafen ruhen zu lassen, wo er gebettet liegt. Wir können ja großmütig sein; denn wir sind im Vorteil über ihn geblieben," sagte der Prinz mit leichtherziger Gutmütigkeit und nahm sich einen der kleinen, stark mit indischem Ingwer gewürzten Kuchen, die zum Nachtisch aufgestellt waren.

Dorothea ergriff eine Weinkanne, um ihm den Becher neu zu füllen.

„Ich habe nicht zu dem Mäßigkeitsorden meines Herrn Vaters geschworen," rief Friedrich, der es geschehen ließ, mit fröhlichem Lachen. „Euer Wein ist zu gut, Herr Otto, um sich mit sieben Bechern voll zu begnügen."

„Der Mäßigkeitsorden!" rief der alte Ritter vergnügt bei der Erinnerung; „ja, ja, das war auch noch eine der Einrichtungen der guten alten Friedenszeit, die längst vergessen sind! Wir alle gehörten ihm an und befanden uns wohl dabei; denn bei sieben Bechern Wein zu jeder Mahlzeit brauchte man nicht zu dursten. Damit war aber doch Zucht unter das Hofgesinde gekommen, das vordem den ehrbaren Bürgern der Hauptstadt so oft Anlaß zu Klagen und Spott gegeben. Aber . . . ich fürchte, solche Segnungen wird uns der Frieden so wenig zurückbringen, als Ihr, Fürstliche Gnaden, jemals ein Buch schreiben werdet, wie Euer in Gott ruhender Herr Bruder es herausgegeben."

„Wie?" rief Dorothea überrascht, „schrieb der Landgraf Bücher?"

„Das wißt Ihr nicht?" fragte Friedrich „Habt Ihr niemals gelesen: „Die tugendsame Frau. Ausführlicher Wegweiser, wie eine tugendsame Frau sich verhalten soll, daß sie neben den Tugenden, mit denen sie begabet ist, Gott zu dienen, sich zugleich auch bei den Menschen angenehm und nützlich machen möge?"

„Ich kenne das Buch nicht," sagte Dorothea, „vermeine aber,

daß der Landgraf als Gemahl Amalie Elisabeths wohl darüber schreiben konnte."

„Und das Buch hat außer seinen vortrefflichen Lehren noch eine andere Merkwürdigkeit aufzuweisen. Es ist nämlich ganz und gar in deutscher Sprache geschrieben und jeder ausländische Ausdruck strengstens darin vermieden, wie denn Seine Gnaden solches Kauderwelsch gar sehr verachtete."

„Hm, wer weiß," versetzte Friedrich und zog die Schultern mit leichtem Spott in die Höhe. „Vielleicht erlebt das Land zu Hessen nochmals solche gesegnete Zeit. Mein Herr Neffe, der junge Landgraf ist ein zartes Herrlein. Niemand sieht ihm an, daß er in harten Kriegsläufen geboren und erwachsen ist, noch weniger merkt man, daß er sich in Kriegslagern versucht hat; denn er ist von gar feinen Sitten und vorsichtig in Werken und Worten. Er hat gern alles zierlich und geordnet um sich her, und wird dereinst einen Hof um sich sammeln, an dem Flüche, Saufen und laute Reden unerhört sein werden."

„Er hat im Felde tapfere Unerschrockenheit bewiesen, ist ein vortrefflicher Reiter und kühner Jäger," warf Dorothea ein.

„Das ist er," bestätigte der Prinz; „aber wenn Ihr nach dem tollsten Ritt mit ihm redet, spricht er so ruhig, wie nach einem Gebet, und der glücklichste Schuß vermag ihn nicht zu erregen."

„Ich habe seine schönen, schwermütigen Augen auch schon leuchten sehen."

„Dann sahet Ihr mehr als ich. Gegen mich ist er heute noch gerade so kühl, steif und abgemessen, wie er als Kind schon war. Der kleine Philipp war mir immer lieber."

„Ja, Philipp," entgegnete Dorothea lebhaft. „Er war aber auch ein besonders herziges Kind, man konnte nicht anders, man mußte den frohsinnigen Kleinen lieben! Doch solche Kinder, Fürstliche Gnaden, bleiben nicht auf der Erde, sie sterben früh. Aber der junge Landgraf hat wirklich edle Eigenschaften, und er hat die Hoff-

nungen, zu denen er schon früh berechtigte, erfüllt. Seine gewissenhafte Gerechtigkeit und bedachtsame Klugheit sind bewundernswert."

„Er ist neunzehn Jahre alt, Dorothea," rief Friedrich fast ungeduldig. „Da bewundere ich lieber eine unbedachtsame Tollheit als kühlen Verstand. Es gefällt mir nicht, daß er so widerspruchslos in die Verlobung mit der ältern, unschönen Prinzessin Hedwig Sophie von Brandenburg willigte. Wie mir Amalie Elisabeth sagte, hofft sie, daß schon im nächsten Jahre seine Vermählung stattfindet."

„Er sieht seine Heirat als das an, was sie sein wird, Fürstliche Gnaden," mischte sich der Obervorsteher, der etwas müde geworden war und seinen Stuhl weiter vom Tisch abrückte, wieder in das Gespräch. „Die Verbindung mit Brandenburg ist ein Vorteil für das Land, und dem jungen Herrn wird es dabei an Glück nicht mangeln. Hedwig Sophie ist für ihn die richtige Gemahlin; traut darin dem Scharfblick seiner Mutter. Die Prinzessin wird allen Schwierigkeiten mit Mut begegnen; der Landgraf sieht zu ihr auf wie zu seinem guten Stern, und sie selbst ist ihm mit warmer Zuneigung ergeben."

„Er hat einen absonderlichen Geschmack!"

„Er achtet und schätzt das Tüchtige, Fürstliche Gnaden," versetzte Malsburg ernst. „Und wer so vieler Vorrechte genießt, wie Fürsten, muß sich auch mancher andern Freiheit begeben können."

Unter diesen schnell gewechselten Reden hatte sich Herr Otto mit Dorotheas Hülfe erhoben, und der Prinz und Käthe waren seinem Beispiel gefolgt. Stehend sprach er das Dankgebet und reichte dann nach kurzer Stille dem Prinzen die Hand.

„Möchtet Ihr doch oft als lieber und willkommen geheißener Gast hier einkehren, Fürstliche Gnaden," sagte er herzlich; „aber ich fürchte, der Friede wird Euch nicht im Lande zu halten vermögen."

„Vielleicht nicht," erwiderte Friedrich. „Aber die Heimat behält immer ihren Platz in meinem Herzen, und wenn ich wiederkehre, werden meine Freunde erfahren, wie unvergessen sie in meinem Herzen leben."

Einer der Knechte trat herzu, um den Ritter zur Mittagsruhe in seine Kammer zu geleiten, und unterbrach das Gespräch.

„Darf ich Euch nicht führen, Herr?" bat der Prinz.

„Danke Euch, Fürstliche Gnaden," schüttelte dieser das Haupt. „Ihr bedürft der Ruhe noch mehr als ich, und wenn Ihr erlaubt, so gehe ich Euch voran und zeige Euch die Kammer, in welcher Ihr sie ungestört findet."

„Und wenn Ihr ausgeruht habt, Gnädiger Herr," setzte Dorothea hinzu, während sie dem Jugendgefährten die Hand bot, „so findet Ihr Käthe und mich drüben im Garten unter dem schattenden Nußbaum, und dort erzählt Ihr mir dann recht viel von Eurer herzlieben Gemahlin und dem Glück, welches Euch die sanfte, schöne Frau bereitet."

„Und Ihr berichtet mir dagegen, ob Eckebrecht zu schätzen weiß, was er in Euch errang, und wann Ihr ihm gestatten werdet, Euch heimzuführen."

Eine dunkele Röte stieg in Dorotheas Antlitz auf, und während sie den Prinzen bis zur Thür geleitete, an der Ihr Vater wartend stand, versuchte sie zu scherzen:

„Kein Mann, sagt man, erkenne ganz den Wert der Frauen, Fürstliche Gnaden; doch Eckebrecht, der in allen Dingen eine Ausnahme macht, hält mich für ein köstliches Gut."

Der Prinz winkte ihr freundlich zu, und die Thür schloß sich hinter ihm.

Einen Augenblick blieb Dorothea stehen; dann schritt sie zu dem Fenster. Das Lächeln war von ihren Lippen verschwunden, und ein Zug von schwermütigem Ernst hatte sich auf ihr Antlitz gebreitet, als sie sinnend zu dem tiefen Blau des Himmels aufsah, als erwarte sie von oben die

Antwort auf die leise Frage: „wann?“ die ihrem Munde entschlüpfte.

„Bald,“ sagte da hinter ihr Käthens ermutigende Stimme, und fröhlich zeigte das junge Mädchen hinaus. „Seht doch, wie friedlich und heiter es schon im Lande aussieht.“



Vierundzwanzigstes Kapitel.

Endlich war der Friede gekommen! Aber er war nicht hereingebrochen wie es viele geträumt, als ein Licht, welches alles mit seinem Glanze erfüllt und erleuchtet, und nicht wie der Sommer, der mit siegender Gewalt den Blumen die Kelche erschließt zu Pracht und Duft, sondern langsam nur hielt er seinen Einzug, dem zögernden Lenze gleich, der mit Schauern von Eis und Schnee wieder vernichtete, was die warmen Sonnenstrahlen der Erde an Grün entlockten.

Ein Krieg war beendet, wie noch keiner jemals zuvor ein Volk der Erde heimgesucht, aber dennoch nicht niedergeworfen hatte, und ein Friede war geschlossen worden, den weder Sieg auf der einen, noch Niederlage auf der andern Seite herbeigeführt, sondern allein die brennende Sehnsucht aller, endlich auszuruhen von dem langen Streite.

Ungekränkt sollte fortan jeder auf seiner Scholle und in seiner Heimat wohnen dürfen; nicht mehr sollte das Schwert, wohl aber die Pflugschar geschliffen werden, und die Menschen sollten wieder von der Erde ihr tägliches Brot empfangen, zwar gesäet und geerntet im Schweiße des Angesichts, wie es verheißen steht, aber ihnen doch gegeben zum Segen und fröhlichen Gedeihen in Ehren und Frieden.

So war die Botschaft erklungen und verkündet worden in Stadt und Land, auf Burgen und in Höfen, in Schloß und Hütte.

Und welche Hoffnungen hatten bei dieser Verkündigung die Herzen geschwellt, als am vierundzwanzigsten Oktober 1648 von Münster aus die Herolde des Reiches die frohe Nachricht durch die Lande trugen. Auf allen Straßen zogen sie mit stattlichem Gefolge dahin, und unter Trommelschlag und Trompetenklang verkündeten sie aller Orten, daß das Riesenwerk des Friedensschlusses endlich gelungen sei.

Mit hohen Erwartungen hatte ihn insbesondere die Jugend begrüßt; er sollte sie einführen in eine Zeit, in welcher aller Streit ruhte, in welcher jeder in Sicherheit seine Straße ziehen, und die Hofthore offen stehen konnten, durch welche der Fremde fortan nur als hochwillkommener Gast schreiten würde; denn also hatten die holden Erzählungen der Alten gelautet.

Aber nichts von alledem hatte sich bislang erfüllt, und die Enttäuschung bedrückte die Herzen.

Wohl standen sich keine Heere mehr kampfbereit gegenüber, aber die Sicherheit hatte dadurch nicht gewonnen. Die Zucht und Ordnung, welche der Profoß bisher mit strengem Gesetz aufrechterhalten, war gesetzlos geworden, und an gar vielen Orten hatten sich die Fähnlein aufgelöst, bevor die Obersten die Soldaten entlassen; denn die Mannschaften eilten, heimzukehren oder dahin zu ziehen, wo sie sich früher schon einen gelegenen Platz zur Heimstätte auserkoren hatten. In manchem Dorfe und auf manchem Hofe setzten sich daher Fremde fest, die vordem hier kein Recht an den Acker gehabt. Ganze Haufen wüster Gesellen zogen mit Weibern und Kindern durch das Land und versuchten, sich hier und dort heimisch zu machen. Jedoch rechtlos wie das Gut gewonnen, zerrann es ihnen wieder, wie Schnee in warmer Hand; denn das im Krieg und sorglosen Herumziehen erwachsene Geschlecht scheute die Arbeit hinter dem Pflug und hatte nicht gelernt, mit Meißel und Kelle oder Hobel und Säge zu hantieren.

Nicht mehr gehalten von der strengen Manneszucht der Regimenter, sanken die meisten zu Bettlern herab, die sich nicht scheuten, zu stehlen, was sie als Beute nun nicht mehr nehmen konnten.

So kam es, daß trotz aller Freude der Friede doch nirgends eine Stätte fand, auf welcher er seinen Segen mit vollen Händen ausstreuen konnte. Sie mußte ihm erst bereitet werden; und dazu fehlte an vielen Orten den Alten die Kraft und den Jungen das Geschick.

Man hatte von jubelnden Festen geträumt, aber wer sollte sie feiern, wo waren in den zerfallenen, öden Dorfschaften die behäbigen Alten, welche ihre Freude daran gehabt hätten, ihre Söhne und Töchter im fröhlichen Reigen sich schwingen zu sehen, und wo waren die frohgemuten Burschen und rosigen Dirnen, welche vordem so gern in jauchzender Lust den Zweitritt gestampft?

Müde Greise und griesgrämige alte Weiber, gedrückt von Armut und Entbehrungen, schlichen durch die schmutzigen Dorfgassen, in denen der Versuch, das Zerstörte wieder aufzurichten, den Verfall nur deutlicher machte.

Ermattet von der ungewohnten Arbeit im Felde saß rauchend, trinkend und fluchend der heimgekehrte Soldat und wartete auf den Imbiß, den sein grell aufgeputztes Weib ihm an dem notdürftig aufgebauten Herd bereitete, während die zerlumpten Kinder mit wüstem Lärm auf der geborstenen Schwelle spielten. Mit Kopfschütteln sah dann wohl der greise Vater auf den Sohn, wenn dieser die blauen Tabakswolken in die Luft blies; aber er fragte nicht mehr, welchen Genuß eine Unsitte bereite, die nur verzehrt und nicht ernährt; denn er hatte bereits die Erfahrung gemacht, daß der Heimgekehrte lieber das Brot entbehren und die Seinen Not leiden sehen würde, als auf das übelriechende braune Kraut verzichten.

Der Frieden fand eben noch keine Stätte im Lande, und selbst die Dankgebete für denselben hatte der Pfarrer nur selten in dem Gotteshause darbringen können; denn die Kirchen waren zerstört, die Altäre beschmutzt und die Türme ihrer Glocken

beraubt. Auch die Dorflinde war umgehauen, der Anger, der sonst zur Versammlung gedient, lag zerwühlt und zerstampft, und so mußte oft das einzige, hergerichtete Gemach des Pfarrhauses zum Betsaal dienen.

Nicht zur Freude, wie die meisten vermeint, rief also der Friede die Menschen, sondern zur Arbeit. Zur harten, schweren, stetigen, täglichen Arbeit, deren man sich entwöhnt hatte, und die erst wieder binden mußte, bevor sie frei machen konnte.

Und so war aus der Lust froher Hoffnungen allmählich trübe Unlust und Niedergeschlagenheit geworden, und schwer wurde es überall den Obrigkeiten und Landesherren, Ordnung und Gesetze aufzurichten und die Schwerter niederzuhalten.

Aber unverzagt und ohne Zögern ward aller Orten von den Heeren die Arbeit begonnen, bei der die Ablohnung und Abdankung der Regimenter, die Entschädigungen für die Obersten und Befehlshaber sowie die Räumung der Quartiere in den eroberten Landstrichen die erheblichsten Schwierigkeiten boten. Erst in der zweiten Hälfte des April 1649 waren auch in Hessen die Verhältnisse soweit geordnet, daß die Landgräfin Amalie Elisabeth einen Dankgottesdienst für den Frieden abhalten lassen konnte.

Es war ein schöner Frühlingstag. Von dem wolkenlosen Himmel strahlte die Sonne warm hernieder, und schon seit den frühsten Morgenstunden war eine freudige Geschäftigkeit in den belebten Gassen Kassels wahrzunehmen.

Aus Tannenzweigen und dem ersten zarten Grün des Lenzes hatte man Gewinde und Kränze geflochten, welche über die Straßen gezogen, diese und die Häuser schmückten. Dazwischen wehten zahlreiche Fahnen und hingen bunte Teppiche aus den weit geöffneten Fenstern, und auch an ernsten Inschriften und scherzhaften Bildnissen fehlte es nirgends.

Es war bekannt geworden, daß die Landgräfin-Regentin nicht in der Schloßkirche, die sie sonst zu besuchen pflegte, sondern inmitten ihrer getreuen Bürgerschaft Gott ihren Dank in der Kirche zu St. Martin darbringen wollte, und um die Fürstin zu

ehren und den Ausdruck ihrer Freude sichtbar werden zu lassen, hatten die Bewohner nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Häuser und Gassen in Festschmuck gekleidet. Denn selten nur war es den Einwohnern jetzt vergönnt, die hohe Frau zu sehen. Sie war den ganzen Winter über mit körperlichen Leiden beschwert gewesen, und die heftigen Schmerzen, welche sie heimsuchten machten ihr das Gehen oft so unmöglich, daß sie sich eines Tragsessels bedienen mußte.

Auch das Malsburgsche Haus prangte im reichen Schmuck von Kränzen und Fahnen. Dorothea hatte eben das letzte Gewinde in der großen Laube am Eingang des Gartens vollendet und einem Knecht übergeben, als der Obervorsteher, auf seinen treuen Klas gestützt, in der Thür des Hauses erschien. Sie stand eilig auf, um ihm entgegenzugehen. Er war im vollen ritterlichen Schmuck. Das harnischartig fest anliegende Wams von rotem Samt, das über den Hüften mit dem reichverzierten goldenen Wehrgehäng geschlossen wurde, war fast ganz mit reicher Silberstickerei bedeckt und ließ nur in der Mitte der Brust und an den schmal geschlitzten Ärmeln das feine Linnen des blendend weißen Hemdes sehen, dessen kostbare gelbliche Spitzen Hals und Hände in breiten, reichen Krausen umgaben. Die seidene Feldbinde, welche er in den Farben seines Geschlechtes über der Brust trug, war unter dem linken Arm verschlungen und an ihren herabfallenden Enden mit schweren Goldtroddeln verziert. Aus den kurzen roten Samthosen sahen ebenfalls breite kostbare Spitzen hervor und hingen bis auf die gebauschten Schäfte der zierlich gearbeiteten Stiefel aus gelbem, weichem Renntierleder. Es war eine reiche kleidsame Tracht, und als Dorothea dem Vater den Arm bot, sah sie erfreut zu ihm auf; denn in dem sorgfältig angelegten kostbaren Anzug erschien er ihr jünger und stattlicher als seit lange.

Auch sie war schon im vollen Putz, und das zarte Blau ihres Gewandes, vereint mit dem matten Weiß des reichen Perlenschmuckes, den sie trug, paßte vortrefflich zu ihrer eigenartigen Schönheit und der sanften Ruhe ihrer Bewegungen.

„Ihr seid schon völlig zum Kirchgang gerüstet, Herr Vater?" fragte sie erstaunt, während sie denselben zu der Laube geleitete, in welcher sie sich neben ihm niederließ. „Ist es schon so spät?"

„Nein, wir haben noch lange Zeit," entgegnete er, „aber ich habe noch Rücksprache mit einigen Herren zu nehmen und wollte vorher mit Dir plaudern; denn mich dünkt, Dorothea, wir haben lange keine vertrauliche Zwiesprache miteinander gehalten."

„Sie senkte den Kopf, denn sie fühlte den leisen Vorwurf in des Vaters Worten um so mehr, als sie sich wohl bewußt war, wie sie geflissentlich in den letzten Wochen jedem Gespräch ausgewichen war, welches sich auf sie selbst oder Eckebrecht bezog. Sie hatte lange und geduldig auf den Frieden gewartet, und daß sie wie die meisten der andern gehofft und geglaubt, er würde bei seinem Kommen alles mit Glück und Freude erfüllen, merkte sie erst, als es nicht geschah.

„Es waren so mancherlei Sorgen, die Euch in dieser Zeit in Anspruch nahmen, Herr Vater," entgegnete sie ausweichend, „daß ich Euch nicht mit den meinigen belästigen wollte."

„So hattest Du Sorgen, Dorothea?" fragte der Vater und strich ihr liebkosend über die Stirn. „Das hatte ich nicht gefürchtet, wenn ich auch sah, daß Du Dir zuweilen die Laune trüben ließest."

„Die Laune?" wiederholte sie fragend, ohne aufzusehen, und legte die Hand auf die Augen; dann schaute sie auf und dem Vater voll ins Antlitz. „Nein, Herr Vater," sagte sie freimütig, „es war nicht gute Laune, was mir mangelte, sondern Sorge drückte mich nieder; denn ich vermag nicht zu erkennen, wie wir im Frieden den Frieden finden werden. Hoffnungsloser als vordem sehe ich in die Zukunft."

Der Ritter antwortete nicht gleich, und sie fuhr nach kurzer Stille fort:

„Ich kenne nur den Krieg; aber seit ich zu denken vermag, ist aller Menschen Hoffen und Sehnen auf das Ende des Streites gerichtet gewesen, und von der Zeit, die dann anbrechen würde,

erwartete jedermann goldene Tage. Den Frieden zu erleben, war die Bitte, die von Tausenden ausgesprochen täglich zu Gott aufstieg, und ihn zu erringen, wurden alle Kräfte angespannt. Jeden Schmerz zu ertragen, jeden Kummer zu überwinden, jedes Leiden zu besiegen, dazu gab die Hoffnung auf ihn die Kraft; denn die Fülle seines Segens — so war der Menschenherzen Glauben — würde vergessen lassen alles Ungemach und alles Elend der vergangenen Zeit, und nun . . ."

„Wo der Kampf ausgetobt hat und die eingetretene Stille uns zur Besinnung kommen läßt, nun fühlen wir erst die ganze furchtbare Ermattung, die er mit sich brachte," beendete der Vater die begonnene Rede. „Kann es anders sein, Dorothea? Ist Genesung schon Gesundheit, und haben wir nicht von je gewußt, daß das Los unserer Nachkommen Arbeit sein würde, ernste, strenge, sorgenvolle Arbeit, unter der unser Volk erst wieder erstarken muß zu seiner vollen Kraft? Und unser Volk sind wir, Dorothea! Auch wir müssen beginnen, allesamt und ungesäumt mit dem, was not ist."

Er hatte eindringlich und lebhaft gesprochen; dann hielt er inne und fuhr erst nach einigen Minuten ruhiger fort:

„Eckebrechts Gutsverwalter ist bei mir gewesen und hat mir berichtet, daß das Haus in Obermeiser wieder aufgerichtet steht, und daß die Arbeit, die auch dort gethan werden muß, ihres Herrn wartet. Ich werde noch heute nach dem Tedeum die Landgräfin bitten, ihn von dem Heere zu entlassen."

Eine dunkele Röte glühte in Dorotheas Antlitz auf, aber ihre Augen leuchteten, als sie sanft mit leichtem Kopfschütteln erwiderte:

„Eckebrechts Pflichten im Heere . . ."

„Sind erfüllt!" unterbrach sie aber der Vater mit großer Bestimmtheit. „Ohne Sold und Lohn kämpfte er für seinen Glauben und sein Land und war allezeit eingedenk der Treue, die er seinem Lehnsherrn schuldete. Er ließ sich durch keinen Vorteil verlocken noch bethören und achtete nicht der Zerstörung,

die seine Güter und Höfe traf. Was unser Volk getragen, das trug er mit ihm; wie es für seine höchsten und heiligsten Güter gekämpft, so that auch er, und wie es jetzt von Gott zur Arbeit berufen ist, so ergeht auch an ihn der Ruf. Du aber sollst dabei seine Gehülfin sein, Dorothea, wie er es begehrt hat.“

Sie senkte das Haupt; denn sie scheute sich, den Vater die Bewegung sehen zu lassen, die seine Worte hervorriefen, und sagte leise:

„Aber Ihr, Herr Vater? Ich kann Euch nicht verlassen.“

Dieser beachtete den Einwurf nicht und fuhr fort:

„Eckebrecht ist meines Stammes und meines Namens; er wird mir durch Dich der Sohn werden, dessen ich bedarf und den mir Gott versagte; aber es ist Zeit, daß er es mir wird; denn ich fühle die Last der Jahre und der Sorgen, die ich getragen, und daß ich mit zu denen gehört, die niedergerissen haben. Ich tauge nicht mehr dazu, wieder aufzubauen.“

„O, Herr Vater,“ rief Dorothea schmerzlich, „klagt Ihr Euch einer Schuld an bei dem Entsetzlichen, das uns betraf?“

„Nein, Dorothea,“ erwiderte dieser, sich lächelnd höher aufrichtend und seine Hand auf die ihre legend. „Solche furchtbare Heimsuchungen Gottes sind nicht die Schuld einzelner Menschen. Es ist die Verschuldung der Gesamtheit, die solcher Zuchtrute bedurfte. Siehe, ich habe in diesen letzten Jahren, in denen ich zum Stillsitzen verurteilt war, viel über das Vergangene nachgedacht und auf das Zukünftige gesonnen, und habe dabei erkannt, daß es uns allen not war, aufgerüttelt und vor eine Arbeit gestellt zu werden, die wir in vielen Jahrzehnten nicht ganz werden bewältigen können.

„Mehr als andere sind die Männer des deutschen Volkes geneigt, sich in grübelndes Denken zu verlieren und mit Spitzfindigkeiten des Geistes einen Krieg zu führen, der erbittert und vergiftet, aber keine lebendige Frucht trägt, weil er sich nach jahrelangem Streit nicht mehr um das lebendige Wort, sondern um den toten Buchstaben handelt. In enge Klosterzellen,

aus denen kein Licht in die Welt fiel, haben sich in frühern Jahrhunderten die besten Männer unseres Volkes geschlossen, und sannen und grübelten dort in der Stille über die tiefen Rätsel der Welt und des menschlichen Daseins. Aber das Kloster, das unter der Herrschaft Roms stand, erstickte in ewigem Schweigen, was diese Männer in kühnem Denken erforscht, und das Ergebnis ihres rastlosen Fleißes blieb ungenützt. In thörichtem Hader und Raufereien verbrachten andere ihr Leben und vergeudeten in fremdem Sold die beste Kraft des alten Reiches, bis Luther aus seiner Klosterzelle hervortrat und gewaltig den deutschen Geist hinaus ins Leben und zum Kampfe rief. Machtvoll breitete er sich dann aus, und jede Fessel sprengend, trug er das freigemachte Wort über die ganze Welt, und hier in unserm Lande war es, wo ihm die erste Stätte bereitet wurde! Aber er versank im Laufe der Jahre wieder in fruchtlose Zänkereien. Der Streit der Gelehrten drohte alles zu überwuchern und mit seinem Unkraut zu ersticken, was gesäet war. Da mit einemmale erwachte plötzlich und riesengroß diese Erkenntnis bei den Evangelischen und ließ sie nach dem Schwerte greifen. Jedoch der erwartete Sieg wurde nicht sogleich unser Teil. Der Kampf war ausgebrochen um unseres gefährdeten Glaubens willen, aber er mußte fortgesetzt werden um unserer Lande und um unserer Rechte willen, und so lehrte uns der Krieg die rechte echte Liebe zu unserer Heimat! Es ist Gottes Gebot, Dorothea, das Land, darin wir geboren sind, hoch und heilig zu halten als das uns von den Vätern ererbte höchste irdische Gut. Wir werden es mit unserm Leben hinter uns lassen, aber ungeschmälert muß es unsern Nachkommen verbleiben, nicht als ein Schatz, den Rost und Motten fressen, sondern als die Heimat, die uns zum irdischen Vaterland von Gott gegeben ist! So gewiß, als es Sünde ist, unsere Hand an den Leib zu legen, der unserer Seele zum Kleide dient, das sie zieren soll, ebenso gewiß ist es Sünde, unser Leben nicht willig für die Heimat zu lassen, in der wir keine bleibende Statt haben sollen, von der aus wir aber die zukünftige erlangen werden.

„Und siehe, Dorothea, diese Erkenntnis war uns verloren gegangen; zu ihr hat uns der Krieg zurückgeführt, und darum war er uns ein Segen! Er hat uns vor rüstige Arbeit gestellt. In ihr wird uns die Liebe zur Heimat erwachsen und zunehmen; denn nicht nur in Schulen kann diese Arbeit gethan werden, auch die Hand muß dabei helfen und darf nicht feiern. Und wenn wir heute für den Frieden danken, mein Kind, so laß uns auch zugleich bitten, daß Gott uns Gnade gebe vor seinem Angesicht, auf daß das Werk, zu dem wir jetzt berufen sind, wachsen und gedeihen möge, unserm gesamten deutschen Volke zum Heil und Gott zur Ehre!"*)

Noch niemals hatte der Vater so aus der Tiefe seines Herzens zu Dorothea gesprochen, und sie erkannte daraus die große Bewegung, in welche ihn der heutige Tag versetzte; denn auch sie empfand seine Bedeutung und die neue Aufgabe, vor welche er sie stellte. Doch zu verschiedenartige Gefühle stürmten auf sie ein; sie vermochte ihnen keine Worte zu geben und legte stumm ihre Rechte in die Hand, die der Vater ihr hinhielt; aber aus ihren Augen konnte er erkennen, wie stolz sie war, daß er sie wert hielt, so zu ihr zu reden.

Es trat ein längeres Schweigen ein. Dorothea sah nachdenklich in den sonnigen Garten vor sich, und auch Herr Otto war in stiller Überlegung versunken; dann richtete er nach einer Weile sich auf und sagte:

„Ja, es ist Zeit, daß Eckebrecht heimkehrt."

„Wollt Ihr ihn rufen, Herr Vater?" fragte Dorothea, und aus ihrer Stimme klang ein gewisses Unbehagen.

Der Ritter wandte sich ihr erstaunt zu; er erkannte ihre

---

*) Mehrere Gutachten über den Zustand des Landes und Ratschläge zur Abhülfe der Schäden vom Obervorsteher Otto von der Malsburg befinden sich auf der Landesbibliothek zu Kassel. Das älteste ist vom 20. März 1644 aus Elmarshausen datiert. Amalie Elisabeth riet bei der Abdankung ihrem Sohn, sie zu beachten, und dieser führte durch gesetzliche Verordnungen mehrere derselben aus.

Meinung und wie sie wünschte, der Geliebte möchte ungerufen kommen und sie fordern, wie er verheißen hatte. Er schüttelte das Haupt.

„Wie könnte ich das?" fragte er. „Eckebrecht liegt mit seinem Fähnlein in einem der Quartiere, die in Pfandschaft bleiben, bis die Kriegsentschädigung gezahlt ist, und ich kann ihn so wenig fordern, als er sich lösen kann von seinem Schwur: auszuharren bis ans Ende. Aber die Landgräfin kann ihn entlassen; denn es fehlt nicht an solchen, die an seine Stelle treten können, und ich vermeine, wohl ein Recht zu haben, solche Gnade für Dich zu erbitten."

„Für mich?" stammelte Dorothea verwirrt. „Ich gelobte der Frau Mutter, Euch nicht zu verlassen."

„Bis zum Frieden, Dorothea," sagte der Vater, ihr zunickend, „und der Frieden ist da!"

„Aber . . ."

„Kein Aber," wehrte der Ritter bestimmt. „Siehe, als die Mutter in der Angst ihrer Sterbestunde jenes Versprechen von Dir verlangte, da erfüllte nur noch die Sorge um meine Verlassenheit ihr liebevolles Herz, und sie hatte vergessen, da Welt und Dasein vor ihr versanken, daß Eltern kein Recht haben, das Leben ihrer Kinder an sich zu binden. Der Krieg tobte damals in seiner schrecklichsten Gestalt durch die Lande. Wir hatten die Hoffnung aufgegeben, Eckebrecht möchte Dich zum Weibe begehren; denn er hielt sich fern; und die Mutter glaubte an meiner Seite Dein Geschick am besten gesichert. . . . Ich ließ Dich dann Dein Gelöbnis ungehindert erfüllen, Kind, weil auch Eckebrecht wünschte, Dich als Hausfrau in sein Eigentum zu führen, und weil er Dich nicht der Unsicherheit des Lagerlebens, den Unziemlichkeiten der Quartiere und den Gefahren der Märsche aussetzen wollte. Auch wußte ich wohl, daß Du schwer darunter gelitten haben würdest, hättest Du der Mutter die gelobte Treue nicht halten können."

„Niemals würde ich sie gebrochen haben, Herr Vater,"

beharrte Dorothea, den schönen Kopf erhebend und die Hände vor der Brust kreuzend. „Mein Gelübde ist erfüllt," setzte sie dann zögernd hinzu, „aber Ihr wißt, daß Eckebrecht mich in sein Heim begehrt und Ihr . . ."

„Sorge Dich nicht um mich, Dorothea," unterbrach sie der Vater. „Über die Gewohnheiten meines Lebens wachen Nickel und Klas mit eifersüchtiger Pünktlichkeit, und die Einsamkeit wird mir Käthe schon vertreiben."

„Aber wie lange wird Käthe noch bei Euch bleiben?" warf Dorothea an.

„Einstweilen jedenfalls," beruhigte sie der Vater mit Zärtlichkeit. „Prinzessin Charlotte und Elisabeth sind noch unvermählt, und Käthes Mutter ist als Hofmeisterin derselben an ihr Amt gebunden."

„Aber dann?" beharrte Dorothea mit jenem Gefühl fürsorglicher Pflichttreue, die sich fürchtet, niemals genug alles bedacht zu haben.

„Dann?" wiederholte der Vater lächelnd, „wird kommen, was kommen soll. Du mußt es lernen, Kind," fuhr er nach augenblicklichem Schweigen fort, ihr in die Augen blickend und zärtlich über ihre Hand streichend, die in der seinen lag, „daß es genug ist, wenn ein jeglicher Tag seine eigene Plage hat! Laß doch ab, für eine Zukunft zu sorgen, die uns zwar verhüllt ist, aber in einer gütigen Vaterhand liegt! . . . Ich komme," rief er dann, sich unterbrechend, einem Knechte zu, der sich in der offenen Thür des Hausganges zeigte, und mit Dorotheas Hülfe sich erhebend, setzte er heiter hinzu:

„Lebe nun fortan Dein Leben, Dorothea, wie ich das meine gelebt. Es ruft Dich zu vieler Arbeit und zu reichem Lohn. Wenn es Dir Sorgen und schwere Stunden bringt, so wird es doch auch mit Freuden nicht kargen; denn kein Menschenlos ist so elend, daß solche dem nicht erblühten, der Treue gehalten hat und auf erfüllte Pflicht sieht."

„Seine Excellenz der Herr Generalleutnant von Geiso

erwarten Euer Gnaden," meldete Klas, der die Stufen herabkam, um dem Hausherrn seinen Arm zur Stütze zu bieten.

* * *

Dorothea war in den Garten zurückgekehrt, in dem die Wege frühlingsduftig im hellen Sonnenschein lagen, und fröhlich lauschte sie auf den zwitschernden Gesang der Vögel und das leise Summen der Bienen, die emsig um die blühenden Kirschbäume schwirrten. Wie von einem Bann gelöst, betrachtete sie erst jetzt all die blühende Schönheit um sich her, und verwundert fragte sie sich, was ihr denn die Gedanken so frei gemacht von ihrer frühern Bedrückung. Mit leichten Schritten eilte sie durch die wohlbekannten Pfade und Gänge des Labyrinthes, und mit einem glücklichen Lächeln blieb sie neben der Steinschale stehen, in welche ihr einst Prinz Friedrich seinen Ring gelegt an Stelle dessen, den sie verloren, und sie blickte auf ihre Hand, an der auch heute der Reif mit den blauen Steinen fehlte.

„Nur ein Malsburg darf ihn tragen," hatte sie damals, unbewußt der Bedeutung ihrer Worte, dem Prinzen die Sage ihres Geschlechtes wiederholt, und . . . ein Malsburg trug ihn nun! Mit dem alten Kleinod ihrer Urahne hatte sie sich dem Geliebten gelobt, und mit fröhlicherer Zuversicht denn je glaubte sie heute daran, daß die Türkisen desselben ihre glückbringende Kraft besonders dann bewähren würden, wenn er zwei Malsburgs in Liebe verband.

„Es war ein Tag wie heute," murmelten ihre Lippen, als sie sich zum Gehen wandte. In die Erinnerungen der Vergangenheit verloren, wandelte sie langsam zurück und pflückte Veilchen und Himmelsschlüsselchen, die im warmen Sonnenschein an den schützenden Wänden der Tannen blühten. Sie legte sie zum zierlichen Strauße geordnet auf den Tisch, welcher in der Laube stand und als sie sich auf die Bank niederließ, fielen ihre Blicke auf das beschriebene Blatt, welches neben den Blumen lag. Es war das Danklied des frommen Sängers Paul Gerhard,

welches er für den Frieden gedichtet, und das nach dem Tedeum gesungen werden sollte.

Dorothea hatte es schon oft durchlesen, aber noch niemals hatten seine einfachen schlichten Worte sie so ergriffen wie eben, da sie selbst sich in der Tiefe ihrer Seele erhoben fühlte zu dem Dank, den die Strophen so würdig aussprachen. Ihre Lippen beteten die Worte nach:

Erhebe Dein Gemüte
Zu Deinem Gott und sprich:
Herr! Deine Gnad' und Güte,
Bleibt immer sichtbarlich.
Das drückt uns nichts wohl besser
In Seel' und Herz hinein,
Als ihr zerstörten Schlösser,
Ihr Städt' voll Schutt und Stein,
Ihr vormals grüne Felder,
Nun ohne Saat bestreut,
Ihr wild zerstörten Wälder,
Du dürre Wüst' und Haid',
Ihr Gräber voller Leichen,
Du Land voll Graus und Blut,
Ihr Helden sondergleichen,
Die Ihr im Tode ruht!

Einen Augenblick senkte sie das Haupt und gedachte der vielen Toten, welche diesen frohen Tag erhofft aber nicht erlebt hatten. Jedoch sie vermochte die Trauer nicht festzuhalten in ihrem Herzen. Sie sah fröhlich auf und wußte selbst nicht, wie es gekommen, daß ihr alles nun mit einemmale gewandelt und verändert schien. Froh und lachend winkte ihr die Zukunft, und nach schaffensreichen Tagen erstanden vor ihrem innern Auge Abende voll köstlichen Friedens und häuslichen Glückes. Wie war es nur möglich gewesen, daß sie so hoffnungsarm und ohne Freudigkeit hatte sein können, weil eine unabweisbare Pflicht den Geliebten länger fernhielt, als sie gedacht. O, welch ein kleinmütiges und verzagtes Ding war doch auch ihr Herz, von dem

sie geglaubt, daß es stark und geduldig ausharren würde in jeder Not.

Allzeit getreu hatte auch sie sich gelobt, den Eid zu halten, den die Männer des Hessenlandes geleistet. Zuvor wollte sie jeder Pflicht und dann erst des eigenen Glückes gedenken. Sie beugte das Haupt und sann darüber nach, ob sie allzeit getreu dem Geliebten das Wort gehalten, ihm hold und gewärtig zu sein zu jeder Frist, früh oder spät! Es erschien ihr, als hätten erst heute des Vaters Worte sie frei gemacht und gelöst von jeder andern Pflicht und sie dem zu eigen gegeben, dem anzugehören für Zeit und Ewigkeit sie sich sehnte. — Und so sehr waren ihre Gedanken mit diesem einen beschäftigt, daß, als jetzt die schwere Hausthür nach der Straße geöffnet wurde und dröhnend wieder zufiel, sie aufsprang, weil sie seinen Schritt und seine Stimme zu vernehmen glaubte. Lächelnd setzte sie sich wieder; denn nur die beiden Knechte waren es, deren freudige Rufe aus dem Flur bis zu ihr drangen. Aber wer war heute nicht fröhlich und wer erhob seine Stimme nicht lauter als sonst! Hatte doch der Tag sich selbst und die Erde geschmückt mit all dem holden Glanz, welchen der Frühling ausstreut.

Aber nun sprang sie doch auf, und ihren Lippen entfloh ein Schrei, so jubelnd, so hell und so klar, daß er das Lied der Vögel übertönte. Ihre Arme breiteten sich aus, dem Kommenden entgegen, und ihr Gruß:

„Eckebrecht!“

klang wonniger als jede andere Rede in das Ohr des Mannes, der sie umschlungen hielt, und dessen warmen Kuß sie auf ihren Lippen fühlte!

* * *

„Base Dorothea, Base Dorothea!“ schallten bald darauf fröhliche Kinderstimmen in den Garten herein. Die kleinen Hände mit Veilchen und Schneeglöckchen gefüllt, und atemlos vom hastigen Wettlauf, kamen Annens beide kleinen Töchter durch den offenstehenden Thorweg in den Hof. Jede derselben war eifersüchtig bemüht,

der andern zuvorzukommen mit ihrem Gruß. Doch schüchtern blieben sie an der Pforte stehen, da sie die Base nicht allein trafen. Christine überwand zuerst ihre Scheu, als Dorothea ihnen zurief, heranzutreten.

Sie legte bedachtsam die Blumenfülle, die aus vielen zusammengebundenen kleinen Sträußen bestand, auf den Tisch und sah mit großen Augen neugierig zu dem stattlichen Offizier auf, der neben Dorothea stand, und nur langsam bot sie ihm die kleine Hand. Ihre jüngere Schwester hatte diese Höflichkeit schneller erledigt. Sie war lebhafter, und das Schicksal ihrer Blumen schien ihr nicht sehr am Herzen zu liegen; denn sie hatte dieselben eilfertig auf den Tisch geworfen, und die kleinen Gebinde lagen nun über denselben zerstreut umher, als sie Dorotheas Knie umfaßte und mit glühenden Wangen zu ihr aufstrebend, fragte:

„Kommt er?"

„Da ist er ja," lächelte Dorothea, auf den Junker zeigend, und strich zärtlich über die blonden Locken des schönen Kindes.

„Der?" fragte es gedehnt und schüttelte das Köpfchen. „Nein, Base, den meine ich nicht."

„Das ist der Major Eckebrecht von der Malsburg," erklärte Christine verständig. „Er wird die Base Dorothea heiraten, darum ist er da."

Eckebrecht und Dorothea lachten.

„Woher weißt Du denn das?" fragte er belustigt.

„Ich hörte, wie die Frau Mutter sagte, Ihr würdet nun bald kommen, und dann würde Base Dorothea heiraten," antwortete das Kind scheu in der Ungewißheit, ob es nicht etwas gehört und verraten, was ihm zu wissen und zu sagen nicht ziemlich sei. „Und nun seid Ihr da," setzte es entschuldigend wegen seiner vielleicht kühnen Schlußfolgerung hinzu.

„Und nun bin ich da," bestätigte der Junker, „und werde wirklich die Base heiraten. Freut es Dich?"

„Werdet Ihr sie hier lassen?" fragte die Kleine vorsichtig.

„Nein, das werde ich nicht thun," schüttelte Eckebrecht den Kopf. „Die Base wird dann meine Frau sein, und ich werde sie mit mir nehmen."

„Dann freut's mich nicht," sagte das Kind entschieden und wandte sich dem Tisch zu, um ernsthaft die zerstreuten Blumensträuße wieder zu sammeln.

„Ich werde mit vielem Neid zu kämpfen haben," sagte Eckebrecht mit dem Scherz des Glücklichen; „selbst die Kinder gönnen Dich mir nicht. Was wird Anne sagen?"

„Sie wird mich Dir gönnen von ganzem Herzen. Ich fürchte, ich war ihr oft eine grämliche Freundin, und sie hat viel Geduld mit mir haben müssen; denn ich vermochte nicht immer den Frieden mit der sanften Geduld zu erwarten, mit der einst Anne die Trennung von Ernst Ludwig ertrug."

„Du sehntest Dich nach mir, Dorothea?" fragte Eckebrecht, und aus seinen ernsten Augen strahlte das Glück, welches dies halb unbewußte Geständnis in ihm erweckte.

Dorothea sah zu ihm auf.

„Wußtest Du es nicht?" fragte sie leise.

„Nein, ich wußte es nicht," jubelte er und legte mit fast leidenschaftlicher Zärtlichkeit den Arm um ihre Schulter. „Deine Briefe ließen mich selten ganz erkennen, was Dich bewegte."

„Was hätte es genützt, Eckebrecht, Dir das Herz schwer zu machen," erwiderte sie sanft. „Dich band eine Pflicht . . . und," setzte sie nach kurzem sinnenden Schweigen mit strahlendem Lächeln zu ihm aufblickend hinzu, „sind wir darum heute weniger glücklich, weil wir in der Vergangenheit erkannten, wie öde das Leben dem einen Teil ohne den andern ist?"

„Base Dorothea," rief Christine vom Tisch her, „die Frau Mutter läßt Euch sagen, Ihr möchtet Euch zum Kirchgang rüsten; sie wird kommen, um mit Euch zu gehen, und der Herr Vater auch."

„Und das sagst Du erst jetzt?" drohte Dorothea der Kleinen mit dem Finger.

„Wir sind nicht deshalb gekommen,“ entschuldigte sich das Kind, bedächtig den Kopf schüttelnd.

„Wir wollten Dich fragen, Base, ob Du einen Brief vom Osterhasen hast,“ unterbrach sie die kleine Elisabeth, die an dem Tisch lehnend der Schwester zusah, wie diese die Blumen ordnete. „Kommt er?“

Ein Ruf vom Eingang her unterbrach das Kind.

Zum Kirchgang bereit, stand dort Frau Anne im vollen Festschmuck und, wie ihre kleinen Töchter, mit Frühlingsblumen in den Händen. Auf ihrem glücklichen, rosigen Antlitz malte sich Freude und Erstaunen; aber anstatt näher zu kommen, wandte sie sich in den Flur zurück.

„Ernst Ludwig,“ rief sie „Wolf Herbord, o eilt Euch, kommt und seht, welche frohe Überraschung es hier giebt,“ und nun erst kam sie, von den Gerufenen gefolgt, heran. Gerade so wie ihre jüngste Tochter warf sie, unbekümmert, was daraus werden würde, ihre Blumen auf den Tisch und schloß Dorothea in ihre Arme.

„Das ist heute fürwahr ein Freudentag!“ rief sie, während sie Eckebrecht die Hand bot. „Und aus wie vollem Herzen werdet Ihr nun Gott für den geschenkten Frieden danken, Dorothea! Man sieht die Welt und das Leben anders an, wenn man Hand in Hand mit dem Geliebten davor steht, und niemand weiß das besser als ich! Es war ein wundervoller Gedanke von Euch, Major Eckebrecht, gerade heute zurückzukehren!“

„Ich würde sehr strafbar sein, edle Frau,“ konnte dieser endlich die Ausrufungen der lebhaften Frau unterbrechen, „hätte ich solchen Gedanken gehegt und ausgeführt. Nicht mein Wille, sondern meine Pflicht hielt mich fern, und die Landgräfin war es, die mich von ihr entband.“

„Die Landgräfin rief Dich?“ forschte Dorothea erstaunt. Sie war sich der Nähe des Geliebten mit so lebhaftem Gefühl bewußt, daß sie noch nicht daran gedacht hatte, woher er so plötzlich und gerade heute und gerade jetzt gekommen. Er war

da, und sie hielt seine Hand, daneben war alles andere für sie versunken und ausgelöscht.

„Natürlich die Landgräfin,“ rief Anne dazwischen. „Immer kommt uns das Gute von ihr. Inmitten der Arbeit und Sorgen, inmitten der Schmerzen, die sie zu leiden, und der mannigfachen Pein, die sie zu erdulden hat, gedenkt sie aller. Sie ist immer bedacht, Glückliche zu machen, zu helfen, zu lindern und zu trösten. Sie vergißt das Kleinste nicht, womit sie erfreuen kann, und mütterlich ist die Güte, mit der sie jedes einzelnen sich annimmt!“

Alle stimmten Anne zu, und Trott sagte:

„Am meisten zu bewundern scheint mir immer die Weise, mit welcher sie Ratschläge empfängt und Widerspruch verträgt; auch wie sie die Meinung anderer gelten läßt, und ihre Rechte, unbeschadet aller Freundschaft, gegen anderer Rechte vertritt. Die Ritterschaft hat das oft erfahren, und Euer Herr Vater, Fräulein Dorothea . . .“

„Mein Vater!“ unterbrach diese den Major, und eine heiße Röte ergoß sich ihr über Antlitz und Nacken. „O, Eckebrecht, der Vater! Wie konnte ich nur vergessen, mit Dir zu ihm zu eilen! Macht das Glück so selbstsüchtig?“ setzte sie fragend hinzu, indem sie des Geliebten Hand ergriff, um ihn nach dem Ausgang zu ziehen.

„Er sandte mich zu Dir,“ beruhigte sie jedoch dieser. „Ich war schon bei ihm; er kommt heraus, sobald die Herren ihn verlassen haben, die noch bei ihm sind.“

„Ihr habt recht, Dorothea,“ rief Anne, „die Freude läßt alles vergessen! Der junge Landgraf ging im Auftrag Ihrer Fürstlichen Gnaden zu Euerm Herrn Vater, und ich übernahm, Euch zu benachrichtigen, daß die Frau Landgräfin-Regentin das Tedeum im Chor der Kirche mitfeiern will, und daß sie wünscht, uns alle dort um sich versammelt zu sehen. Sie läßt sich auf ihrem Sessel in das Gotteshaus tragen, und wir haben uns ihrem Zuge anzuschließen, sobald die Glocke das zweite Zeichen giebt.“

„Ich bin bereit," sagte Dorothea und machte sich sanft von Eckebrechts Hand frei, um ihrem Vater entgegenzueilen, der, von dem Landgrafen Wilhelm geführt, soeben auf der Schwelle erschien.

Bescheiden, mit freundlichem Gruß trat dieser zurück, als Dorothea, strahlend in ihrem jungen Glück, das Auge des Vaters suchte und sich dann, keines Wortes mächtig, zu dankbarem Kuß auf die Hand niederbeugte, die ihr der Greis entgegenreichte.

* * *

„Ihre Liebden meine herzliebe Frau Mutter läßt Euch fragen, Fräulein Dorothea, ob sie ihre Sache recht gemacht und Eure Wünsche bezüglich des Herrn Major von der Malsburg erraten habe?" fragte etwas später der Landgraf, als er vor Dorothea stand und leicht erkennen konnte, daß ihr Glück größer und ihr Dank inniger war, als die wenigen Worte, mit denen sie ihn auszudrücken vermochte.

Er war zu einem stattlichen, schönen jungen Mann herangewachsen, und die Ähnlichkeit, welche er schon als Knabe mit seinem Vater gehabt, war deutlicher hervorgetreten. Er hatte dasselbe träumerische, tiefe, dunkele Auge, die fein gebogene, schmale Nase, und auch auf seinen jungen Zügen lag der Ernst, den eine schwere Zeit edeln Naturen aufzuprägen pflegt.

„Ich habe heute Ihre Fürstliche Gnaden um die Gunst bitten wollen, Eckebrecht seines Dienstes zu entlassen," sagte der Obervorsteher, der auf des Eidams Arm gestützt, neben Dorothea stand; „aber Ihro Gnaden verstehen, Wünsche zu erfüllen, bevor sie ausgesprochen sind."

Die Glocken begannen anzuschlagen. Die Herren schoben ihre Binden und Wehrgehänge zurecht, und in der Thür erschienen die Knechte mit den Hüten und Mänteln für dieselben.

Frau Anne griff nach den Blumen, die von Christinens Händen wieder sorgfältig geordnet auf dem Tische lagen, und winkte den Kindern, die auf dem großen Rasenplatz Ball schlugen.

Beide kamen eilfertig mit glühenden Wangen gelaufen.

„Base Dorothea," flüsterte die kleine Elisabeth, sich zärtlich an diese anschmiegend. „Ich glaube, der Osterhase ist angekommen. Ich sah ihn vorhin durch die Gänge huschen. Ich glaube ganz gewiß, daß er es war."

„Sollte es nicht Puck, der kleine braune Hund gewesen sein?" fragte diese lächelnd zurück.

„Nein, ich glaube es war der Hase," beharrte das Kind, mit großen, bittenden Augen verlangend zu ihr aufsehend. „Wißt Ihr denn noch nicht, Base, ob er heute Eier verstecken wird?"

„Hatte er diese Absicht?" fragte der Landgraf.

„Ich wollte den Hasen darum ersuchen, und ich glaube, ich muß mein Wort halten," versetzte Dorothea.

„Natürlich mußt Du!" rief Eckebrecht freudig bewegt. „Weißt Du nicht, welchen Jahrestag wir heute haben?"

„Denselben Tag, an welchem vor vielen Jahren der Entsatz von Hanau beschlossen wurde, und gerade in Erinnerung daran hatte ich jenes Versprechen gegeben."

„Und mußt es halten, wir alle werden Deine Gäste sein?" redete Eckebrecht ihr zu.

„Ich entsinne mich noch, wie Ohm Friedrich damals sich selbst bei Euch zu Gaste lud; darf ich es ebenso machen?" fragte der Landgraf.

„Ihr werdet mir willkommen sein," sagte sie herzlich, zu dem jungen Fürsten gewandt, „aber . . ." setzte sie mit einem schelmischen Blick auf Eckebrecht hinzu, „ganz so schlimm wie Euer Ohm, Durchlaucht, dürft Ihr es beim Verstecken der Eier nicht treiben."

Eckebrecht zog sie einige Schritte voran.

„O, Dorothea," sagte er bewegt, „wie oft habe ich jenes Tages gedacht! Welches Weh brachte er über unser Land, aber auch welcher Segen erwuchs uns daraus! Das starke Bewußtsein der Treue und der Zusammengehörigkeit zwischen unsern Fürsten und uns machte er lebendig. „Allzeit getreu der gerechten Sache";

sagtest Du damals dem Vater, als er uns den beschlossenen Kriegszug kündete, und fort und fort hat seitdem das Wort mir in den Ohren getönt, welches Du aus dem tiefsten Herzen unseres Volkes zu mir geredet."

„Es ist der alte Hessenschwur, Eckebrecht," entgegnete Dorothea.

„Ich weiß es wohl," erwiderte er, „aber aus Deinem Munde, gewann er mir höhere Bedeutung." Er beugte sich herab und sagte leise in ihr Ohr. „Seit jener Stunde, Dorothea, wußte ich, daß Du das einzige Weib auf Erden bist, dem mein Herz gehört."

Sie hatte die Augen zu Boden gesenkt, aber nun erhob sie dieselben zu dem Geliebten, und unter heißem Erröten flüsterte sie:

„Und mir ist seit jenem Tage die Liebe zu Dir der gute Engel gewesen, der mich durch das Leben geleitet, ein starker Schutz vor jedem Übel!"



Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Superintendent Theophilus Neuberger und der Hofprediger Johann Kalckhoff hatten die Dankgebete für den Frieden in der großen Kirche zu St. Martin gesprochen; das Te deum laudamus des heiligen Ambrosius, welches die ganze Gemeinde stehend gesungen, war verhallt. Ernst und feierlich war die einfache alte Weise durch den hohen Raum erklungen, und aller Lippen hatten eingestimmt in das dreimalige machtvoll dahinbrausende:

„Heilig, heilig, heilig ist unser Gott,
Der Herr, Herr Zebaoth!“

Wenige Augen nur waren trocken geblieben; denn mächtig bewegte der Dank, welchen die Gemeinde heute darbrachte, die Herzen aller, und mächtiger noch, als die Worte, welche die Geistlichen von der Kanzel herab verkündigten, sprach der Anblick der verehrten und geliebten Landgräfin zu den Versammelten.

Von Landeskindern, welche sich als Soldaten in den letzten Schlachten des Krieges ausgezeichnet hatten, war sie, auf ihrem Sessel sitzend, durch die geschmückte Stadt in das Gotteshaus getragen worden; denn die Schmerzen, an denen sie seit lange litt, hatte der letzte Winter fast bis zur Lähmung gesteigert, und die Fürstin, die kaum den Mittag des Lebens überschritten, saß nun da, im Aussehen einer müden Greisin gleich.

Es waren ja noch nicht viele Jahre vergangen, seit sie hier in diesem Gotteshause, strahlend in jugendlicher Schönheit und Anmut, an des Gemahls Seite ihr Gebet verrichtet, und alle konnten erkennen, daß Kummer und Sorgen, Anstrengungen und Leiden die Kräfte der hohen Frau vor der Zeit gebrochen. Wohl hatten die Locken noch ihr schönes Blond bewahrt, aber ihre Fülle war gemindert, und die tiefen Linien um den einst so lieblichen Mund ließen das anmutig gerundete Kinn und die feingebogene Nase stärker hervortreten. Nur die Augen hatten ihren wundervollen Glanz bewahrt, und mehr als je leuchtete aus ihnen die Güte und Klarheit ihres hohen Geistes.

Umgeben von ihren Kindern und den Prinzen des Hauses, denen sich ihr Hofstaat anschloß, saß sie allen voran an der Seite des Chores, an welcher sich der gewölbte Eingang zu der Sakristei befindet, durch welche man zu dem Eingang der Gruft gelangt, die ihr Gemahl sich als letzte Ruhestätte erbaut hatte. Neben ihr zur Rechten stand der Landgraf mit seiner zur glänzenden Schönheit erwachsenen Schwester Charlotte, der Braut des jungen Kurfürsten von der Pfalz, während Prinzessin Elisabeth, noch halb ein Kind und das Ebenbild der Mutter, an deren Sessel lehnte. Zu ihrer linken saß der älteste lahme Stiefbruder ihres Gemahls, der gelehrte Prinz Hermann, und etwas weiter zurück hatte man für den Obervorsteher von der Malsburg einen Sessel aufgestellt, neben dem Prinz Ernst lehnte. Generalleutnant von Geiso sowie die alten treuen Räte Deinhardt, Scheffer, Sixtinus und viele andere standen hier, und an sie schlossen sich die Frauen des Hofes und Adels, Offiziere aller Grade, Ritter, Beamte, der Bürgermeister mit dem Stadtrat, die Stände, die Obern der Zünfte und Innungen, sowie die angesehensten Bürger an. Der ganze Chor war angefüllt von den in reicher Festkleidung Versammelten, in deren Mitte allein die Landgräfin-Regentin durch ihre tiefe Witwentrauer an die Schwere der Zeit erinnerte, die nun geendet war.

Die meisten der anwesenden Frauen hatten Blumenspenden in den Händen getragen, welche sie auf den Stufen des Altars

niedergelegt, und der Duft derselben erfüllte den hohen Raum und mahnte mit den hellen Sonnenstrahlen, welche durch die Fenster fielen, an den Frühling, der draußen blühte und mit seinem jungen Grün alles vergangene Leid des Winters bedeckte.

Eine festlich gehobene Stimmung war unschwer zu erkennen, und doch schien die Ahnung in den Versammelten erwacht, daß sie nicht oft mehr in das Antlitz der geliebten Fürstin würden schauen können. Denn nur langsam und zögernd verließ die Gemeinde das Gotteshaus, und die meisten traten noch einmal bis zu den Stufen des Chores vor, um sich mit ehrerbietigem Gruße vor der Regentin zu neigen, die nicht müde ward, mit freundlichem Winken der Hand ihren Dank für diese Huldigung zu sagen.

Erst als sich das Schiff der Kirche geleert, trat auch der Bürgermeister mit den Räten und Zunftmeistern vor, um sich mit ehrfurchtsvoller Verbeugung zu verabschieden.

Freundlich bot ihm die Landgräfin die Hand zum Kusse entgegen.

„Ich habe Euer Gestrengen schon in einem Schreiben meine Bitte zugehen lassen," redete sie ihn im herzlichen Tone an, „meiner gesamten Bürgerschaft den Dank zu sagen, der ihr gebührt für ihre Treue und die willige Hülfe, mit welcher sie allezeit bereit waren, mit mir auszuharren."

„Nicht Ihr, Fürstliche Gnaden, sondern wir allesamt, Euer ganzes Volk hat Euch zu danken," erwiderte der Bürgermeister tief ergriffen mit bebender Stimme. „Euer standhafter Mut hat uns und unserm Lande wieder errungen, was uns gehörte, und Euer ist der Ruhm. Gar oft kamen Stunden, in denen uns das Herz schwer war und wir erliegen zu müssen glaubten; aber Ihr, Fürstliche Gnaden, Ihr standet fest, wo wir Männer wankten, und oft waret Ihr allein der Hort, welcher der evangelischen Sache zum starken Felsen wurde!"

Die Landgräfin lächelte trübe.

„Meine Stärke, Herr Bürgermeister," sagte sie, „war die

Treue meines Volkes! Wenn ich den Mut fand, den Feinden Widerstand entgegenzusetzen, so fand dieses den größern Mut, Leiden auf sich zu nehmen, die wohl tausendfach mein Herz, nicht aber mich selbst so trafen, wie sie Hunderte meiner Unterthanen getroffen!"

„Auch Euch sind Leiden auferlegt gewesen, Fürstliche Gnaden," entgegnete der Bürgermeister warm, „und wie Ihr mit uns, so haben wir mit Euch jedes schwere Geschick empfunden, welches Euer Herz und Euer Wohlsein traf. Aber wir konnten Euch nichts ersparen, wie Ihr es doch gar manchesmal bei uns vermochtet! Es giebt wenige Städte im deutschen Reiche, die sich so wie Kassel rühmen dürfen, daß kein Feind in diesen langen dreißig Jahren seine Gassen betreten oder seine Mauern gebrochen hat."

„Darum hat aber meine liebe Hauptstadt doch die Unbilden des Krieges erfahren," entgegnete die Fürstin mit einem Seufzer. „Überfüllung, Hungersnot, Pest, Durchmärsche und hohe Kriegssteuern hat auch sie erlitten, aber immer und zu jeder Stunde sind mir ihre Bürger treu, willfährig und ergeben gewesen, und niemals hat Widerwilligkeit mich gekränkt. Laßt es darum alle wissen, Herr Bürgermeister, den Vornehmsten wie den Geringsten, zu wie großem Dank ich mich ihnen verbunden fühle, und daß auch der Landgraf, mein Sohn, es niemals vergessen wird, in welcher ernsten, schweren Stunde und Gefahr sie ihm willig und einmütig den Eid der Treue geleistet, da er noch ein Knabe war." —

Sie reichte dem Bürgermeister nochmals die Hand, auf welche sich dieser ehrfurchtsvoll niederbeugte, indem er sie mit den Lippen berührte. Dann wandte er sich rasch und sichtlich tief ergriffen zum Gehen.

Die übrigen Anwesenden hatten währenddem geräuschlos den Chor und die Kirche verlassen, und außer den Angehörigen des Fürstenhauses waren nur noch die Herren und Frauen des Hofes und die alten, vertrauten Räte der Regentin, General von Geiso sowie Herr Otto von der Malsburg mit Eckebrecht und Dorothea

zurückgeblieben, die beide der Fürstin für ihre Güte danken wollten.

Die Kirchendiener hatten die gewölbte Thür geöffnet, welche, neben dem Denkmal der Landgräfin Christine den Eingang zu der Sakristei verschließt, und sie gingen nun, die silbernen Weihrauchgefäße*) schwingend, in dem großen Raume langsam hinab.

Mühsam und sichtlich unter großen Schmerzen hatte sich die Landgräfin mit Hülfe ihres Sohnes erhoben und nahm nun aus den Händen Geisos einen Palmenzweig entgegen, den sie als Friedensgruß dem Gemahl auf den Sarg legen wollte.

„Die meisten von Euch, Ihr meine Getreusten unter den Treuen," wandte sie sich dann zu den rückwärts stehenden Herren, „waren bei mir in der Sterbestunde meines herzlieben Gemahls. Ihr vernahmt seine letzte Bitte an mich, in welcher er begehrte, daß ich das Schwert nicht aus der Hand legen möchte, bevor dem Lande das Recht seines Glaubens gesichert und ihm die alten Grenzen zurückgewonnen seien. Ihr hörtet mein Gelöbnis, bis zum letzten Atemzuge auszuharren bei der heiligen Sache, der er sein Leben geweiht. Mit aller Kraft, die in mir wohnte, und die mir Gott der Herr gestärkt hat, bin ich bei Tag und bei Nacht dieses meines Schwures eingedenk gewesen und zu dem treuen Wollen gab Gott der Allmächtige mir das Vollbringen.

„Ihm, der da gab über Bitten und Verstehen, gebührte mein Dank zuerst. Ich habe ihn dargebracht aus der Tiefe meiner Seele und mit Ernst in dieser Stunde gefleht, daß er wohlgefällig sein möge vor seinem Angesicht, und daß der Segen des Friedens lange ruhen möge auf meinem Volk und allen deutschen Landen.

---

*) In der reformierten St. Martinskirche zu Kassel wird noch jetzt nach altem Gebrauch während des Gottesdienstes mit Weihrauch geräuchert.

„Furchtbares hat alle Gaue betroffen; unerhörte Frevel sind überall geschehen, und wir haben erlitten, was noch niemals, so lange die Historien bestehen, über ein Volk der Erde gekommen ist!

„Aber siegreich ist unser Volk aus dem Kriege von dreißig Jahren hervorgegangen. Siegreich auch darin, daß es sich seinen Glauben und seine Sitten bewahrte und hochhielt. Rüstig und unentmutigt ist es allerorten bereit, zur Arbeit zu schreiten, das tötende Schwert des Krieges aus der Hand zu legen und das zum Leben erweckende Schwert des Friedens, die Pflugschar, zu ergreifen!

„Ich werde ihm bei dieser Arbeit nicht mehr helfen dürfen; denn ich fühle, daß meine Tage gezählt sind, und ich habe Lust, abzuscheiden und daheim zu sein bei meinem Gott und meinem lieben Herrn, der mitten aus seinem Tagewerk abberufen ward, und dessen Aufgabe ich auf meine Schultern nahm!

„Ich habe sie vollendet, denn der Frieden ist wieder eingekehrt in die deutschen Lande; aber wie ich das Schwert vor Euer aller Augen aus meines sterbenden Gemahls Händen in die meinen nahm, so verlangt es mich jetzt herzlich, in Euer, meiner lieben Getreuen Beisein, dem die Palme auf den Sarg zu legen, der sich den himmlischen Frieden schon so lange errungen!“



Schluß.

Ein Jahrzehnt war verflossen, und groß waren überall die Veränderungen, welche es mit sich gebracht, obwohl sich noch fast nirgends das blühende Gedeihen zeigte, von welchem die Menschheit geträumt.

Wohl wogten wieder Ährenfelder im Lande, aber dazwischen lagen noch immer wüste Äcker, und in den Dörfern war noch manche Hofstatt leer. Die Herden, die auf den Wiesen weideten, waren noch klein, und die Landleute, die sonst wohlgenährte Kühe und Rinder in ihren Ställen brüllen hörten, begnügten sich mit der Milch der Ziegen. Auch der Mangel an Zugvieh hinderte überall die rüstige Arbeit, und auf den Gütern des Adels sah es nur selten besser aus als auf den Höfen der Bauern. Wohl hatte man die Gebäude wieder aufgerichtet und die Dächer mit weithin leuchtenden Ziegeln gedeckt, weil an Stroh noch immer Mangel war; aber die Scheuern waren nur mit dem notwendigsten Getreide gefüllt, in den Ställen waren viele Plätze leer, und die Düngerstatt war noch allzuklein für die zahlreichen Äcker, denen sie die beste Kraft des Wachstums geben mußte. Überall trat es deutlich zu Tage, wie arg der Wohlstand geschädigt war, und wie wenig der Fleiß das Verlorene zu ersetzen vermochte.

Das Geld, welches während des Krieges leicht aus einer Hand in die andere gerollt, war jetzt nur schwer zu verdienen; denn vieles hatten die Fremden mit hinweggenommen, und der übergroßen Verschwendung war nun bei vielen knappe, ja ängstliche Sparsamkeit gefolgt.

Die meisten der Burgen, welche sonst stolz und trotzig von den Bergen in die Thäler geschaut, waren verwüstet und zerfielen langsam mehr und mehr; denn es war zu kostbar geworden, die mächtigen Steinhaufen wieder auf den steilen Höhen aufzurichten, und selbst da, wo ein festes Schloß mit starken Mauern der Zerstörung widerstanden, waren die Spuren der langen Leidenszeit doch deutlich zu erkennen.

Auch in den Städten traf man noch häufig auf solche Zeichen der Verwüstung. Viele Gebäude lagen in Trümmern, von andern hatte man hinweggenommen, was sich noch als brauchbar erwiesen, und den Schutthaufen, der zurückgeblieben war, höchstens so zur Seite getürmt, daß er den Weg durch die schmutzigen Gassen nicht allzusehr verengte.

Vor der Menge des Gesindels, welches als Räuberbande in den Wäldern hauste, oder in Scharen von Bettlern, Gauklern, Bänkelsängern und Wunderdoktoren die Lande durchzog, mußten Thore und Thüren noch immer sorgfältig bewacht und verschlossen werden, und in den Häusern hielten der ehrbare Hausherr und seine Wirtin strenger denn je Kinder und Gesinde daheim bei der Arbeit, und alle Lust an Glanz und Schmuck, an Festen, bunten Aufzügen und Gelagen schien untergegangen in einer steifen Ehrbarkeit, die sich dem freien Gebahren leichtfertiger Männer und Frauen gegenüber in geschraubten Reden gefiel.

Und dennoch war es keine ganz freudlose Zeit. Dem rührigen Wirken und Schaffen war ein weites Feld geboten, und Arbeit bleibt nie ohne Segen. Langsam aber stetig hob sich wieder das Behagen am eigenen Herd. Die Hausfrauen saßen wie ehemals mit ihren Mägden fleißig am Spinnrad, und die Weber und Bleicher bekamen guten Verdienst, so daß in die ver-

schlossenen Sparbüchsen an manchem Abend eine Münze konnte geworfen werden, die zur Beschaffung einer Freude dienen durfte. Auch die Edelfrauen verschmähten es nicht, durch eigenen Fleiß sich die Habe zu mehren und das Verlorne zu ersetzen, und wenn der Eheherr die Wände des Hauses hatte neu aufrichten und schön bemalen lassen, so sorgte die Hausfrau für die neumodischen Spinde und Schreine, die an Stelle der veralteten Truhen die neu erworbenen Schätze bargen. Leichter zu betrachten und besser geordnet lagen sie da in den Fächern, als vordem in den tiefen Kasten, und die Tischler ersannen immer neue schön verschnörkelte Verzierungen, mit denen sie die mächtigen Wandstücke schmückten. Wunderbar schnell hatte sich mit dem Frieden das alte deutsche Behagen an der unverrückbaren Seßhaftigkeit wieder geltend gemacht, und schwerer, unverschiebbarer Hausrat, der sich auf Kinder und Kindeskinder vererben ließ, war ebensowohl der Geschmack der Fürstin wie der Bäuerin.

Auch die Gewerbe hoben sich wieder, und wenn in den Werkstätten zuerst nur das Notwendige und Nützliche war geschaffen worden, so folgte ihm doch auch bald Kunstvolles nach, und nachdem die Fürsten ihr Augenmerk auf die Herstellung der Wege und Brücken gerichtet hatten und für die Sicherheit der Landstraßen sorgten, da begann auch der Handel wieder zu blühen.

Zeitungen erschienen wieder in regelmäßigen Zwischenräumen, und der junge Landgraf Wilhelm hatte sogar in seinem Lande eine Post errichtet, welche nicht nur Briefe und Waren, sondern auch Personen unter sicherer Bedeckung von einem Ort zum andern beförderte.

Aber viele von denen, welche die ganze Schwere des Krieges getragen, hatten das Entfalten dieses neuen Lebens, auf welches sie so lange und so sehnsüchtig gehofft, nicht mehr erschaut.

Zuerst war die edle, hochherzige Landgräfin Amalie Elisabeth im Schlosse zu Kassel gestorben.

Qualvoll waren die Leiden gewesen, die ihr noch auferlegt

waren, aber standhaft bis zum letzten Augenblick hat sie dieselben ertragen.

„Sie sei freudig bereit, Gott zu folgen, wie es ihm gefällig sei," hatte sie schon Monate vorher ihrem tief betrübten Sohne gestanden, und kurz vor ihrem Ende tröstete sie ihre Umgebung mit der Versicherung: daß sie nicht die geringste Ursache habe, sich des Todes zu weigern oder diese Welt ungern zu verlassen. Von Grund ihres Herzens könne sie mit Hiob sagen: „mein Gewissen nagt mich nicht meines Lebens halber; — denn," setzte sie hinzu, „obwohl ich erkenne, daß ich vor Gott eine Sünderin bin, so habe ich mich vorsätzlicher Vergehungen und Laster doch jederzeit fleißig gehütet und mein Vertrauen immerdar auf Gottes Barmherzigkeit und Jesu Verdienst gesetzt, weshalb ich kein weiteres Anliegen mehr habe und meine Sterbestunde getrost erwarte."

Und diese Ruhe verließ sie keinen Augenblick. Selbst während der größten Schmerzen, als alle sie beklagten, sagte sie: sie begehre keine Linderung, sie sei bereit zu sterben und befehle ihre Seele Gott, ihrem getreuen Schöpfer.

In ihrem Stuhle sitzend, reichte sie ihre schon erkaltete Hand den beiden Geistlichen Neuberger und Kalckhoff mit einem freundlichen „gute Nacht;" dann sah sie lächelnd und mit dem Blick herzlicher Liebe noch einmal alle die Ihren an, die sie trauernd umstanden.

„Allen, allen eine gute Nacht," rief sie ihnen freundlich zu und schloß, ihren Kopf zurücklehnend, sanft und ohne Kampf ihre Augen für immer, gerade als die Glocke des St. Martinsturmes begann, mit lauten Schlägen die achte Abendstunde Freitags des achten August 1651 zu verkünden.

Große Trauer und viele Thränen folgten der hochherzigen, edeln Frau in ihre stille Gruft. Sie hatte sich ein Denkmal verbeten; denn sie durfte gewiß sein, in den Herzen ihres Volkes zu leben. Aber sie hatte den Bürgern ihrer Hauptstadt einen Abschiedsgruß hinterlassen, wie er dankbarer und herzlicher wohl

nie zu einem Volke von solcher Stelle geredet ist. Es war nur eine einfache Holztafel, welche am Sonntag nach dem Tode der Fürstin in der Martinskirche, gegenüber der Kanzel, aufgehangen wurde. Die darauf befindlichen lateinischen Worte aber waren der Bevölkerung wertvoller als Gold oder Silber, und bald schon kannten sogar die Kinder ihre Bedeutung.

Auch dem Obervorsteher Otto von der Malsburg waren nur wenige Jahre des Friedens noch beschieden gewesen. Er hatte gern eine Welt verlassen, in welcher er erfahren, was Menschenlos ist: große Hoffnungen und kleine Erfüllung, Freude und Herzeleid, Sorgen und Trost. Er erlebte es noch, einen Enkel seines Namens auf den Armen zu halten, und sah, wie beglückt und beglückend Dorothea an Eckebrechts Herd saß. Nun schaltete sie schon lange als Herrin im Schlosse zu Elmarshausen, und blühend heranwachsende Söhne und Töchter ließen Eckebrecht und sie freudig in die Zukunft schauen.

Im traulichen Pfarrhause der Altstadt zu Hanau waltete schon lange ein anderer des Amtes, dem Herr Bernhard Ammonius so treulich vorgestanden. Er war heimgegangen, und Frau Katharina, der eigne Kinder versagt geblieben, war ihm bald gefolgt; aber Desirée, die Waise, die niemals den Namen ihrer Eltern erfahren, hatte treulich den Pflegeeltern die Tochter ersetzt und Freude in das Leben der Einsamen getragen. Jetzt war sie längst die Hausfrau eines angesehenen Bürgers und ordnete sorglich im stattlichen Hause.

Und zu den unvergessenen Toten gehörte auch Prinz Friedrich. Ihm hatte der Frieden mit seinen stillen Mühen und Arbeiten nicht das Leben auszufüllen vermocht. Aufgewachsen im Krieg und gewöhnt an den bunten Wechsel und die Aufregungen desselben, fand er in dem ruhigen Leben zu Eschwege oder auf seinen Gütern bei Bremen kein Genügen. Er war in schwedischem Dienst geblieben, und als der Bruder seiner Gemahlin, der König Karl Gustav 1655 in Polen einbrach, befehligte er dortselbst einen Teil des Heeres. Vor dem Städtchen Costian traf ihn am

vierundzwanzigsten September desselben Jahres ein Schuß in die Brust, an dem er nach wenigen Stunden starb. Sein kleiner Sohn war ihm vorangegangen.

Wolf Herbord von Buchenau war in Kriegsdiensten geblieben und befehligte in Kassel das weiße Leib-Regiment, welches zur Sicherung der Hauptstadt daselbst in Quartieren lag, und an seiner Seite schaltete wirklich Käthe von Günderode als Hausfrau. Wenn Frau Anne von Trott mit leichtem Stirnrunzeln des großen Altersunterschiedes der beiden gedachte, so setzte sie doch schnell hinzu, daß dennoch die heitere Käthe die rechte Gefährtin für ihren oft allzu ernsten Bruder geworden sei, den allein die Jugend seiner Hausfrau davor bewahre, vor der Zeit zum Greise zu werden.

Und in dem traulichen Wohngemach des Buchenauschen Hauses, da wird am warmen Ofen zur Winterszeit auch gar oft noch des treuen, warmherzigen Fähnrichs Johannes Roen gedacht, der fern der Heimat auf dem kleinen Kirchhof von Allerheim den letzten Schlaf schläft, und dessen Sehnsucht, in Hessenerde zu ruhen, sich nicht erfüllte.

Das bleibt ein Schmerz auch für Frau Käthe und die lauschenden Kinder, denen der Vater oft von dem Gefährten und treuen Genossen seiner Jugend erzählt, und selbst der Trost, daß die Erde überall des Herrn, vermag ihn nicht ganz zu verbannen. —

Selten nur blieb im Winter das Malsburgsche Haus an der St. Martinskirche leer, und wenn Eckebrecht mit seiner immer noch schönen Hausfrau hier einkehrte, um seinem Fürsten aufzuwarten und Sitz und Stimme in der Versammlung der Landstände einzunehmen, so kehrten auch häufig Herr Ernst Ludwig und Frau Anne von Trott mit ihren Töchtern hier ein. Sie hatten sich auf ihrem Gute zu Lispenhausen ein behagliches Heim geschaffen, und wenn der freundliche, behäbige Major, dem mit den Jahren die Kriegslust ganz abhanden gekommen war, mit Stolz auf seine schönen Töchter blickte, so vergaß er darüber, wie heiß er sich einst einen

Sohn gewünscht, und dachte daran, daß in Solz und auf andern Höfen seines Geschlechts Söhne der Vettern die Sorge unnütz machten, daß man den alten Schild der Trotten zu Solz zerbrechen müßte.

Frau Anne hatte sich wenig verändert; das Glück, an ihres geliebten Ernst Ludwigs Seite war ihr getreu geblieben. Wie sie vordem gern hoffnungsfreudig in die Zukunft geschaut, so lenkte sie jetzt gern die Blicke in die Vergangenheit zurück. In ihrem Herzen lebten alle, die ihr und denen sie angehört hatte, in Liebe und dem hellen Glanze fort, in welchem uns unsere geliebten Toten leben, und gern sprach sie mit Frau Dorothea von dem Leid, das nun überwunden war, überwunden durch den standhaften Mut einer Frau, die auch als Heldin niemals aufgehört hatte, ein Weib zu sein.

So oft sie mit ihren Töchtern und Dorothea sowie deren Kinderschar das Gotteshaus zu St. Martin besuchte, traten sie alle zu der Tafel heran und lasen laut die Worte, welche die Unvergessene fort und fort zu ihnen allen und den kommenden Geschlechtern sprach:

Beste Bürger!

Zur Ehre des höchsten Gottes lasse ich Euch dies Zeichen und diesen Ausdruck meines Wohlwollens zurück, weil die wahre Liebe, die ich zu Euch im Herzen trage, sich nicht bildlich darstellen läßt!

Lebt glücklich!

Sendet Eure Gebete zum Himmel für das Wohl Eurer Fürsten, damit Euch unter ihrer gerechten Regierung nichts fehle zum glücklichen Leben.

Das gebe Gott!

Amalie Elisabeth, Landgräfin zu Hessen.



Im Verlage von Georg H. Wigand in Kassel erschien:

Heinrich von Brabant, das Kind von Hessen,

Historische Erzählung von H. Brand,

Zweite Auflage.

484 Seiten brochirt 5 Mark, fein gebunden 6 Mark.

Nachstehend erlaubt sich die Verlagshandlung auf einige Urteile der Presse aufmerksam zu machen.

Grenzboten.

„Der Verfasser dieser Erzählung hat sich die Aufgabe gestellt, unter sorgfältiger Benutzung des vorhandenen historischen Materials eine treue Darstellung der Losreißung Hessens von der Landgrafschaft Thüringen in dichterischer Form zu geben. Er hat ein Werk geschaffen, welchem man das liebevolle Eingehen in den Charakter von Zeit und Land mit Vergnügen anmerkt, und so gewinnt das Buch auch für denjenigen Leser seine Bedeutung, der nicht durch engere Heimatinteressen gefesselt wird. . . . . . Allgemeines Interesse hat jedenfalls die kunstverständige, ruhige Art der Darstellung. . . . Die Sprache ist rein und angenehm und verrät einen gebildeten Geist."

Dichterheim.

„Das Leben auf den Burgen, in den Klöstern, in den Städten, die Sitten der Zeit, ihre Lieder und ihre Spiele, adeliger Sinn und freches Raubrittertum, vor allem aber auch echte, deutsche, ideale Minne treten uns in warmer Schilderung vor das geistige Auge. Dabei ruht alles auf strengster Forschung, selbst die trockenen Rechtsverhältnisse jener Tage sind auf das richtigste erfaßt und durch das Leben uns interessant gemacht. Die Losreißung Hessens ist mit viel Glut geschildert, und mein Thüringer Herz hat dem Autor zuweilen gegrollt, das eben ist aber vielleicht ein gutes Zeichen für ihn, daß er selbst für jene alten Tage mein Stammesbewußtsein zu wecken vermochte."

Ueber Land und Meer

hebt hervor, daß dieser Roman: „der dem empfindsamen Herzen nicht allzuviel Nahrung bietet, dagegen durch ganz vortreffliche Charakteristik von Land und Leuten und einen bemerkenswerten, soliden historischen Zug den Leser ungewöhnlich interessiert."

Deutsche Rundschau.

„.... Das Bild der Zeit ist so wohlgelungen, die Begebenheiten sind so mannigfaltig, Gesinnung und Moral so tadellos, daß das Buch einen sehr angenehmen Eindruck hinterläßt und als ein unterhaltendes und belehrendes auch der Jugend warm empfohlen zu werden verdient."

Reichsbote.

„.... Bei Darstellung der Ereignisse hat sich der Verfasser streng an das vorhandene historische Material gehalten und das Leben auf den Burgen, in den Klöstern und Städten ist im strengsten Anschluß an die Geschichtsquellen geschildert. Mit wechselndem Interesse und warmer Begeisterung wird jeder deutsche Leser dem vorliegenden Buche folgen, welches ihn in die vertraute Nähe der nächsten Nachkommen der heiligen Elisabeth führt, deren Enkelsohn Heinrich von Brabant war."

Hessische Blätter.

„.... Es ist uns eine seltene Freude, dieses Buch hier anzeigen zu können, welches wir für eine der bedeutendsten Leistungen auf dem Gebiete des neueren historischen Romans halten, wie er sich in Anlehnung an Scheffels „Ekkehard" und Gustav Freytags „Ahnen" entwickelt hat. .... Wir dürfen namentlich noch hervorheben, daß die kulturgeschichtlichen Schilderungen von seltener Treue und Lebhaftigkeit sind. .... Alles ist so wahr, lebendig und schön dargestellt, daß wir gar manches davon unbedenklich noch über die mit Recht berühmten Freytag'schen Schilderungen setzen möchten."

Deutsches Tageblatt.

„.... Und diese Dichtung darf als ganz besonders gelungen bezeichnet werden und verdient vor allem eine Anerkennung. Während wir von einem Strom von Romanen überflutet sind, welche alle die persönliche Zuneigung zwischen Mann und Weib als das höchste Motiv bezeichnen, eine Neigung, welche oft wenig Seelisches in sich trägt, stellt uns H. Brand in seinem Buche wieder einmal vor ein erquickendes Bild aus jenen Tagen, wo Treue und Heiligkeit des gegebenen Wortes, Unterwerfung unter Gottes Führung und die strenge Pflicht mehr galten, als die Selbstberechtigung, welche nach allem greifen zu sollen glaubt, wonach ihr gelüstet. .... Vergessen wir doch nicht, daß nicht nur Eltern und Lehrer, Kirche und Haus, sondern auch Kunst und Literatur verantwortlich sind für die Erziehung des jungen Deutschlands.

Neue Preußische (†) Zeitung.

„.... Ein auf Grund der alten Chroniken künstlerisch ausgeführtes Geschichtsgemälde des ersten hessen-thüringischen Landgrafen und seiner thatkräftigen Mutter, Sophie Herzogin von Brabant, und ganz besonders geeignet zur Verbreitung in Volks- und Schulbibliotheken."

Hanauer Zeitung.

„. . . . Die Erzählung fließt leicht und glatt dahin. Der Stil ist durchaus elegant. Und nicht am Geringsten ist anzuschlagen, daß über dem Ganzen ein Geist der Reinheit und sittlichen Integrität ruht, den man leider bei den modernen Produkten bedeutender Schriftsteller oft vergebens sucht. Ein von solchem Geist erfülltes Werk eignet sich am besten für die reifere Jugend und es ist allen, die Liebe zum Vaterland haben, aufs Wärmste zu empfehlen."

In der „Didaskalia" sagt Herr Oberbibliothekar Dr. Albert Duncker zu Kassel:

„Auch für das heranwachsende Geschlecht kann „Heinrich von Brabant" als Bildungsmittel bestens empfohlen werden. Die sittliche Hoheit, die wahrhafte und ungeheuchelte Frömmigkeit, welche in seinen Hauptcharakteren uns entgegen treten, sind ganz dazu angethan, die jungen Herzen zu erheben und für das Große und Edle in der vaterländischen Vergangenheit zu begeistern."

Auch Herr Geheimrat und Provinzial-Schulrat Dr. Bezzenberger in Coblenz schreibt:

„Eine Parallele zwischen Ihrem Buch und Gustav Freytag's „Ahnen", in dessen drittem und mehr noch in seinem vierten Teil darf man wohl ziehen. Möchten nur solche Bücher sich immer mehr in unsrer lesenden deutschen Welt einbürgern, damit wieder ein besserer Geschmack heimisch werde."



und indem wir ein Bild der Zustände Mitteldeutschlands im Mittelalter erhalten, sehen wir zugleich Menschen, die uns interessieren, in spannender Entwickelung ihres Schicksals vor uns."

Der Literarische Merkur

bringt eine größere Kritik des Herrn Redakteur Philipp Stein, die mit den Worten beginnt:

„Das mir vorliegende Buch bedeutet eine durchaus erfreuliche Vermehrung der kleinen Anzahl guter historischer Romane. Ich möchte diese Dichtung den letzten Bänden der „Ahnen" Gustav Freytags, Scheffels „Ekkehard" zur Seite stellen. Hiermit wird für einen historischen Roman wohl das denkbar größte Lob ausgesprochen, aber dieses Buch H. Brand's verdient dieses Lob in vollstem Maße."

Und am Schluß heißt es:

„Es ist ein gutes Buch, das durchaus Beachtung verdient ... Ich wiederhole: ein gutes Buch, das jedem Leser Freude machen wird."

Die Hessischen Blätter,

welche weitläufig in zwei Nummern auf den Inhalt des Romans eingehen, sagen über die Arbeit selbst an verschiedenen Stellen:

„Der Verfasser, welcher sich vor zwei Jahren mit seinem Roman „Heinrich von Brabant" die Gunst des Publikums im Sturm eroberte, erscheint hier mit einer zweiten größeren Erzählung geschichtlichen Inhaltes, von der wir gleich im voraus sagen dürfen, daß sie sich jener ersten Gabe ebenbürtig anreiht, also die lebendigste Teilnahme der zahlreichen Freunde derselben beanspruchen darf. — — — Die großartige Tragik der Verwickelungen ist von dem Verfasser in geradezu meisterhafter Weise zur Geltung gebracht. — — — Die ruhige Wärme und klare Durchsichtigkeit der Darstellung, die scharfe, auf feiner Beobachtung und tiefer Kenntnis des Welt- und Seelenlebens beruhende Charakterzeichnung, sowie die reiche, durchweg echt kulturgeschichtliche Schilderei müssen ohne jede Einschränkung dieser Erzählung nachgerühmt werden. — — — Man darf diesem Buch das selten genug gewordene Lob spenden, daß es frei von jeder Geschmacklosigkeit, aber reich an besonderen Schönheiten ist. — — — Das Buch kann der erwachsenen und erwachsenden Jugend nur mit Nutzen in die Hand gegeben und auf's Wärmste und Angelegentlichste empfohlen werden." —

Kreuz-Zeitung:

„Der Verfasser schildert uns keine fehlerlosen, unmöglichen Menschen, sondern Kinder jener Zeit mit ihren guten Eigenschaften und ihren Schwächen; aber gerade darin liegt der Wert des Buches, dem wir einen recht großen Leserkreis wünschen."

Allgemeine Zeitung in München.

„Dieses Buch hat so schönes Verdienst und ist dabei so eigenartig, daß wir auch in diesen Blättern darauf aufmerksam machen müssen. Von einer romanhaften Verwickelung ist darin kaum etwas zu spüren. Reiz und Spannung liegen in der Geschichte selbst. — — — Der Hergang wird so einfach und natürlich, mit solcher, wir möchten sagen leib- und handhaften Wahrhaftigkeit erzählt, daß jede Ahnung ausgeschlossen ist, es könnte sich mit den innern Gründen, wie mit den Begebenheiten selbst auch anders verhalten haben. Wunderbar aber ist die kulturhistorische Treue dieser geschichtlichen Bilder. Nur wer selbst vertraut geworden ist mit den Menschen, Sitten und Einrichtungen des sechzehnten Jahrhunderts, wer sich durch Studien in Chroniken, Urkunden und Rechtsbüchern, durch Betrachtung der Gemälde, durch Eindringen in die Baulichkeiten der Burgen, Stadthäuser und Bauernhöfe länger mit jener Zeit beschäftigt hat, vermag die Richtigkeit, die innere und äußere Wahrheit vollständig zu würdigen. Von neuern Schöpfungen dieser Art wüßten wir nur Weniges dem an die Seite zu setzen. Haben die Werke von Freytag und Scheffel mehr poetischen Duft und reicher schillernde Farben, so ist das hier besprochene Werk vollbelebt durch warmes Herz und Gemüt. Sittlicher Adel durchleuchtet wohlthuend und erhebend das Buch und nichts ist darin zu finden von jener abscheulichen Kunst, in lieblichen Novellen und anmutiger Sprache süßes Gift in die Seelen zu streuen und mit feinem Bedacht der Gottesfurcht, der idealen Liebe und vor allem der guten, alten deutschen Sitte, lächelnd ein paar Hiebe beizubringen."

Deutsches Tageblatt (Berlin):

„Der Hauch von Reinheit, tadellose Moral, die sittliche Hoheit der Hauptpersonen lassen das Buch in hohem Maße geeignet erscheinen zur Lektüre nicht nur für Erwachsene, sondern auch für die heranwachsenden Söhne und Töchter. — — — Die schöne, gefällige, im Dialog etwas gefärbte Sprache verleihen der Erzählung einen eigenen Reiz. Manche Episoden sind meisterhaft vorgetragen und erscheinen als wahre Perlen deutscher Prosa."

Die Weser-Zeitung:

„Nicht allein von historischer Treue, sondern auch von poetischer Schaffenskraft zeugt die Erzählung. Die auftretenden Gestalten sind wirkliche Menschen von Fleisch und Blut. In ihren Anschauungen zeigt sich überall die gewaltige Erschütterung der Geister durch die Reformation und dabei sind andere Partien sehr lieblich, so namentlich das Aufkeimen der Liebe des früh verwitweten Ritters vom Stein. — — — Wir dürfen „In Lehnspflicht" warm empfehlen. Solche Erzählungen aus der deutschen Geschichte bilden die gesundeste geistige Nahrung für Jung und Alt."

Allgemeine konservative Monatsschrift:

„Eine vortreffliche, streng geschichtliche, mit kulturhistorischem Stoffe reichlich ausgestattete Erzählung, in welcher die Liebesaffairen wie billig, eine bescheidene Rolle spielen.“ —

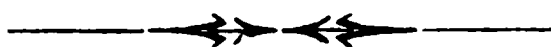
Romanzeitung.

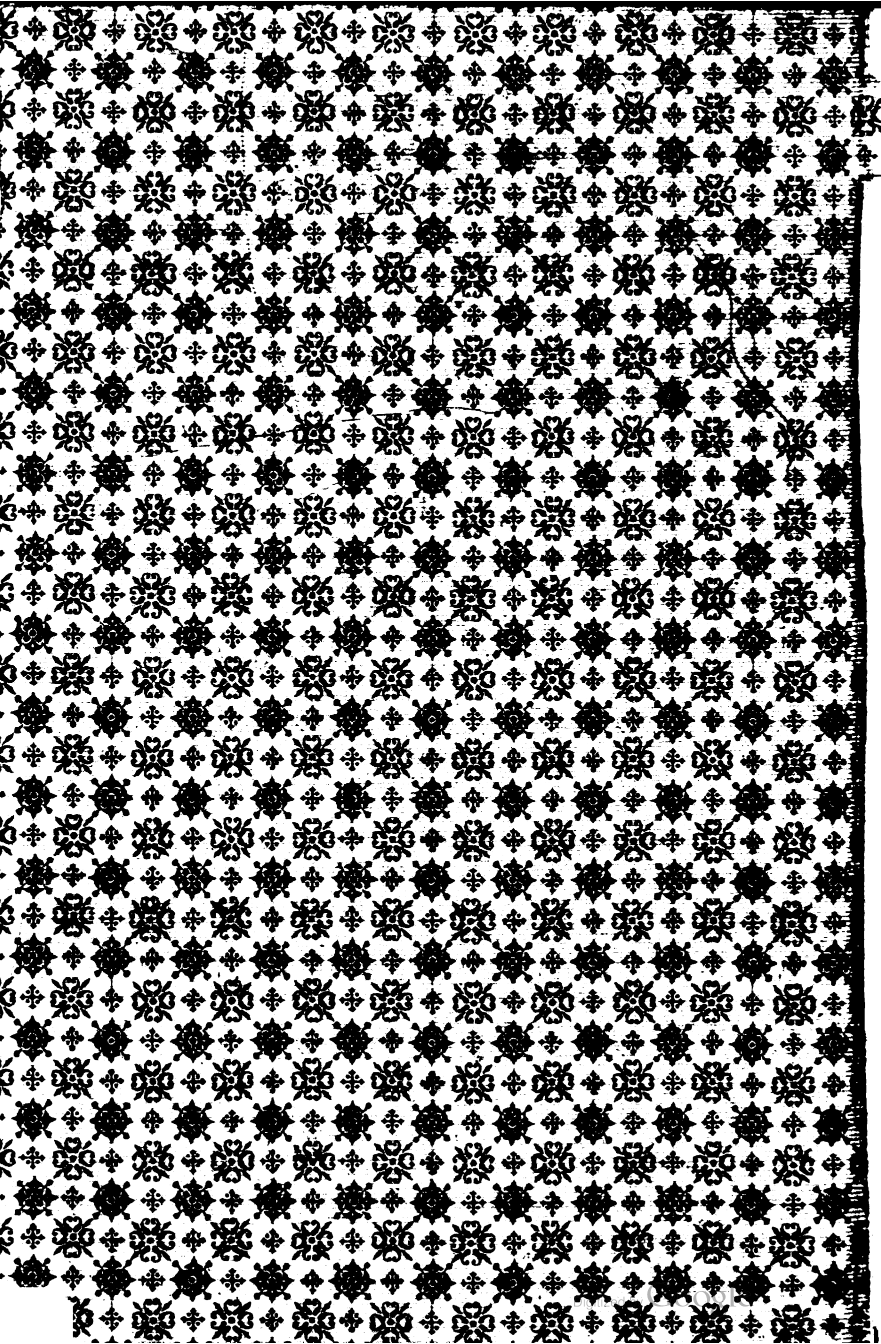
„Die Handlung ist sehr geschickt aufgebaut und fesselt bis zum Schluß. Es ist eine echt deutsche Rittergeschichte, welche durch die liebevolle Schilderung der damaligen Sitten, der Herzenseinfalt und Frömmigkeit der Hauptpersonen, des Lebens und Treibens auf den Schlössern und Burgen jener Zeit ungemein sympathisch berührt. Daß das Buch namentlich der Jugend und den weiblichen Gliedern der Familie in die Hand gelegt werden darf, soll hiermit ausdrücklich erwähnt sein, es verdient nicht nur gelesen, sondern auch gekauft zu werden.

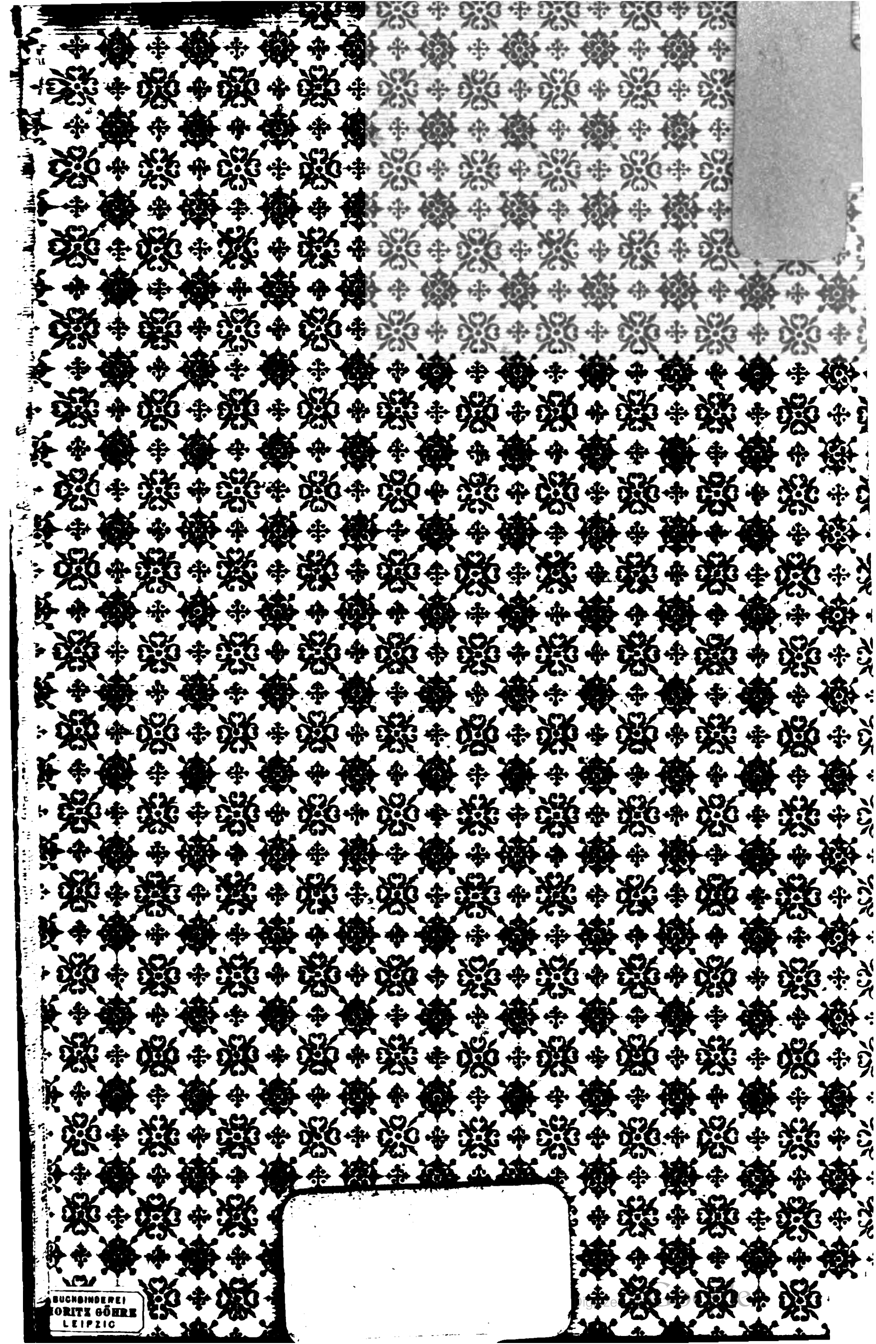
Die Blätter für literarische Unterhaltung

sagen in ihrer ausführlichen Besprechung:

„In Lehnspflicht“ von H. Brand ist ein reichhaltiges Gemälde und ein echt historischer Roman. — Handlung ist übergenug da, und ihr Strom ist konseqnent und rasch; der Gang der Erzählung staut sich keinen Augenblick. Ritterfahrten und deutsches Bürgerleben in ihren mannigfachen Phasen und Formen, im Kriege wie im Frieden, reich, wahr und farbig; dazu das fürstliche Hofleben unter drückendem Wechsel von Schlägen, in Bangen und Schwanken; mitten in den Stürmen der Zeit die intime Herzensgeschichte einiger Liebespaare, treu und innig; Szenen aus dem Gerichtswesen jener Tage; noch ein Rest von studentischem Burschen- und Bachantentreiben; allerlei von städtisch-kaufmännischem Gewerbe; endlich mit größter Wucht und Eindringlichkeit die ganze Schwere, die Wechselfälle und Schrecken eines mit zügellosen Landsknechtschaaren geführten Krieges; das sind der Szenerien mehr als genug, um ein farbiges, wechselreiches und vielgestaltiges, gewichtig und sinnvoll uns ansprechendes Bild bewegter Tage zu liefern, ein Bild, vertieft durch die mit überzeugender Wahrheit verfolgte psychische Gestaltung aller der Personen, die lebhaft unser Interesse beschäftigen. Es ist durchgebildete Arbeit und gediegene Charakteristik; auch hier scheint, wie das dem Verfasser schon einmal gelungen, historische Wahrheit und dichterische Erfindung in glücklichen Einklang gebracht.






BUCHBINDEREI
ORITZ GÖHRE
LEIPZIG